

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie
Band XXIV

Gesamtserie
Band 73

WIEN 1970

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
der
Burgenländischen Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen
Verbände Österreichs

Abhandlungen und Mitteilungen

Franz und Gerhard M a r e s c h, Die Pichlmühle in der Loich. Vom Getreide zum Brot. Katalog und Bemerkungen zu den Musealobjekten in der Pichl-Mühle, Loich, Niederösterreich (mit Abb.)	1
Wilhelm H u d i t z, Vom österreichischen Bauernessen einst und jetzt. Versuch einer Überschau	39
Hiltraud A s t, Das Marktbuch des Gutensteiner Wachsziehers Johann Wiedorn	52
Pauli H a n r e i c h - L u d w i g, Hinweis zu den Prügelkrapfen	60
Wolfgang H a i d, Zwei Wildldarstellungen auf Gefäßboden aus dem Liesingtal, Steiermark (mit 3 Abb.)	61
Leopold S c h m i d t, Die Sitzsteine auf dem Judenbichl bei Villach	101
Fritz F a h r i n g e r †, Tiere und Tiersymbole auf Waagen	111
Helge G e r n e r d t, Über den Quellenwert älterer Märchen- und Sagensammlungen, am Beispiel des seemännischen Erzählgutes	122
Helga T h i e l, Brauchtum aus Erlaufboden in Niederösterreich	132
Hans H o c h e n e g g, Zu den „zerkratzten Marientalern“ und dem „heiligen Staub“ (mit 2 Abb.)	149
Linde S c h u l l e r, Zur „Volkskunde des Autos“ (mit 5 Bildseiten)	152
Klaus B e i t l, Ober-Laa, eine dörfliche Stadtrandgemeinde von Wien. Versuch einer volkskundlichen Bestandsaufnahme (mit 10 Abb.)	201
Margarete B u c e k, Die Wallfahrt der Wiener Seidenfabrikanten (mit 2 Abb.)	216
Maria K u n d e g r a b e r, Zu einer „Volkskunde des Autos“	219
Hans N i e d e r m e i e r, Wiener Volksleben im 15. Jahrhundert nach den Predigten von Johann Geus	220
Linde S c h u l l e r, Ein Glücksbrief anno 1970 in der Großstadt	229
Hans P i e n n, Papierkrippen aus der Werkstatt der Familie Tendler (mit 6 Abb.)	261
Peter K e s t i n g, Der geistliche Maien. Eine allegorische Predigt des 15. Jahrhunderts	264
Walter B e r g e r, Malkreuz-Grabkreuze in Mittel-Slawonien (mit 10 Abb.)	272
Klaus B e i t l, Ein Pfarrhofzeichen aus Thüringerberg, Vorarlberg (mit 2 Abb.)	278
August S u t t e r, Sagen von Trofaiach, Obersteiermark, und Umgebung	285

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

17. Leopold S c h m i d t, Spatenforschungen im nördlichen und nordwestlichen Europa	174
--	-----

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum. Jahreshauptversammlung 1969 (Schdt.)	63
Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum (Schdt.)	63
Museumseröffnung in Stegersbach, Burgenland (M. Kundegraber)	64

Ausstellung Max Kislinger (Schdt.)	65
2. Hafner-Symposium in St. Justina in Osttirol (Paul Stieber)	65
V. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählfor- schung (Klaus Beitzl)	176
Der wissenschaftliche Film in der Volkskunde: Kongreß in Detmold (Elfriede Lies)	176
Totentafel:	
Hans Gielge, Fritz Fahringer, Ludwig Fober (Schdt.)	177
Verein und Museum für Volkskunde 1969/70. Tätigkeitsbericht (Klaus Beitzl)	231
„Hirtenkultur in den Ostalpen.“ Bericht von der 6. Arbeitstagung der Freien Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ in Thusis, Graubünden (Klaus Beitzl)	235
Zum Tode von Alfred Karasek (Georg R. Schroubek)	238
Die 5. Steiermärkische Landesausstellung in Graz: „Das steirische Handwerk“ (Schmidt)	295
12. Österreichische Volkskundetagung in Melk, Niederösterreich (Dietmar Assmann)	297
Feierliche Eröffnung des Österreichischen Freilichtmuseums (Schmidt)	298
Zwei neue Museen in Oberösterreich (Franz Lipp)	299
Bericht von einer Dorfuntersuchung in Savoyen, Frankreich (Klaus Beitzl — Arnold Niederer mit 2 Abb.)	300
Wolfgang Haid † (S. Walter)	302
Ernst Gasteiger † (G. Smola)	303

Literatur der Volkskunde

Österreichischer Volkskundeatlas, 3. Lieferung. Geleitet von Richard Wolfram, Egon Lendl, Ingrid Kretschmer, unter Mitarbeit von Edith Kienk (Schmidt)	67
Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Registerband (Karl Horak)	68
Walter Deutsch und Gerlinde Hofer, Die Volksmusiksam- mlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Sonn- leithner-Sammlung) (Rolf W. Brednich)	70
Elfriede Grabner, Martinisegen und Martinigerte in Österreich (Schmidt)	72
Max Kislinger, Bauernherrlichkeit. Alte bäuerliche Kunst (Schmidt)	73
Kristian Sottriffer, Das Salzkammergut. Mit Beiträgen von Franz Carl Lipp und Karl Lukan (Schmidt)	73
Leobener Grüne Hefte. Herausgegeben von Franz Kirnbauer (Schmidt)	74
Das Buch vom Salzburger Land. Herausgegeben von Inge Lindt (Schmidt)	74
Josef Ringler, Alte Tiroler Weihnachtskrippen (Schmidt)	75
Karl-Heinz Werner, Die Almwirtschaft des Schnalstales (Schmidt)	75

Hans Fink, Verzaubertes Land. Volkskult und Ahnenbrauch in Südtirol (Schmidt)	77
Walter Weinzierl, Sagen aus Dornbirn (Klaus Beitzl)	77
Walser Museum. Führer durch die Schausammlung von Elmar Vonbank (Klaus Beitzl)	79
Gottscheer Volkslieder. Gesamtausgabe, Bd. I, Herausgegeben von Rudolf W. Brednich, Zmaga Kummer und Wolfgang Suppan (Schmidt)	80
Leopold Kretzenbacher, Kynokephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung (Schmidt)	81
Karl Spieß, Der Vogel. Bedeutung und Gestalt in sagtümlicher und bildlicher Überlieferung (Schmidt)	82
Herbert Januhn, Vor- und Frühgeschichte (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. 1) (Schmidt)	83
Wolfgang Brückner, Populäre Druckgraphik Europas: Deutschland (Schmidt)	84
Ingeborg Weber-Kellermann, Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften (Schmidt)	85
Wilhelm Hansen (Hg.), Arbeit und Gerät in volkskundlicher Dokumentation (Schmidt)	86
Albert Walzer, Baden-württembergische Bauernmöbel, Teil II: Truhen — Bettladen usw. (Schmidt)	87
Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Herausgegeben von Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner (Schmidt)	87
Barbara Goy, Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg (Schmidt)	89
Bernhard Schemmel, Sankt Gertrud in Franken (Schmidt)	90
Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres (Schmidt)	91
(Ein Team slowakischer Autoren), Wir fahren in die Slowakei (Schmidt)	91
Paul Nedo und Rolf Langematz, Sorbische Volkskunst (Schmidt)	92
Journal of the Folklore Institute. Übersichtsheft über deutsche Volkskunde (Schmidt)	93
Anne de Maupéou und Alfred Foucaud, Coiffes Vendéennes (Klaus Beitzl)	94
Edit Fél, Tamás Hofer, Klara K-Csillery, Ungarische Bauernkunst (Schmidt)	95
Istvan Racz und Niilo Valonen, Finnische Volkskunst (Schmidt)	96
Jorma Heinonen, Old Finnish Furniture (Schmidt)	96
Leopold Schmidt, Volkstracht in Niederösterreich (Mathilde Hain)	178
Helene Grunn, Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz (Georg Schroubek)	179

Ignaz v. Zingerle, Sagen aus Tirol. Neuausgabe von Hans Biedermann (Schmidt)	181
Jahrbücher des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs (Schmidt)	181
Art populaire de la France de l'Est. Herausgegeben von Adolphe Riff (Klaus Beitzl)	182
Joseph L e f f t z, Das Volkslied im Elsaß, Bd. III (Schmidt)	186
Leander P e t z o l d t, Der Tote als Gast. Volkssage und Exempel (Schmidt)	187
Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 19, 1969, herausgegeben von Karl M e i s e n (Schmidt)	188
Peter Wolfersdorf, Die niedersächsischen Berggeistsagen (Schmidt)	190
Franz Georg B r u s t g i, Sagen und Schwänke vom Neckar und Unterland (Schmidt)	190
Paul Z a u n e r t, Rheinlandsagen. Neuausgabe in einem Band (Schmidt)	191
Siegfried N e u m a n n, Ein Mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust (Schmidt)	191
Peter A s s i o n, Die Mirakel der hl. Katharina von Alexandrien (Schmidt)	192
Hildegard O h s e, Die Wallfahrt Föching im Spiegel der Mirakelbücher (Schmidt)	193
Atlas der schweizerischen Volkskunde, begründet von Richard Weiß und Paul Geiger, I. Teil, 7. Lieferung (Schmidt)	193
Axel S t e e n s b e r g (Hg.), Dagligliv i Danmark i det syttende og attende Aarhundrede (Kai D. Sievers)	194
Märchen der Weltliteratur:	
Rumänische Volksmärchen, hg. Felix K a r l i n g e r und Ovidiu Birlea	
Tschechische Volksmärchen, hg. Oldřich Š i r o v a t k a (Schdt.)	196
Märchen der europäischen Völker, Bd. 8: Unveröffentlichte Quellen (Schmidt)	197
Wörterbuch der Bairischen Mundarten in Österreich, Bd. 1, Lieferung 6 und 7 (Schmidt)	240
Viktor Herbert P ö t t l e r, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (Schmidt)	240
Herbert L a g e r, Österreichische Tänze, II. Teil (Franz Schunko)	242
Josef R i c h t e r, Briefe eines Epeldauers. Neuausgabe durch Ludwig Plakolb (Schmidt)	243
Josef S c h ö n e c k e r, Arbeit, Brot und Frohsinn im Innviertel (Schmidt)	243
Wolfgang S u p p a n, Lieder einer steirischen Gewerkensfrau aus dem 18. Jahrhundert (Schmidt)	244
Ida W e i ß, Kärntner Lebensbilder (Schmidt)	245
Helmut P r a s c h, Der alpine Mensch und sein Zeug (Schmidt)	245
Hans H o c h e n e g g, Kulturbilder aus Solbad Hall und Umgebung (Schmidt)	246
Heinrich S i u t s, Die Ansingelieder zu den Kalenderfesten (Schmidt)	246

Jahrbuch für Volksliedforschung, Bd. XIV (Klaus Beitzl)	248
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 12 (Schmidt)	249
Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1965/69, (Schmidt)	251
Alfred Höck, Ludwig Emil Grimm. Bilder aus Hessen (Schmidt)	252
Wolfgang Rudolph, Segelboote der deutschen Ostseeküste (Schmidt)	252
Jan Jans, Ländliche Baukunst in den östlichen Niederlanden (Schmidt)	253
Wolf Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen (Schmidt)	254
Georgios A. Megas, Meletai laikes architektonikes (Studies in Folk architecture) (Schmidt)	255
Franz Höpflinger (Hg.), Rund um den Grimming (M. Kundegraber)	304
Hertha und Friedrich Schöber, Wanderungen im Mühlviertel (Schmidt)	304
Rudolf Walter Litschel, Zwischen Hausruck und Enns (Schmidt)	305
Hans Heyn (Hg.), Land und Leute zwischen Salzach und Inn (Schmidt)	305
Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth (Schmidt)	306
Wolfgang Suppan (Hg.), Ein Berg verändert sein Antlitz (Schmidt)	308
Günter Albrecht und Günther Dahlke, Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart (Schmidt)	308
Gerhard Eis, Vom Zauber der Namen (Schmidt)	309
Marianne Klaar, Tochter des Zitronenbaums, Märchen aus Rhodos (Schmidt)	310
Jens-Ulrich Davids, Das Wildwest-Romanheft in der Bundes- Republik (= Volksleben Band 24)	
Harald Dankert, Sportsprache und Kommunikation (= Volks- leben Band 25) (Schmidt)	310
Manfred Reinartz, Genese, Struktur und Variabilität eines sogenannten Ehebruchsschwanks (Blindfüttern aus Untreue) (Schmidt)	311
Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, hg. Karl Meisen, Bd. 20 (Schmidt)	312
Gids voor de Kruidentuin van het Nederlands Openluchtmuseum (M. Kundegraber)	313
Alice Gaborjan, Ungarische Volkstrachten (M. Kundegraber)	314
Katherine Briggs und Ruth Michaelis-Jena, Englische Volksmärchen (Schmidt)	315
Alpes Orientales (Schmidt)	316

Anzeigen

Einlauf 1966—1969:

Speisenvolkskunde	98
Sage / Legende / Volksbuch	198

Einlauf 1968—1970:

Beiträge zur Volkskunde von Wien	257
--	-----

Einlauf 1968—1970:

Religiöse Volkskunst, Krippen	318
---	-----

*

Schallplatten

Ungarndeutsche Märchenerzähler (I) (Schmidt)	256
--	-----

Die Pichl-Mühle in der Loich

Vom Getreide zum Brot.

Katalog und Bemerkungen zu den Musealobjekten in der
Pichl-Mühle, Loich, Niederösterreich.

(Mit Abbildungen)

Von Franz und Gerhard M a r e s c h

Die Pichl-Mühle, die 1967 in den Bestand der Heimatstube in der Loich übernommen werden konnte, ist die letzte der kleinen Hausmühlen, von denen noch vor wenigen Jahrzehnten neun am Loichbach und in dessen Seitengräben standen. Die Mühle gehörte zum Bauernhof „Pichl“ und steht gleich neben der Straße am Loichbach, in den eine kleine Wehr eingebaut wurde, von der ein mit Lärchenbohlen ausgelegter Mühlgraben zum Mühlrad führt.

Die Mühle wurde um die Jahrhundertwende erbaut. Mit der Zeit kam es zu vielfachen Erneuerungen, so daß heute vom alten Blockbau nur mehr Reste erhalten sind. Zum letzten Male stand sie 1960 in Betrieb, wurde damals aber nur mehr zum Schroteten benützt. Bei der Übernahme im Jahre 1967 erwies sie sich als sehr baufällig, es war aber doch möglich, das Gebäude zu erhalten und die alte Mühleneinrichtung an Ort und Stelle zu belassen.

In der an die Mühle angebauten Müllerammer konnte in Ergänzung zur Müllerei das Gerät für den Getreidebau und für die Brotbereitung untergebracht werden. Der Aufgabenstellung der Loicher Sammlung entsprechend liegt das Schwergewicht der Darstellung auf der Technologie und es wurde auch nicht nur eine zufällige Auswahl von Objekten erfaßt, sondern alles, was in dem Landschaftsbereich bei den hier behandelten Arbeitsverrichtungen Verwendung fand.

Feldbestellung

Zum Pflügen wurde im Bergland der Doppelpflug verwendet. Es ist dies ein Pflug mit zwei um 90° versetzten Pflugkörpern. Dadurch ist es möglich, die Pflugkörper abwechselnd so einzusetzen, daß die Schollen in nebeneinanderliegenden Furchen immer nach einer Seite gestürzt werden.

Die Befestigung von Griessäule und Seisen im Grindl erfolgt durch Holzkeile, die „Pfl u a z w i c k l“. Da sich diese Keile lockern, nimmt der Bauer eine Hacke mit auf das Feld, um sie wieder festzuschlagen. Die Pfluazwickl werden vom Bauern am Faschingdienstag auf Vorrat gehackt. Wenn bei dieser Arbeit ein Weibsbild dazu kommt, schimpft der Bauer, denn es fallen dann die Zwickl heraus.

Der Pflug wird von Ochsen und bei ärmeren Bauern auch von Kühen gezogen. Zum Anspannen der Zugtiere sind verschiedene Einzelteile erforderlich (Abb. 1). Das Grindl des Pfluges wird auf das Radvorgestell aufgelegt. Dieses „Pfl u a a c h s e l“ besteht aus einer hölzernen Achse, auf der die beiden Pflugräder aufgesteckt

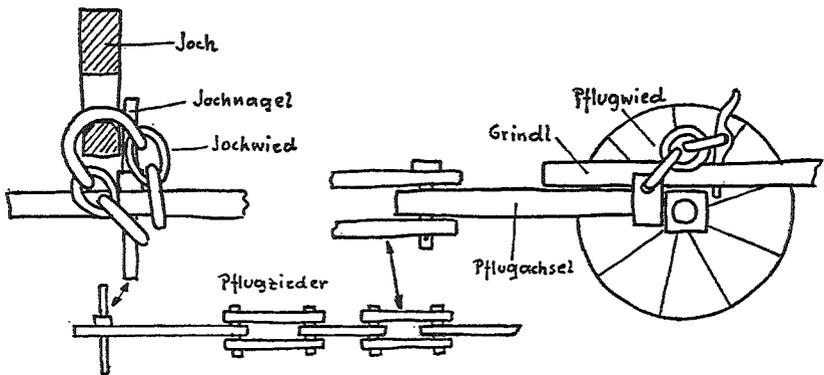


Abb. 1.: Die Teile zum Anspannen des Pfluges

sind, und einer vierkantigen hölzernen Deichsel. Die Pflugräder sind besonders leicht gebaut, sie haben meist zehn Speichen und bei neueren Rädern sind die Speichen ohne Felgen direkt mit dem Radkranz verbunden. Das Grindl wird auf dem Pflugachsel mit der „Pfl u a w i e d“ befestigt. Dieses eiserne Verbindungsstück besteht aus einem kantigen Bügel, an dem mit Kettengliedern ein eiserner Stift, der „Pfluanagl“, hängt. Der Bügel wird um die Deichsel des Pflugachsels gelegt und der Nagel in eine Bohrung des Grindels gesteckt. Im Grindl sind dazu mehrere Löcher in einem Abstand von etwa 8 cm. Es ist dadurch möglich, den Pflug verschieden nahe an das Radvorgestell anzustellen. Je näher er an das Achsel kommt, desto seichter werden die Furchen. An der Deichsel des Radvorgestelles wird mittels eines Bolzens das Pflugzieher befestigt. Das ist eine viergliedrige Holzkette, deren letztes Glied eine Stange ist, die mit dem Joch verbunden wird.

Das Joch, ein Doppeljoch für zwei Tiere, wird hinter den Hörnern aufgelegt und mit den um Stirn und Hörner geschlungenen Jochriemen festgebunden. Diese Art der Jochbefestigung ermöglicht beim Bergabfahren mit dem Wagen ein Zurückhalten der Last.

Der Jochriemen ist ein vier bis fünf Meter langer, 15 mm breiter Lederriemen. Um ein Scheuern des Riemens an der Stirn und ein Drücken des Joches hinter den Hörnern zu vermeiden, wird über die Stirn und zwischen die Hörner der „Filz“ gelegt. Das ist ein mit Schafwolle oder „Lumpen“ gefüllter Polster, mitunter auch nur ein Stück Schaffell. Die Hörner müssen für das Einspannen, das „Einwedn“, eine besondere Form und Stellung zum Kopf haben. Wenn dies beim Kalb nicht der Fall ist, werden Richtjocher, „Hörndlzieher“, angelegt. Es gibt davon verschiedene Arten.

Die Jochriemen werden am Faschingdienstag geschmiert. Das ist Bauernarbeit. Zum Schmieren wird der Riemen zunächst mit dem einen Ende an einem Haken, der Türangel oder dergleichen befestigt und dann mit Unschlitt oder „Schmer“ fest eingerieben. „Schmer“ ist roher Filz, der beim Schweineschlachten zu einer etwa armdicken Rolle zusammengedreht, mit Spagat umwunden und als Hausmittel aller Art aufbewahrt wird. Nach dem Einfetten werden die Riemen dreimal zusammengelegt. Zwei Männer fassen je einen Riemen an den Enden, legen die beiden Riemenbündel kettengliedartig ineinander und ziehen fest an, wobei die Riemen hin und her bewegt werden. Bei dieser Arbeit müssen die Riemen heiß werden. Bei der rhythmischen Bewegung wird gesungen, etwa in einem beobachteten Fall der „Strohschneider“: „Schnei o — schnei o . . .“ Durch das Fetten der Riemen am Faschingdienstag soll verhindert werden, daß das „Biesmandl“, die Dasselfliege, über das Vieh kommt.

Die Tiere haben ihren bestimmten Platz am Joch, sie werden für eine Seite „zamt“. Das eine Tier geht immer — von hinten gesehen — rechts als „Stei(d)l“ oder links als „Woi(d)l“. Die Tiere sollen möglichst gleich groß sein. Wenn auf einem Hof ein „einschiftigs“ Vieh, ein „Ortiger“, steht, sucht der Bauer ein gleiches einzuhandeln. Dazu zog er mit dem „Handelstecken“ los. Das war früher ein Haselstecken, der im Herbst geschnitten und durch Abziehen der Rinde verziert wurde. Ein Bauer erinnert sich noch an den zirka zwei Meter langen Stecken seines Großvaters. Oben war aus Wurzelteilen ein Knauf gebildet und unten eine Eisen spitze angebracht. Die Rinde war so entfernt, daß am oberen Teil die Viehhöhe in „Faust“ durch Rindenringe bezeichnet war. Um den anderen Stockteil wand sich eine aus der Rinde ausgesparte Schlange. Es gab auch Stecken, die so wie die Pirschstecken Rinden-

wülste aufwiesen. Diese Wülste entstehen, wenn am lebenden Holz schraubenförmige Einschnitte angebracht werden. Im weiteren Wachstum bilden sich dort Narbenwülste aus. In späterer Zeit benützte man einfache Haselstecken, auf denen die Höhe des Tieres, zu dem ein anderes dazugekauft werden sollte, durch eine Kerbe markiert war. Es gibt auch ein eigenes Viehmaßband, ein Leinenmaßband von 15 mm Breite und einer Länge von 2,11 Meter. Diese Länge kommt daher, weil die alten Bänder in 20 Faust unterteilt sind. Gemessen wird die Höhe vom Vorderfuß zum Widerrist.

In die mittlere Öffnung des Joches wird die Jochwied eingehängt, in die Bügel der Wied das Ziederende eingeschoben und mit dem Jochnagel befestigt. Der Jochnagel ist ein Eisenstift, der etwa in der Mitte einen Bund hat. Er wird so in das Loch des

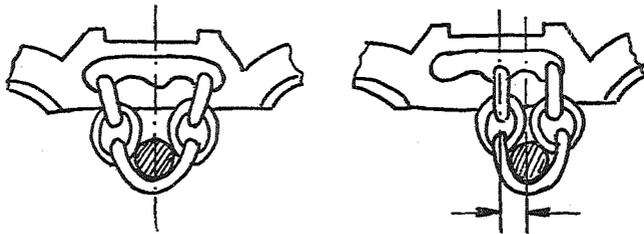


Abb. 2: Einhängen der Wied

Zieders gesteckt, daß beim Ziehen die Bügel der Wied daran Halt finden. Beim Zurückhalten eines Wagens stützt sich das Joch auf den oberen Nagelteil ab. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden Wied und Jochnagel aus Holz gefertigt. Die Jochwied war aus Haselgerten zusammengedreht. Dazu mußten die Gerten erhitzt, „gebäht“, werden. Man verwendete diese Geräte zum „Zama“ der Tiere, da sie nicht so schwer wie eiserne waren.

Die Öffnung in der Mitte des Joches hat zwei Wülste bzw. drei Rasten für die Wied (Abb. 2). Werden die äußeren Rasten benützt, das heißt wird die Wied symmetrisch eingehängt, sind die Hebelarme für die beiden Zugtiere gleich. Wird die Wied unsymmetrisch eingehängt, verschiebt sich die Mittellinie des Zieders und durch diese Änderung der Hebelarme am Joch, wird das eine Tier mehr als das andere belastet. Man kann so Rücksicht auf die Stärke der Tiere nehmen. Wenn eines stärker ist, „gibt man ihm d' Wied“. Am Joch ist ein etwa 60 cm langer Strick befestigt, der zum „Weisen“ der Tiere dient. Zum Antreiben gehört die Peitsche, ein Hasel-

stecken mit einer Hanfschnur. Am Ende des Peitschenstiels ist das „Pflua reitl“ befestigt, eine kleine geschmiedete Eisenschaufel, mit der die Pflugteile von anhaftender Erde befreit werden können.

Durch das Pflügen und auch durch den Regen wird Erde hangabwärts befördert und muß wieder zum oberen Feldrand gebracht werden. Das erfolgt durch das Aufseilen. Dazu dient ein zweirädriger Karren, der „Gärm“. Mit Hilfe eines langen Hanfseiles von etwa 20 mm Durchmesser und einem Seilrad, „Ackerscheibn“, am oberen Feldrand wird der Karren von Zugtieren hangaufwärts gezogen. Das Seil ist an der Karrenachse befestigt, die Deichsel steht hangaufwärts. Das andere Ende des Seiles wird mit Hilfe des Stangenzieters mit dem Joch verbunden. Zuerst sind die Tiere oben und der Wagen unten. Zur Gewinnung der Erde werden am unteren Feldrand vier oder fünf Furchen umgeackert. Beim Hangaufziehen des Karrens wird die Stange vom „Stangenträger“ niedergehalten. Oben angekommen gibt er mit der Hand ein Haltzeichen, läßt das Stangenende aus und zieht den hinteren Laden heraus. Dadurch fällt die Erde heraus und wird mit einer Haue verteilt, „änglichn“. Das Seilrad muß je nach Feldbreite mehrmals umgesetzt werden.

Auch der Mist wird so auf das Feld geschafft, allerdings wird er in kleinen Haufen über die ganze Feldlänge verteilt. Der Karren hat dazu beim Aufseilen keinen hinteren Laden eingesetzt und die Mistportionen werden mit einer drei- oder vierzinkigen Gabel, deren Zinken winkelig abgebogen sind, dem „Mistkreu“, herabgezogen.

Zum Zerkleinern der Schollen dient die Egge, „Arn“. Sie besteht aus einem trapezförmigen Holzrahmen mit mehreren Querleisten. In diese sind hölzerne oder eiserne Nägel schräg eingesetzt. Zum Ziehen der Egge dient ein Kettenzieder mit einem Zugging, das ist ein Eisenbügel, der auf dem ersten Querholz des Rahmens hin und her gleitet. Vor der Saat erfolgt das „Reißen“ von oben nach unten, nach der Saat das „Stroafn“ von unten nach oben. Wenn die Frucht aufgegangen ist, wird das Feld mit einer Holzwalze, der „Blocha“, überrollt. Die Walze ist in einem Holzrahmen gelagert und wurde früher von zwei Menschen gezogen.

Das Säen erfolgt aus dem „Saafürta“ oder dem „Saasump r“. Der aus Stroh geflochtene Säekorb war sehr verbreitet und wird vereinzelt auch heute noch benützt. Um die reifende Frucht vor Schauer zu schützen, wird am Ostersonntag ein Segenkreuz am Feldrand in die Erde gesteckt. Das Kreuz wird aus einem Stück vom dem am Karsamstag am geweihten Feuer angebrannten Holz, dem „Weichholz“ oder „Feuerprügl“, und einem Zweig vom Palm-buschen gebildet.

Getreideschnitt

Das Getreide wurde allgemein mit der *Sense* geschnitten. Der *Sensenwurf* hat zwei Handgriffe — „*Gwindl*“ —, die vielfach von den Bauern aus winkelförmigen Aststücken selbst hergestellt werden. Das *Sensenblatt* ist am Wurf mit dem „*Sengsring*“ befestigt. Festgekeilt und eingestellt wird es mit *Holzswickel*, die je nach Bedarf eingetrieben werden. Zum Einstellen des Blattes wird die *Sense* an eine Wand gestellt und die Lage der *Schneide* am wurfnahen Ende an der Wand markiert. Dann schwenkt man die *Sense* bis die *Spitze* zur *Marke* kommt. Die *Sense* ist dann richtig eingestellt, wenn die *Spitze* etwas tiefer als der *Markierungspunkt* liegt.

Das *Schärfen* erfolgt durch *Dengeln* und *Wetzen*. Zum *Dengeln* wird die *Schneide* auf einen kleinen *Amboß* gelegt, der in die „*D å n g l g o a s*“ eingebaut ist. Diese ist ein dreibeiniger *Schemel*, auf dem der *Dengler* rittlings sitzt. Wird mit einem schmalen *Hammer* auf einem breiten *Amboß* gedengelt, legt man den *Sensenwurf* auf ein *Sprossengestell*, um dem *Sensenblatt* die richtige Lage zu geben. Das *Nachschärfen* erfolgt mit dem *Wetzstein*, der in einem *K u m p f* aus *Horn*, *Holz* oder *Blech* mitgetragen wird.

Beim *Wintergetreide* wird am *Sensenwurf* eine gebogene *M a h d r u t e* befestigt. Diese ist eine *Haselgerte*, die am „kurzen *Gwindl*“ und am *Kragen* der *Sense* befestigt ist. Für das *Sommergetreide* nimmt man eine gerade *Mahdrute*, deren *Neigung* durch einen *Holzstift*, der in das „lange *Gwindl*“ eingesteckt wird, verändert werden kann. Das Ende dieser *Rute* muß bis zur *Sensen spitze* reichen. *Korn* und *Weizen* werden an den stehenden *Halm* geschnitten und es wird am oberen *Feldende*, „auf der *Höh*“, angefangen. Bei *Gerste* und *Hafer* wird vom *Stehenden* nach außen gemäht und es wird am unteren *Feldrand*, „am *Ort*“, angefangen. Zum „*Aufheben*“, dem *Aufnehmen* von *Korn* und *Weizen*, wird eine *S i c h e l* benützt. Das *Binden* der *Garben* erfolgt mit einem *Strohband*, das die *Aufnehmerin* beim *Schnitt* macht. Das *Bandel* wurde früher mittels eines spitzen *Holzstückes*, dem *B i n d k n e b l* oder *Schabknebel*, fest zusammengedreht. Dieses feste *Binden* war wegen des späteren *Ausschlagens* des *Getreides* notwendig.

Der *Getreideschnitt* war früher eine *Gemeinschaftsarbeit*, zu der viele Menschen zusammenkamen. Zu jedem „*Mäder*“ gehörten zwei *Aufheber*, meist *Frauen*, und ein *Binder*. Bei sieben *Sensen*, wie sie nicht selten eingesetzt waren, machte das mindestens 28 *Personen*. Diese Menschen bestimmten selbst den *Ablauf* ihrer *Arbeit* und schenkten verschiedenen *Vorkommnissen* besondere *Bedeutung*. Wenn dem *Binder* ein *Bandl* abriß, konnte er der *Aufheberin*,

die das Bandl gemacht hatte, ein Bussl geben. Wenn der Binder mit dem Knebel keinen Bund zusammenbrachte, war dies ein Anlaß zur Heiterkeit. Es hieß: „er hãt an Bãrn ågstochen“ und man nahm ihm den Hut weg, um darin mit dem Knebel „Blut zu rühren“. Das Ende des Schnittes wurde durch einen Juchzer angezeigt, wer die letzte Garbe aufhob, der war nächstes Jahr wieder dabei.

Die Garben wurden geschiebert. Dazu wurden zunächst mit der Eisenstange Löcher in den Boden geschlagen, die Schieberstecken eingerammt und die Erde darum mit der Eisenstange festgestampft. Die Eisenstange ist etwa einen Meter lang und an einem Ende mit einer spitz zulaufenden Anstauung versehen. Die Schieberstecken sind glatt, das heißt sie haben keine wegstehenden Aststummel oder eingesetzte Querhölzer wie die Kleestecken.

Man unterscheidet zwei Arten des Schieberns, das „Mandl“ und den „Schober“. Beim Mandl wird zunächst eine Garbe, deren Ähren umgeknickt wurden, an den Stecken gelehnt. Auf diese Garbe stützen sich drei weitere ab, die kreuzförmig so angelegt sind, daß sie den Stecken mit den Ähren umfassen. Dann werden die weiteren Garben aufgesteckt und zwar kreuzweise. Sie müssen kräftig auf die Steckenspitze aufgesetzt werden. Da der Stecken über zwei Meter hoch ist, steht der Schieberer dazu auf der Schieberleiter oder der Schieberbank. Die Schieberleiter ist eine sechsprossige Leiter, die sich gegen eine schräg stehende Stange abstützt. Die Schieberbank ist ein Brett, das mit Hilfe von zwei fest eingesteckten Füßen schräg steht. Auf das Brett sind Querlatten genagelt, um ein Abrutschen des Schieberers zu verhüten. Beim Schober wird zunächst unten an der Stange eine „Hiefl“ angelehnt. Eine Hiefl ist ein Gabelast, der die Garben vom Boden distanzieren soll. Die Garben werden nicht aufgesteckt, sondern immer zu viert um den Stecken herumgelegt, wobei von jeder Garbe einige Halme um den Stecken gewickelt werden. Auf einen Stecken kommen 24 Garben.

Die Garben bleiben so lange geschiebert, bis das mitabgemähte Gras und Unkraut im unteren Teil der Garben dem „Schedl“, dürr ist. Hafer und Gerste werden nicht gebunden, sondern bleiben zum Trocknen auf dem Felde liegen. Sie werden mit einer dreizinkigen Holzgabel umgedreht. Nach dem Trocknen und dem Zusammenlegen in Streifen, dem „Aufzeiln“, erfolgt das Beladen des Wagens auch mit der Holzgabel. Die Garben werden mit der zweizinkigen eisernen Faßgabel, der „Goaschgãbl“ oder „Roachgãbl“, die einen besonders langen Stiel hat, auf den Wagen gereicht. Wenn beim Einführen eine Fuhre umfällt, heißt es, „man hat Bãrenfleisch

gemacht“. Das gilt als Schande und darum bemühen sich alle, die Fuhre so rasch als möglich aufzuladen bzw. den Wagen aufzurichten.

Nach dem Schnitt gibt es ein reichliches Schnittermahl. Zum Abschluß kommt die Krapfenschüssel auf den Tisch. Unter die Krapfen sind die Schnitterbuschen gesteckt, die aus Pelznagerln, Rosmarin und anderen grünen Kräutern gebunden sind. Mitunter sind auch Brennesseln darunter, damit sich der, der daran riecht, die Nase verbrennt. Jeder der Burschen will sich einen Schnitterbuschen auf den Hut stecken und, da weniger Buschen vorhanden sind als Männer, kommt es immer zu einer kleinen Balgerei.

Besondere Erwähnung muß das Brandgetreide finden. Auf Kahlschlägen wurden „Grass“ und „Krampen“ über die ganze Fläche ausgebreitet und, wenn sie trocken waren, am oberen Feldende angezündet. Das langsame Herabziehen des Feuers erfolgte mit dem Brandhaken, einem Eisenhaken an einer langen Holzstange. Auf der abgebrannten Fläche wurde dann das Getreide ausgesät und mit der Brandhaue, die der Reithaue gleicht, in den Boden eingearbeitet. Zum Schneiden des Getreides diente die Brandsichel, die wesentlich größer als die übliche Grassichel ist. Die Garben wurden zum Schiebern mit einem Stecken über das steile Gelände zu einem geeigneten Platz getragen. Der Tragsacken ist etwa 1,5 Meter lang, an beiden Enden wie ein Schieberstecken zugespitzt und am stärkeren Ende, in etwa 10 cm Entfernung von der Spitze mit einer Bohrung versehen. Der Stecken wird mit dem starken Ende in den Boden gerammt, die Garben aufgesteckt und eine durch das Loch gezogene Gurte so befestigt, daß sie Tragschlaufen bildet.

Das Getreide wird in der Scheune gelagert. Hafer und Gerste werden, damit möglichst viel hineingeht, von einem Ochsen oder einer Kuh zusammengetreten. Für das Tier wird zunächst auf der Tenne Stroh aufgeschüttet, damit es in den „Hålbarn“ steigen kann. Dann wird eine Fuhre abgeladen und „anglegt“. Jetzt geht eine Person mit dem Rind solange herum, bis die nächste Fuhre kommt. Das Tier wird in eine Ecke getrieben und dort mit einer Kette angebunden. Die Fuhre wird angelegt und wieder zusammengetreten. So geht es, bis das Tier nahe dem First steht, dann wird eine Fuhre schief aufgeschüttet und das Tier rutscht herab. Mitunter besorgen das Zusammentreten auch Menschen. Beim Hafer wird in der halben Höhe des Vorrates ein kleines Holzschaff mit Topfen aufgestellt und darüber weiter Hafer geschichtet. Wenn man beim Dreschen auf das Schafferl stößt, dann weiß man, daß

die Hälfte abgearbeitet ist, man setzt sich zur „Jausn“ nieder und verzehrt den „Håberkas“.

Dreschen

Das Dreschen mit dem Dreschflegel, dem „Drischl“, war nicht sehr gebräuchlich, da das Stroh für das Dachdecken verwendet wurde und die Halme daher nicht beschädigt sein durften. Korn und Weizen wurden ausgeschlagen, Hafer und Gerste ausgetreten.

Das Ausschlagen erfolgte meist auf einem Wagenrad, das mit Hilfe von drei Scheitern auf der Tenne aufgestellt wurde. Vereinzelt verwendete man auch einen schräg aufgestellten Eggenrahmen. Nach dem Ausschlagen wurden die Garben auf eine Bank gelegt und vor allem die Bandln mit dem Ausschlagprügel bearbeitet. Um sich die schwere Arbeit des Ausschlagens zu erleichtern, hat sich ein Bauer eine einfache Vorrichtung gebaut. Sie ist eine Art Schlaßkreuz und besteht aus einer langen Holzstange, die über die ganze Tennenbreite reicht und an beiden Halbbarnbrettern gelagert ist. Diese Achse trägt an den Enden je ein Holzkreuz. Die Arme der beiden Kreuze sind durch Leisten verbunden. An der Achse ist eine Riemenscheibe befestigt, der Antrieb erfolgt durch einen außerhalb der Scheune stehenden Motor. Um ein übermäßiges Erwärmen der Achsenenden in den Holzlagern zu verhüten, werden um die Enden Speckschwarten gewickelt. Statt die Garben gegen das Rad zu schlagen, braucht man sie bei dieser Vorrichtung nur an die rotierenden Latten zu halten, die das Ausschlagen besorgen.

Das ausgeschlagene Korn wurde mit Hilfe von Reitern mit verschiedener Maschenweite von Unkraut und Spreu getrennt und schließlich durch die Windmühle gelassen. Um für das Säen große, schöne Körner zu erhalten, wurde von dem aus der Windmühle kommenden Korn auf der Tenne ein Haufen aufgeschüttet und mit Hilfe einer schmalen, muldenförmigen Holzschaufl, der „Ånemschauff“, kleine Portionen davon weggeschleudert. Das schwere Korn bleibt nahe liegen, die leichten Teile fliegen weiter weg. Die Tore der Scheune waren geschlossen, damit die leichten Teile nicht durch den Luftzug aufgewirbelt werden.

Zum Austreten wurde auf der Tenne eine „Ritn ånglegt“, das heißt es wurde auf der Tenne über die ganze Fläche das Material etwa 60 cm hoch aufgeschüttet. Ausgetreten wurde mit zwei Ochsen oder Kühen, die mit einer Barrenkette verbunden waren. Das Ende der Kette nahm meist ein Bub, der die Tiere zu weisen hatte. Zuerst gingen die Tiere in einer Tennenhälfte mehrmals im Kreis und wurden dann, bei Richtungswechsel, in die andere Tennenhälfte gebracht. Auch dort gingen sie wieder mehrmals im Kreise herum.

Der Richtungswechsel verhindert, daß die Tiere „wiafli“, das heißt schwindlig werden.

Neben der Achterbahn wurde auch die Barrenbretter entlang gegangen, um alles aufgeschüttete Stroh zu erfassen. Es mußte immer darauf geachtet werden, ob ein Tier nicht misten wolle, um rechtzeitig den Fladen mit einem Schüppel Stroh oder einer Schaufel aufzufangen. Mitunter wurde mit zwei oder auch drei Paaren ausgetreten. Der Ochsenweiser war meist allein auf der Tenne. Wenn das Stroh niedergetreten, „eben tritt“ war, mußte er rufen, damit jemand kam, um das Stroh aufzubeuteln, „umzuschlagen“. Dies erfolgte mit einer kurzen, geraden H o l z g a b e l mit drei Zinken. Das aufgelockerte Stroh wurde neuerlich und meist noch ein drittes Mal getreten. Der Bauer kam ab und zu, um zu prüfen, „ob noch Frucht in den Ächerln is“.

Die Zeit, die man braucht, um eine Ritn ganz auszutreten, ist ein „Tretat“ oder auch „ein Stroh Håbern“, wobei die Betonung auf dem Wort Stroh liegt. Diese Zeitdauer beträgt etwa eine Stunde, und dieses Zeitmaß findet man auch in einem anderen Zusammenhang. Der Tag wächst zu Weihnachten um das „wås d' Mukn gean måg“ (gähnen mag), zu Neujahr um das „wås da Hahn schriatn måg“, zu Dreikönig um das „wås da Hirsch springa måg“ und zu Lichtmeß um „a Stroh Håbern“, also um eine Stunde.

Nach dem Austreten wurde das Stroh mit der Gabel abgebeutelt und „ins Halbbarn“ gegeben. Die verbleibenden Körner und das Kleinzeug wurden mit dem Rechen zusammengesoben und am Stadtrand zu einem „Riedl“ zusammengekehrt oder auch ins Tennkastel gegeben. Es wurde neuerlich eine Ritn angelegt und das so fort, bis der ganze Vorrat ausgetreten war. Dann kamen die „Reiter“ in Aktion, und zwar die „Håbernreiter“, die „Woazreiter“ und die „Staubreiter“. Die Staubreiter hat ein Gewebe aus dünnem Draht, die anderen bestehen aus einem Gewebe von schmalen Holzspänen. Das verbleibende Fruchtkorn wurde schließlich durch die W i n d m ü h l e gelassen, der Abfall kam zur Streu.

Das Austreten wurde allgemein bis zum ersten Weltkrieg geübt, dann kam die Dreschmaschine in Verwendung und zwar zuerst die einfache S t i f t e n m a s c h i n e („Steffnmaschin“). Bei dieser Konstruktion werden Körner und Stroh durch eine Trommel mit Stiften, die sich rasch an feststehenden Stiften vorbeidrehen, voneinander getrennt. Die Körner und das vielfach geknickte Stroh kommen aus einer Öffnung heraus und müssen durch Reitern getrennt werden. Der Antrieb dieser Maschine erfolgte durch vier Personen, die an zwei Kurbeln drehten. Später wurde auf den meisten Höfen ein G ö p e l verwendet und es konnten größere Maschi-

nen eingesetzt werden, die eine eingebaute Siebeinrichtung besaßen. In der Pichl-Mühle wurde die Göpelwelle über den Mühlstein angetrieben und ein Seiltrieb mit Drahtseil diente zum Antrieb der etwa 300 Meter entfernten Dreschmaschine. Der Göpel wurde durch den Benzinmotor und auf Höfen mit einer eigenen „Lichtmaschine“ durch den Elektromotor ersetzt. Auf zugänglichen Höfen kam auch die „Dampfmaschine“, eine durch ein Lokomobil betriebene Dreschmaschine, zum Einsatz.

Das gedroschene Getreide wird im Körnerkasten, das ist entweder ein freistehender, kleiner Blockbau oder ein aus Pfosten gefügter, abgeschlossener Speicher auf dem Boden des Wohnhauses, aufbewahrt. Von dort kommt es in Säcken zur Mühle. Gemessen wurde das Getreide früher mit gebundenen Holzgeschirren, einem „Metzen Maß“. Die kleineren Maße waren Doppelgefäße, die auf einer Seite „ein Viertel“, auf der anderen ein Achtel Metzen faßten.

Die Mühle

Das Mühlengebäude hat eine Grundfläche von 3,8 zu 3,6 Meter, die freie Höhe bis zum First beträgt 4 Meter. Die Müllerkammer ist 3,6 zu 2,8 Meter und hat bis zur Holzdecke eine Höhe von 2 Meter.

Die Müllerkammer diente dem Müller als Aufenthaltsort. Sie war bei der Übernahme noch so eingerichtet, wie er sie verlassen hatte. Es befand sich eine alte Bettstatt mit einer Strohlage und einem strohgefüllten Polster aus grobem Bauernleinen darinnen, ein Tisch, eine Bank und ein kleiner eiserner Kanonenofen. Auf dem Tisch lag eine dicke Biblische Geschichte (Steyr 1816) und daneben stand ein selbstverfertigter Kerzenleuchter. In einer Ecke lagen halbfertige Holzzähne für das Kammrad und einige Pilotenspitzen. In diesem Raum konnte man sich in die Situation des Müllers hineinendenken, der hier die Nacht allein verbrachte, und recht gut verstehen, daß es hier etwas „entrisch“ war. Man konnte auch verstehen, daß der Müller die Biblische Geschichte und nicht Räuber- oder Gespenstergeschichten las. Draußen am Rad rauschte und plätscherte das Wasser. Die Welle und die zahlreichen Hebel quietschten und knarrten, der Rührnagel am Rüttelschuh und das Rutenzeug im Beutelkasten klapperten. Es war eine Vielzahl von eigenartigen und unheimlichen Geräuschen. Es geisterte auch in jeder Mühle, allerdings dürfte, was dieses Geisters anbelangt, die Pichl-Mühle zu den harmloseren gehört haben, denn es war bisher nicht möglich, eine sie unmittelbar betreffende Geistergeschichte zu erfragen.

Eine sagenartige Erzählung gibt es und zwar vom Teufel, der sich einmal Mehl mahlen ließ. Er verbot dem Müller streng, auch nur ein Stäubchen davon wegzunehmen. Nun hatte der Müller sehr stark behaarte Arme, und als er am Ende der Arbeit das Mehl fest vermischte, blieb eine Menge an den Haaren haften. Er staubte es ab und konnte sich von dem Teufelsmehl doch noch einen Knödel kochen. Hiezu muß gesagt werden, daß es sich um „ein gältes

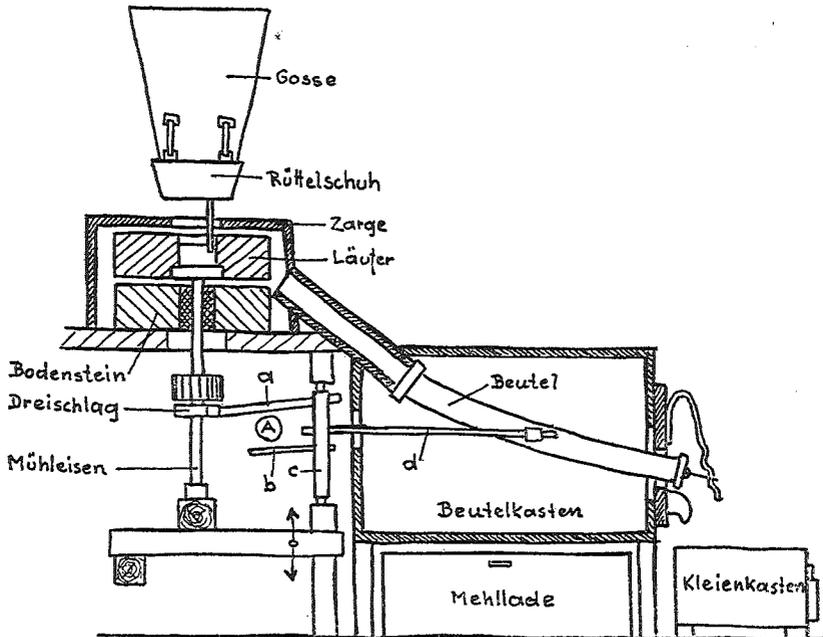


Abb. 3: Mahlgang mit Beutelkasten

Knödel“ gehandelt hat. „Gälte Knödl“ werden in der Gegend zum „Bratl“ gegessen. Sie bestehen aus Mehl, Salz und Wasser. Aus dem Teig werden Knödel von etwa 6 cm Durchmesser geformt und in Salzwasser gekocht. Die Knödel sind so hart, daß man meist schon mit einem Stück genug hat.

Im Mühlengebäude ist ein Mahlgang eingebaut (Abb. 3). Die radseitige Hälfte des Gebäudes nimmt das Mühlenstockwerk ein. Auf dem aus Bruchsteinen bestehenden Fundament liegen die mächtigen Balken, auf denen Holzsäulen stehen, die oben durch Querbalken verbunden sind. Über diese Querbalken ist der aus 12 cm starken Bohlen bestehende Fußboden gelegt, auf dem der Boden-

stein liegt, der durch einen Balkenkranz gegen Verschieben gesichert ist. Über dem Bodenstein befindet sich der bewegliche obere Mühlstein (Läufer). Die Steine haben einen Durchmesser von 85 cm und eine Höhe von 20 cm. Der Läufer wird durch eine vertikale Spindel (Mühleisen) angetrieben. Die Verbindung des Läufers mit dem Mühleisen erfolgt durch eine eiserne Tragvorrichtung, die Haue, welche die zentrale Öffnung des Steines, das Steinauge, brückenartig überspannt.

In die zentrale Öffnung des Bodensteines ist das Halslager, die Büchse, eingebaut. Das Lagermaterial ist Hartholz, das so eingebracht ist, daß sich die Spindel am Hirnholz dreht. Das Lager ist nach oben durch ein Stück Leder abgedeckt.

Unten stützt sich das Mühleisen in ein Spurlager ab, das in einen Balken eingelassen ist, der mit seinen Enden auf Gerüstteilen aufliegt. Eine dieser Tragbänke kann mit Hilfe einer Schraube („Stoaheba“) in vertikaler Richtung bewegt und dadurch der Spalt zwischen den Mühlsteinen verändert werden.

Die beiden Mühlsteine sind mit der „Zarge“, einem zylindrischen Holzgehäuse, überdeckt. Dieses Gehäuse hat oben eine quadratische Öffnung zum Einbringen des Mahlgutes und seitlich neben dem Bodenstein eine rechteckige Öffnung, von der aus ein Holzrohr in den Beutelkasten führt.

Das Mahlgut wird von oben durch einen trichterförmigen Holzkasten (Gosse) in das Läuferauge und zwischen die Mühlsteine gebracht. Zur gleichmäßigen Zufuhr des Getreides ist unter der Gosse an vier Riemen ein viereckiges Holzkästchen, der Rüttelschuh, angehängt. Die Bodenfläche des Kästchens kann mit Hilfe der verstellbaren Riemen geneigt werden. Das Getreide tritt bei einer seitlichen Öffnung aus. Am Rüttelschuh ist ein Holzdorn, der Rührnagel, befestigt. Eine Holzfeder drückt den Rüttelschuh zur Seite und damit den Rührnagel gegen einen im Läuferauge eingelassenen Eisenring. Dieser Ring hat drei Absätze, über die der Holzdorn gleitet und den Rüttelschuh in Schwingungen versetzt. Dadurch wird das Mahlgut dauernd und in gleichmäßigem Strahl dem Läuferauge zugeführt. Ein an der Zarge befestigter Holzstab, der im Läuferauge bis zum Bodenstein reicht, bewirkt eine gleichmäßige Verteilung des Getreides.

Ist das Getreide ausgelaufen, wird dies dem Müller durch eine Signaleinrichtung angezeigt. In der Gosse, nahe dem Auslauf, ist ein schwenkbares Brettchen eingebaut, das durch einen Schnurzug und einen gewichtsbelasteten Hebel nach oben gedreht wird. Das eingeschüttete Getreide drückt das Brettchen herab, wodurch über einen anderen Schnurzug ein neben dem Kammmrad

angebrachter Hebel gehoben wird. Ist das Getreide ausgelaufen und klappt das Brettchen nach oben, senkt sich dieser Hebel und kommt in den Bereich eines Zapfens, der sich mit dem Kammrad dreht. Dieser Zapfen bewegt den Hebel und diese Bewegung wird über einen dritten Schnurzug und einen besonderen Hebelmechanismus auf eine Glocke übertragen, die in der Müllerkammer hängt (Abb. 4).

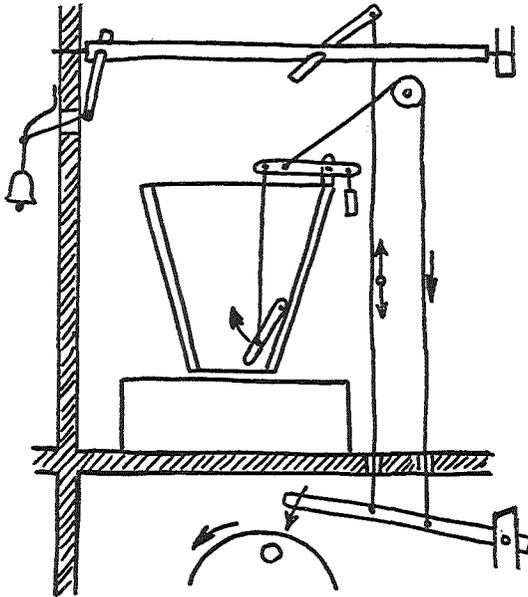


Abb. 4: Signaleinrichtung

Statt einer Glocke kann auch eine Vorrichtung zum Stillsetzen des Mühlrades betätigt werden. Eine solche Einrichtung für ein oberflächiges Mühlrad zeigt Abb. 5. Die Rinne, die das Wasser von oben dem Mühlrad zuführt, wird mit Hilfe einer Holzstange und eines Querhebels gehalten. Der Querhebel ist drehbar gelagert. Durch die vorerwähnte Klappe in der Gosse wird, wenn sie aufklappt, über einen Mechanismus ein schwerer Holzklotz aus seiner Halterung gelöst. Der Klotz fällt auf das Ende des Querhebels und löst dadurch die Sperre der Rinne. Diese schwenkt aus und das Wasser rinnt neben dem Rad herab.

Die Gosse ist an einer Holzsäule befestigt und läßt sich leicht aus ihrer Lage über den Mühlsteinen wegrehen, um diese

frei zu geben, was z. B. für den Ausbau der Steine zum Schärfen notwendig ist.

Auf dem Mühleisen sitzt das Ritzel, in das die Zähne des Kammrades eingreifen. Das hölzerne Kammrad hat einen Durchmesser von etwa 2,3 m, es ist unter dem Mühlenstockwerk auf der Welle des Mühlrades, dem Mühlgrindl, aufgekeilt. Die Welle hat einen Durchmesser von 36 cm, sie ist 3 Meter lang und trägt an beiden Enden Eisenzapfen, mit denen sie im Lager liegt. Die Zapfen haben einen schaufelförmigen Ansatz, dessen Breite etwa dem Durchmesser des Grindls entspricht („Ploi). Dieser schaufelförmige Teil wird in das Wellenende geschlagen, um die

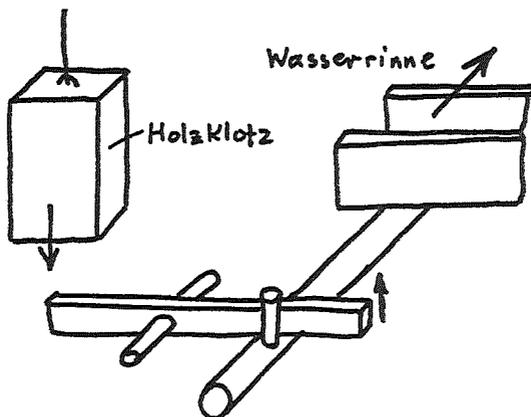


Abb. 5: Vorrichtung zum Stillsetzen einer Mühle

Welle zwei Eisenringe gelegt und der Ploi eingekeilt. Die Keile dürfen nicht unmittelbar neben dem Ploi eingetrieben werden, weil sie sich so bei der Bewegung des Grindls lockern würden. Sie kommen in das Holz der Welle, das sie auseinanderzwingen und gegen den Ploi pressen.

Das auf dem Grindl aufgekeilte hölzerne Mühlrad ist unterschlächtig, es hat einen Durchmesser von 3,8 m und 23 Schaufeln (Taufeln), die eine Breite von 50 cm besitzen. Das Mühlrad macht 10 bis 12 Umdrehungen pro Minute, der Mühlstein dreht sich über die Übersetzung Kammrad—Ritzel etwa 180 mal in der Minute.

Die Mühlsteine besitzen durch die Natur kleine Schneidekanten, durch die das Getreide zerschnitten wird. Zur Verbesserung des Mahlvorganges werden sie noch mit eingehauenen Nuten versehen, die auch Luft zur Kühlung zwischen die Steine bringen. Im Laufe der Zeit entstanden verschiedene Nutformen, in der Pichl-

Mühle wurden vom Bauern nur gerade Nuten eingearbeitet. Zum Abrichten und Schärfen der Mühlsteine verwendet man an Werkzeugen den **Stockhammer** oder Redlhammer, die **Bille** und das **Spitzeisen**. Zum Ausbau und Wenden der Steine sind hölzerne und eiserne **Hebestangen**, **Holzkeile** und **Walzen** nötig.

Der Mahlvorgang erfolgt so, daß sich der drehende Oberstein mit einem gewissen Druck auf das Getreide legt. Der feststehende Stein versucht es zurückzuhalten. Dadurch kommt es zu einem Zertrümmern der Körner. Die von den Steinen kommenden verschiedenartigen und verschieden großen Teile (Mehl, Griesß, Dunst und Kleie) müssen voneinander getrennt werden. Das Trennen erfolgte früher ausschließlich so, daß das Mahlgut in einen Korb geschüttet und dieser heftig gerüttelt und hin und her gedreht wurde. Die spezifisch schwereren Teilchen setzten sich unten ab und durch vorsichtiges Abheben konnten die Schichten voneinander getrennt werden. Erst später wurde der Mühle das Beutelwerk hinzugefügt.

Der **Beutel**, der sich im **Beutelkasten** neben dem Mahlwerk befindet, ist ein etwa 1,5 m langer Schlauch aus Beuteltuch oder Seide. Er ist an den Enden mit Leder besetzt und hat in der Mitte zwei Lederschlaufen, mit denen er auf die Zinken einer Holzgabel im Beutelkasten aufgehängt wird. Das eine Beutelende wird in das Holzrohr geschoben, das vom Mahlgang kommt, das andere Ende mit kreisförmigem Querschnitt durch ein Loch in der Wand des Beutelkastens ins Freie geführt. Der Beutel wird durch eine außen am Beutelkasten angebrachte Feder gespannt.

Das Rütteln des Beutels erfolgt durch das Rutenzeug, einer hölzernen Gabel, die an einer Holzsäule, dem „Beutlmandl“, befestigt ist. Ein Holzstab, der in dieser Säule steckt und zum Mühleisen reicht, liegt dort auf einem am Mühleisen befestigten Eisen teil mit drei Nocken, dem **Dreischlag**, auf. Dieser Holzstab wird durch ein drittes, elastisches Holzstück, das mit Hilfe eines Riemens gespannt werden kann, fest an den Dreischlag gedrückt und durch ihn in schwingende Bewegung versetzt. Diese teilt sich über die Holzgabel dem Beutel mit. In den Beutel läuft das von den Steinen kommende gemahlene Getreide ein und wird durch das Beuteltuch gesiebt. Das Mehl fällt in den Beutelkasten und wird von dort durch eine Bodenöffnung in die **Mehllade** befördert. Die größeren Teile fallen durch die Beutelmündung in den **Kleienkasten** oder auf ein Flachsieb (Abb. 3, Tafel VI u. VII).

Das **Flachsieb** — es können auch zwei übereinander angeordnet sein — wird durch ein Hebelwerk vom Dreischlag aus in

eine schwingende Bewegung gesetzt. Entsprechend der Maschenweite der Siebe erfolgt eine Trennung nach der Größe.

Die vom Flachsieb kommenden kleineren Teile werden weiter zu Grieß verarbeitet, die größeren Teile wieder aufgeschüttet. Die Sichtung für Grieß erfolgt zunächst der Größe nach mit Hilfe der Grießlade. Es ist dies ein flacher Holzkasten von etwa 1 m Seitenlänge in dem in halber Höhe eine Holzleiste befestigt ist. Das

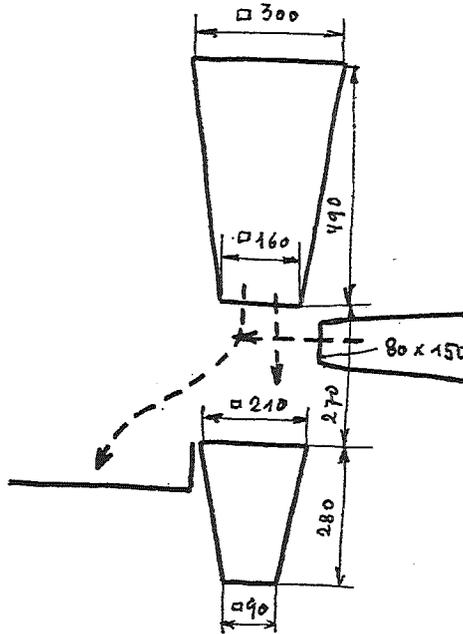


Abb. 6: Einfache Grießputzeinrichtung

Mahlgut kommt in eine feine Reiter und diese wird auf die Stange aufgesetzt und hin und her bewegt. Die Teilchen von Grießgröße fallen in die Lade und kommen von dort in die Grießputzmaschine, die größeren werden wieder aufgeschüttet und weiter zu Mehl vermahlen.

In der Grießputzmaschine erfolgt die Trennung der Teilchen nach dem Gewicht mit Hilfe eines Luftstromes. Die Grießputzmaschine einfachster Art bestand aus zwei übereinander angeordneten Holztrichtern, zwischen denen ein Luftstrom durchblies (Abb. 6). Die schwereren Teilchen fielen durch den unteren

Trichter in ein Schaff, die leichteren wurden seitlich abgelenkt. Bei größeren Anlagen, wie sie schematisch die Abb. 7 zeigt, können durch eingebaute Trennwände Grieße, Dunste und Kleie in getrennten Abteilungen abgelagert werden.

Die Werkzeuge zum Herausschaffen des Mahlgutes sind die Holzkrucke, der Bartwisch, eine flache Holzschaufel, die Molter. Das Mahlgut kommt in Mühlenschaffel, von denen in jeder Mühle eine größere Anzahl vorhanden ist. In der Pichl-Mühle waren es bei der Übernahme zehn Stück. Die Säcke, die in der Mühle Verwendung finden, sind „dreizipfert“, d. h. sie haben am Sackboden drei Nähte, die von

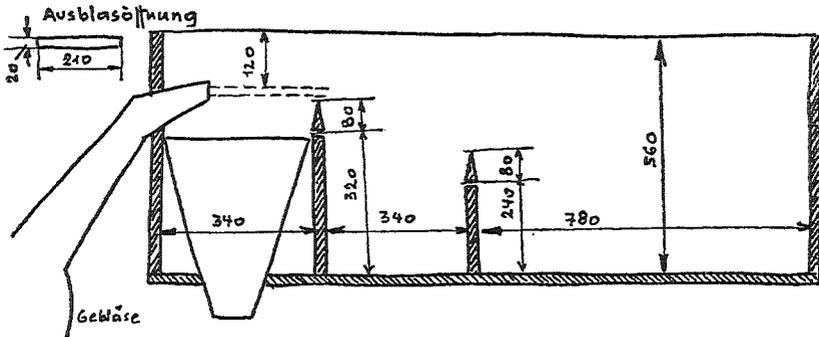


Abb. 7: „Gießputzmaschine“ (Windsichter)

der Mitte sternförmig nach außen gehen. Zum Füllen wird der Sack auf den Sackhalter gehängt. Zum Befördern der vollen Säcke dient eine Sackrodel aus Holz.

Brotbacken

Das von der Mühle kommende Mehl wird in der Mehltruhe, einer einfachen Blankholztruhe, aufbewahrt und von dort mittels einer hölzernen Mehlschaufel entnommen. Der Brotteig wird aus Roggenmehl, Wasser, Salz und Sauerteig, „Ura“, bereitet. Zum Wasserholen dient die Wasserbutte. Es ist dies ein Bindgeschirr ähnlich der Saubutte, nur größer. Sie hat einen besonders langen Henkel, „an längn Heang, der bis zur Iaxn geht“. Dieser lange Traghenkel ermöglicht es, die Butte, die die Tendenz hat, nach der Seite zu kippen, mit dem ganzen Arm zu halten.

Der im Trog angesetzte Teig bleibt über Nacht dort, damit er aufgeht. Die Bäuerin macht zum Schutz gegen böse Geister ein Kreuzzeichen in die Masse. Vor der weiteren Verarbeitung des

Teiges wird der Backofen angeheizt. Das Heizmaterial sind Backscheiter aus Weichholz von etwa 1 m Länge. Das Feuer wird mit der *O f e n g a b e l* gleichmäßig verteilt.

Der angesetzte Teig wird fest durchgeknetet, die Teigmenge für jeweils einen Brotlaib abgepaßt, in ein *B a c k s i m p e r l* gedrückt und dann mit Mehl bestäubt. Aus dem mit der „Trog-scher“ herausgeputzten Teigrest werden *O f e n f l e c k e n* ausgewalkt. Ein Ofenfleck hat etwa 20 cm im Durchmesser, er wird etwa kreisrund ausgeformt, mit Wasser bestrichen und in den Backofen gegeben. In diesem befindet sich noch die Holzglut, die nur etwas zurückgeschoben wird. Wenn die Flecken aus dem Ofen kommen, werden sie mit Schmalz bestrichen, einmal zusammengelegt und heiß gegessen. Vom Brotteig wird eine kleine Menge als Sauerteig für das nächste Backen aufbewahrt. Er kommt in ein kleines Holzschüsselchen, die „*U r a s c h ü s s l*“. Der beim Reinigen des Troges ausgekrazte Teig darf nicht zum Schweinetrank kommen, sondern wird verbrannt.

Wenn das Feuer zusammengefallen ist, werden die glühenden Holzreste mit der „*B ä c h k r u k a*“, einem auf einer Holzstange befestigten Holzbrettchen, in das Aschenloch geschoben und der Ofenboden mit dem feuchten „*O f n w i s c h*“ gereinigt. Der Ofenwisch ist ein an einer Holzstange befestigter Buschen Fichtengrass. Dieses Reisig muß zu Thomas aus dem Wald geholt werden, da es dann nicht nadelt.

Das mittlerweile in den Simperln aufgegangene Brot wird auf die „*B r o t s c h i s s l*“ gestürzt und eingeschossen. Die Brotschissl ist ein an einer Holzstange befestigtes kreisrundes Holzbrett. Über den ersten Laib, der in den Ofen kommt, macht die Bäuerin ein Kreuzzeichen und mit drei Fingern drei Eindrücke. Dieser Laib, der „Brotvater“, darf erst als letzter gegessen werden. Ist das ganze Brot eingeschossen, wird das Ofentürl geschlossen, vorher aber noch mit der Brotschissl ein Kreuzzeichen davor gemacht. Um beim Einschließen im Ofen sehen zu können, wurde ein kleiner *K i e n s p a n h a l t e r* mit brennendem Span in den Ofen gestellt.

Nach etwa zwei Stunden ist das Brot gebacken und wird mit der Brotschissl herausgenommen und mit Wasser abgewaschen. Die Laibe kommen auf die *B r o t l e i t e r* zur Aufbewahrung.

Zu Feiertagen und besonderen Anlässen, wie Schnitt, Drusch u. dgl. wird aus weißem Mehl im Backofen der „*S c h o b e r*“ gebacken. Es ist dies ein gesüßter Germteig mit Rosinen. Der Teig wird in der *T e i g s c h ü s s e l*, die aus Holz gedrechselt ist, angerührt und in einen *S c h o b e r m o d l* getan. Die Modl sind meist aus Ton, aber auch aus Kupferblech und Gußeisen. Sie haben verschie-

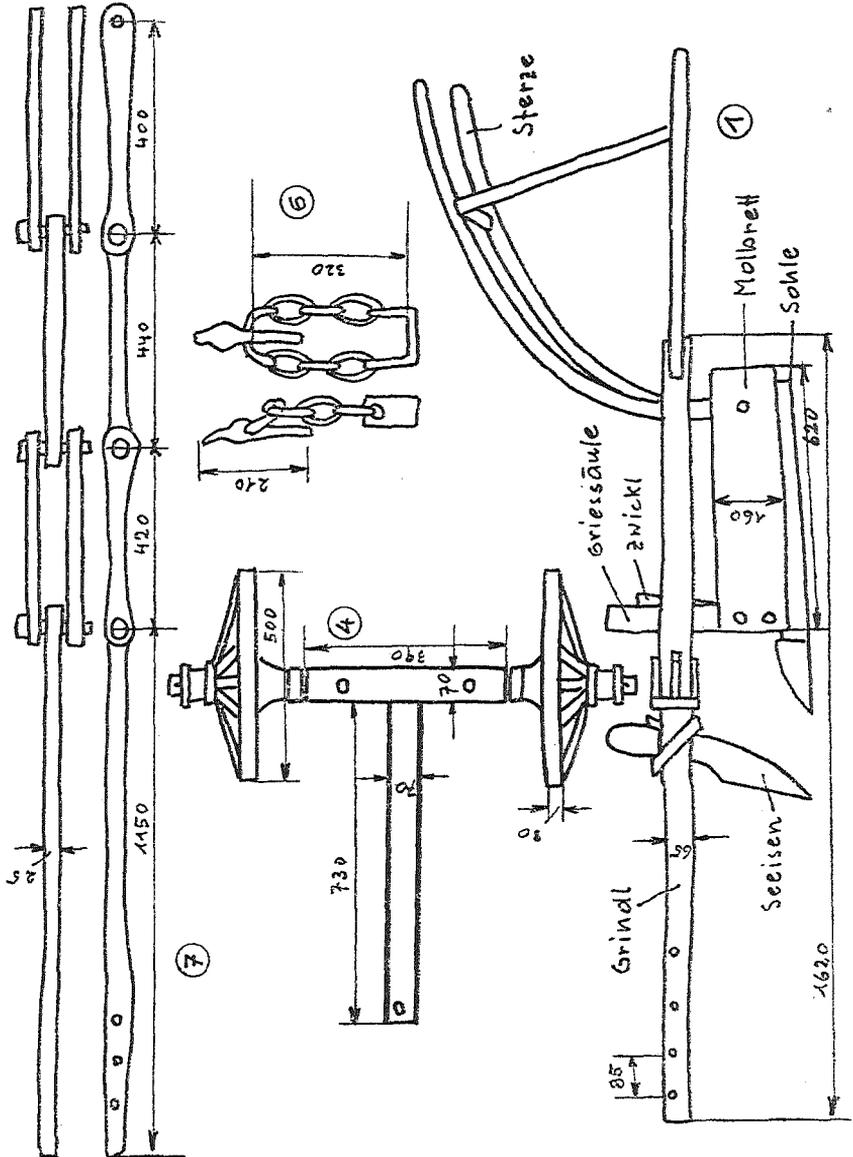
dene Formen. Ein besonderes Backwerk ist der „Weinbadin“. Der Teig besteht aus Brösel, Zucker, Eidotter und Eischnee. Er wird auch in der Schoberform im Backofen gebacken. Der fertige Kuchen kommt in eine Schüssel und wird mit heißem gewürztem Most übergossen. Zum Essen kommt die Schüssel in die Mitte des Tisches und ein jeder sticht mit dem Löffel Stücke heraus. Eine besondere Art von Brot ist das zur Weihnachtszeit gebackene Kletzenbrot.

Katalog

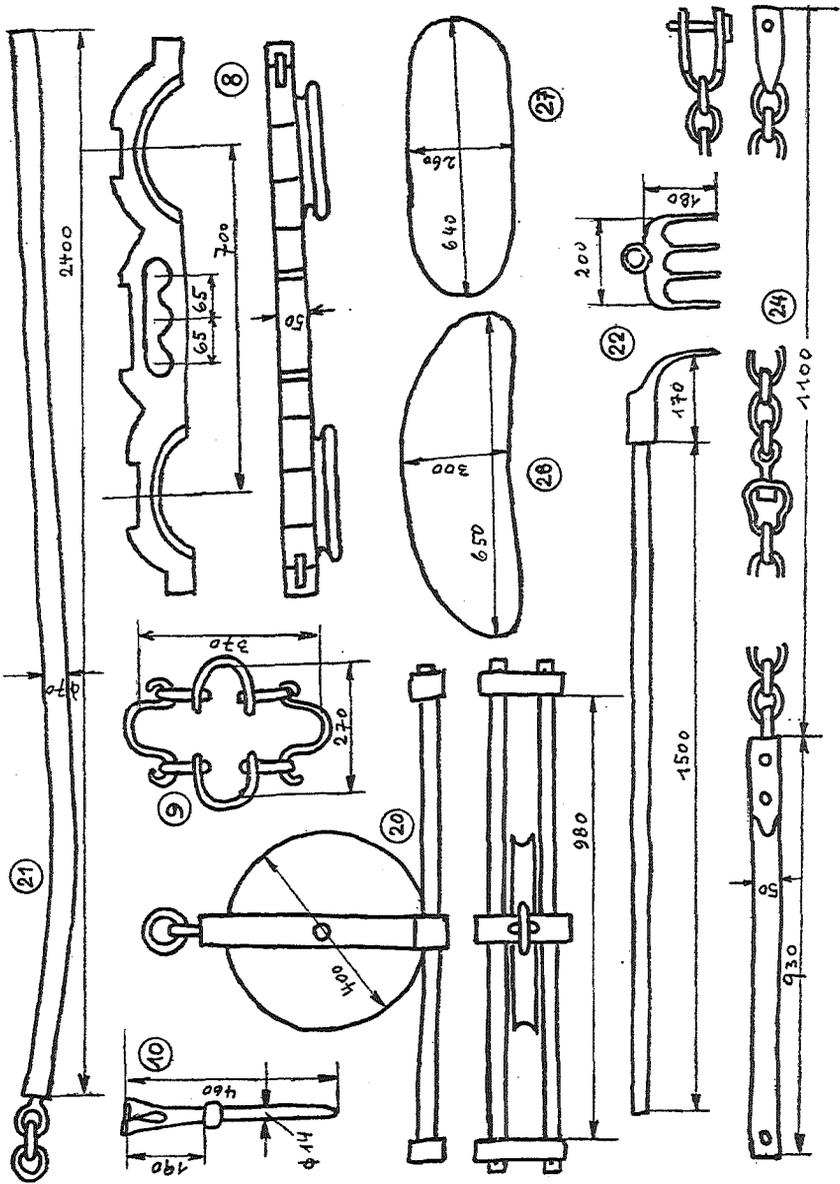
zu den Ausstellungsobjekten in der Pichl-Mühle

(Nach der Benennung der Objekte sind die Hauptabmessungen in Millimeter oder die Nummer der Abbildungstafel angegeben, weiters die Inventarnummer. Die Objekte Nr. 64, 81, 82 sind nicht ausgestellt, da sie für den Raum zu groß sind.)

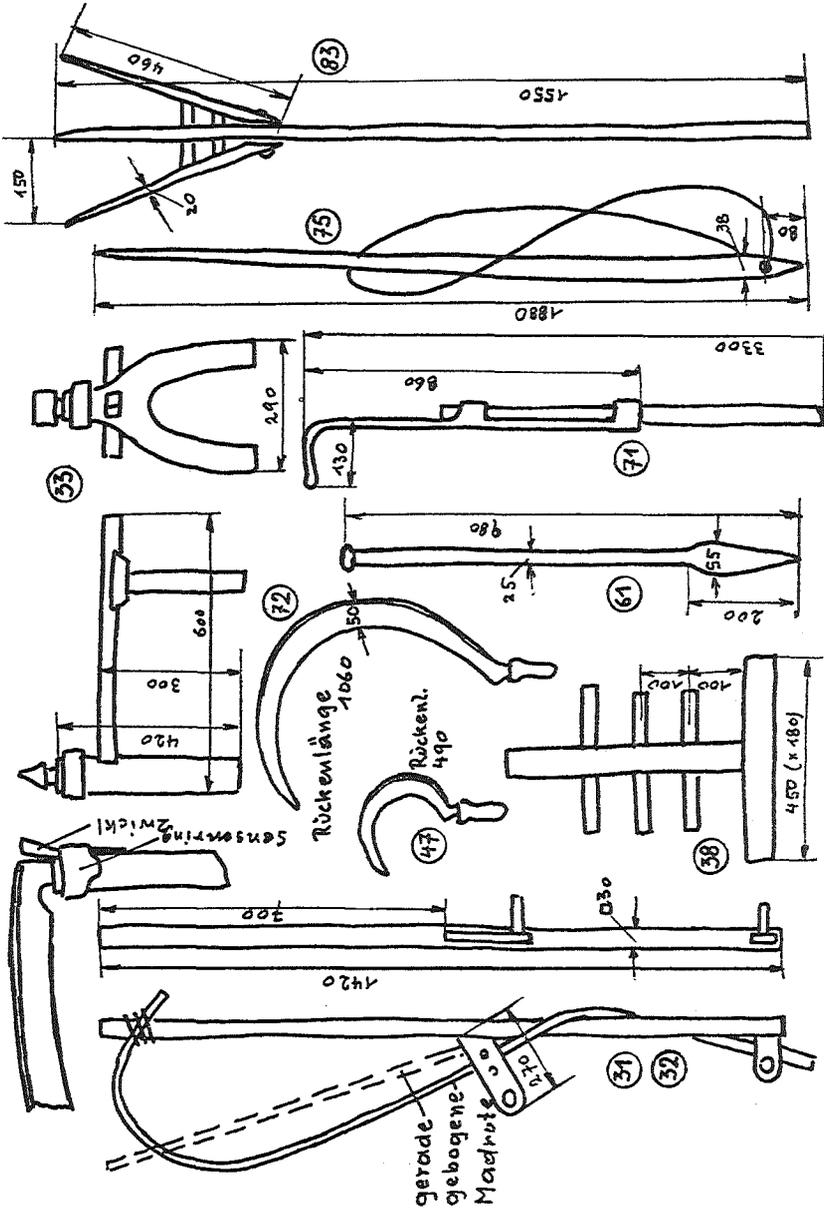
- 1 Bockpflug — Tafel I — Inv. 2452
Der Pflug ist bis auf die Pflugschar und das Seeisen aus Holz gefertigt. Er stand bis etwa 1925 in der Loich in Verwendung.
- 2 Molbretter — L ca. 540, B ca. 70 — Inv. 2266
Die Bretter sind aus Hartholz gefertigt und etwas geformt.
- 3 Holzkeile („Pfluazwickl“) — L ca. 70 — Inv. 2615
Die Keile dienen zum Befestigen des Seeisens und der Grießsäule im Grindl.
- 4 Pflugachsel — Tafel I — Inv. 2491
Radvorgestell, auf dem das Grindl aufliegt.
- 5 Pflugrad — Dm 570 — Inv. 2450
Rad von einem Pflugachsel. Die Speichen sind ohne Felgen direkt am Radreifen befestigt.
- 6 Pflugwied — Tafel I — Inv. 2026
Eiserner Verbindungsteil zwischen Grindl und Pflugachsel.
- 7 Pflugzieder — Tafel I — Inv. 2453
Kettenförmiger, hölzerner Verbindungsteil zwischen Pflugachsel und Joch.
- 8 Joch — Tafel II — Inv. 2454
Doppeljoch
- 9 Jochwied — Tafel II — Inv. 2026
Eiserner Verbindungsteil zwischen Joch und Zieder (Deichsel).
- 10 Jochnagel — Tafel II — Inv. 1727
Eiserner Stift zum Verbinden von Joch und Zieder (Deichsel).
- 11 Jochnagel — L 320, Dm 20 — Inv. 2455
- 12 Handelstecken — L 1780 — Inv. 2626
Haselstecken mit eingeschnittener Kerbe, die die Risthöhe des Ochsen für den Kauf angibt.



- 13 Viehmaßband — L 2110, B 15 — Inv. 1158
Leinenmaßband auf Haspel aus Messingblech aufgewickelt.
Das Band ist in 20 „Faust“ geteilt.
- 14 Jochriemen — L ca. 5300, B 25 — Inv. 640
Die zwei Jochriemen sind am Joch befestigt und in Form von
Luftmaschen zusammengeflochten. Durch Anziehen am Ende
der Riemen löst sich die Verschlingung.
- 15 Polster („Filz“) — L 550, B 300 — Inv. 2674
Der Polster ist aus alten Stoffstücken, „Lumpen“, zusammen-
genäht und mit Schafwolle gefüllt. Der Polster wird bei Ein-
spannen des Tieres unter das Joch gelegt.
- 16 Peitsche mit Pflugreitl — Inv. 1416
Die Peitsche besteht aus einem Haselstecken mit Hanfschnur,
am Ende des Stieles ist eine kleine Blehschaufel befestigt.
Diese dient zum Abkratzen der Erde von den Pflugteilen.
- 17 Pflugreitl — Schneidenlänge 50 — Inv. 2496
- 18 Pflugreitl — Tafel IV — Inv. 2635
Das Reitl ist an einem Holzstock befestigt.
- 19 Pflugreitl — Schneidenlänge 120 — Inv. 1751
- 20 Seilrad — Tafel II — Inv. 1732
Das Seilrad wird mit einem Hanfseil von 20 mm Dm zum
Aufseilen von Erde und Mist verwendet.
- 21 Stangenzieher — Tafel II — Inv. 2456
Holzstange als Verbindungsstück zwischen Zugseil und Joch.
- 22 Kratze („Mistkreu“) — Tafel II — Inv. 2614
Eisengabel mit 4 winkelförmig abgebogenen Zinken und Holz-
stiel zum Abladen von Mist.
- 23 Egge — Tafel V — Inv. 2489
Trapezförmiger Holzrahmen mit Holzzähnen.
- 24 Kettenzieher — Tafel II — Inv. 2613
Holzstange mit Eisenkette und Zugbügel zur Verbindung von
Egge und Joch.
- 25 Sätuch („Saafürta“) — L 1120, B 880 — Inv. 2385
Schurz, aus weißem Bauernleinen gefertigt.
- 26 Säekorb (Saasumper) — L 940, B 360, H 230 — Inv. 2272
Korb aus Stroh geflochten, ovale Form.
- 27 Säekorb — Tafel II — Inv. 247
- 28 Säekorb — Tafel II — Inv. 1403
- 29 Holzwalze („Blocha“) — L 1800, Dm 250 — Inv. 2490
Walze aus einem Baumstamm gebildet, in einem Holzrahmen
gelagert.

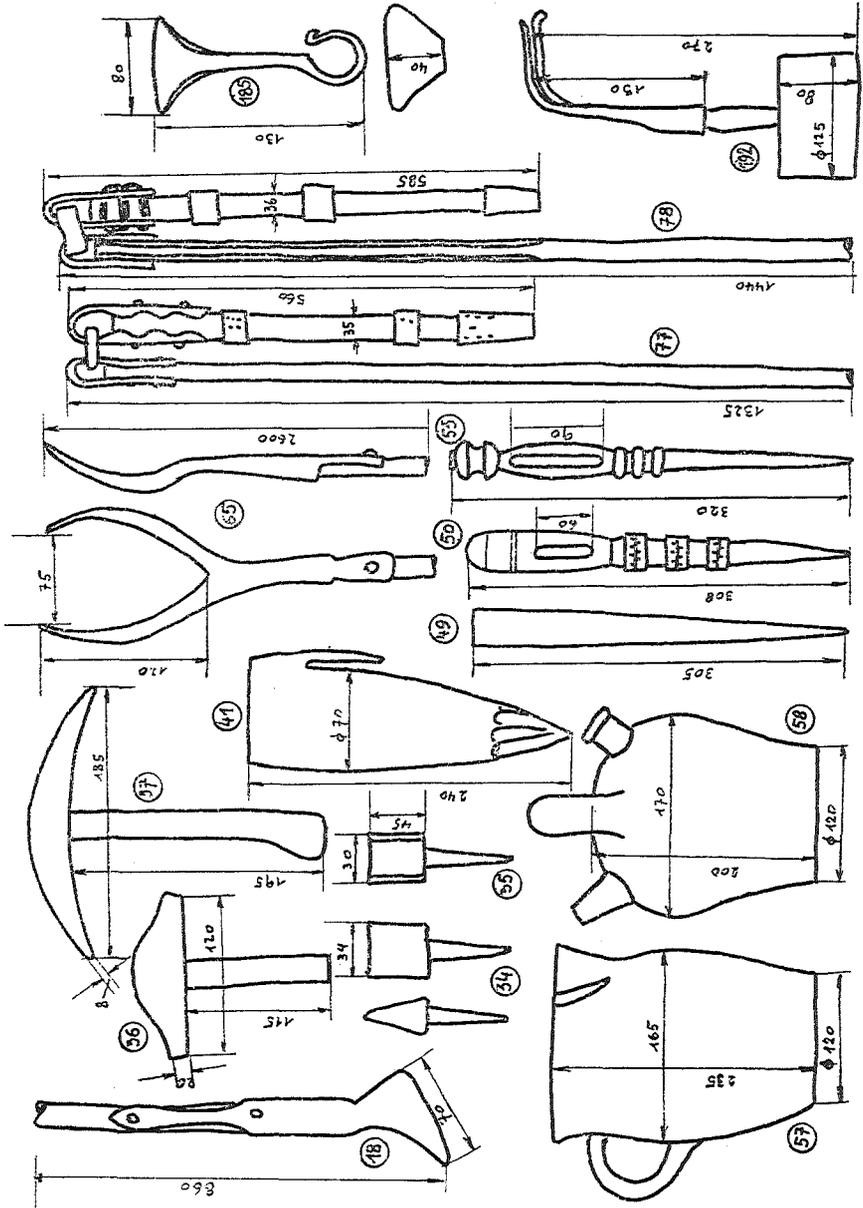


- 30 Segenkreuz — Inv. 2616
Stück vom „Weichholz“ mit eingestecktem Zweig vom Palm-
buschen.
- 31 Sense mit gebogener Mahdrute — Tafel III — Inv. 2457
Der Sensenwurf ist grob mit dem Reifmesser bearbeitet, die
Sensengriffe („Gwindl“) bestehen aus rechtwinkelig gewach-
senen Aststücken.
- 32 Sense mit gerader Mahdrute — Tafel III — Inv. 2458
- 33 Dangelbank („Dänglgoas“) — Tafel III — Inv. 2339
In die Dangelbank ist ein schmaler Dangelamboß eingesetzt.
- 34 Dangelstöckel, schmal — Tafel IV — Inv. 2482
- 35 Dangelstöckel, breit — Tafel IV — Inv. 2459
- 36 Dangelhammer, breite Bahn — Tafel IV — Inv. 2444
- 37 Dangelhammer, schmale Bahn — Tafel IV — Inv. 1589
- 38 Sensenhalter — Tafel III — Inv. 2445
- 39 Kumpf aus Horn — L 250 — Inv. 1612
- 40 Kumpf aus Blech — L 175 — Inv. 590
- 41 Kumpf aus Holz, glatte Form — Tafel IV — Inv. 862
- 42 Kumpf aus Holz — L 240 — Inv. 519
- 43 Kumpf aus Holz — L 260 — Inv. 2033
- 44 Wetzstein — L 220 — Inv. 2394
- 45 Wetzstein — L 220 — Inv. 2395
- 46 Wetzstein mit Holzgriff — L 240 — Inv. 2480
- 47 Sichel — Tafel III — Inv. 2284
Die Sichel dient zum Aufnehmen der Halme beim Schnitt.
- 48 Schabknebel, primitive Form — L 270 — Inv. 2446
- 49 Schabknebel, ohne Verzierung — Tafel IV — Inv. 1351
- 50 Schabknebel, verziert — Tafel IV — Inv. 514
- 51 Schabknebel, verziert — L 320, Schlitzl. 20 — Inv. 1107
- 52 Schabknebel, verziert — L 280, Schlitzl. 40 — Inv. 263
- 53 Schabknebel, verziert — Tafel IV — Inv. 36
- 54 Halmzieher — L 1400, 50 Zähne, Stiell. 2000 — Inv. 2334
Mit diesem Rechen werden nach dem Einführen der Garben
die liegegebliebenen Halme zusammengezogen.
- 55 Mostlagl — Dm 318, H 185 — Inv. 2048
Bindgeschirr mit Eisenreifen zum Mitnehmen von Most beim
Schnitt.
- 56 Tragholz für das Mostlagl („Laglträger“) — L 500 —
Inv. 2460 — Gebogenes Aststück, mit dem das Lagl auf der
Achsel getragen wird.
- 57 Mostkrug, aus Ton, grün glasiert — Tafel IV — Inv. 60
- 58 Mostkrug aus Ton, braun glasiert — Tafel IV — Inv. 428



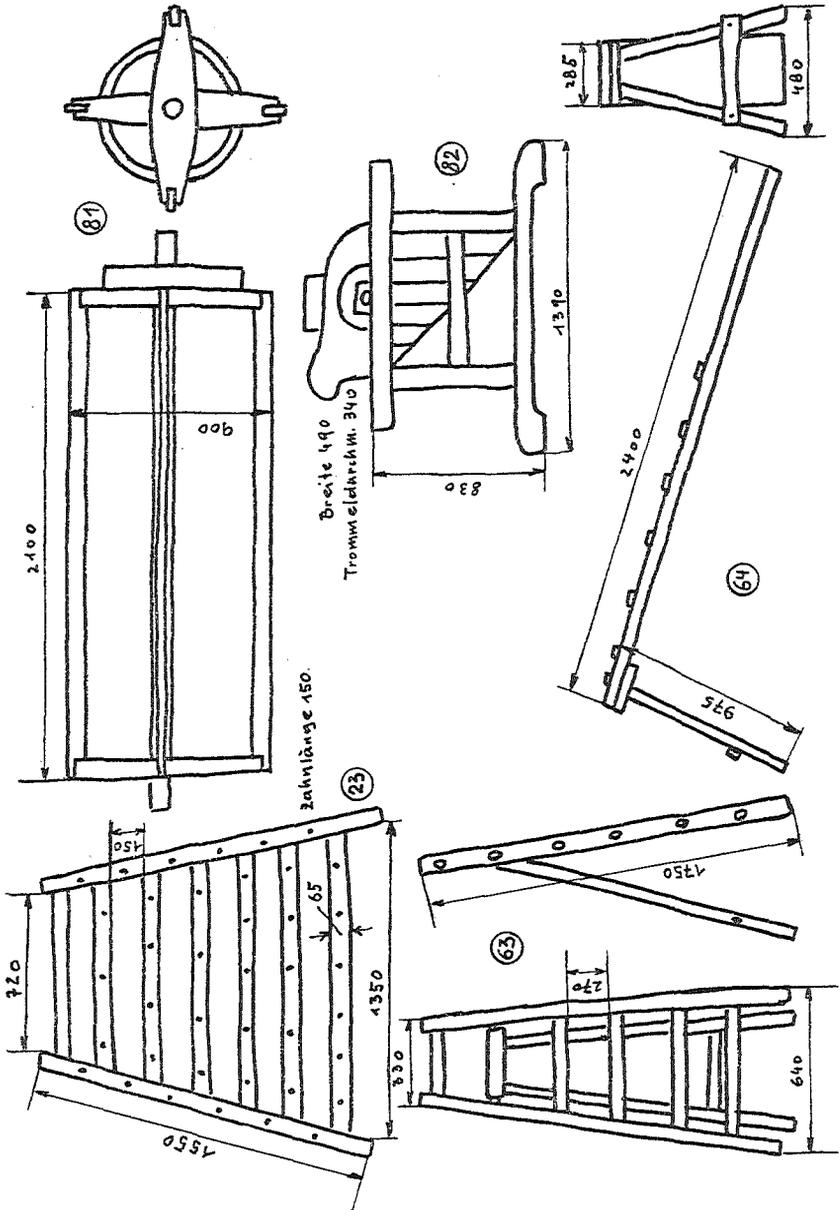
- 59 Mostkrug aus Ton, grün glasiert, helle Längsstreifen,
H 240 — Inv. 1742
- 60 Mostkrug aus Ton, grün glasiert, H 225 — Inv. 266
Stark ausgeschart, Reste einer Datierung 19..
- 61 Eisenstange — Tafel III — Inv. 2617
An einem Ende ist eine klobenförmige Spitze angestaucht.
- 62 Schieberstecken mit „Hiefl“ — L ca 2500, Inv. 2462
Der Stecken ist glatt, er hat keine wegstehenden Aststummel
oder eingesetzte Querhölzer. „Hiefl“ ist ein Gabelast.
- 63 Schieberleiter — Tafel V — Inv. 651
- 64* Schieberbank — Tafel V — Inv. 2608
- 65 Fassgabel („Goaschgabl“) — Tafel IV — Inv. 2210
Zweizinkige Eisengabel mit besonders langem und dünnem
Holzstiel.
- 66 Faßgabel ohne Stiel — Inv. 2463
- 67 Holzgabel, dreizinkig — L 2000, Zinkenlänge 700, Inv. 2465
- 68 Holzgabel, dreizinkig — L 1550, Zinkenlänge 410, Inv. 2667
- 69 Strohhut — Inv. 2672
Der Hut wurde aus siebenfach geflochtenen Strohbändern
von der Bäuerin für Eigenbedarf hergestellt.
- 70 Hut mit Schnitterbuschen — Inv. 2461
- 71 Brandhaken — Tafel III — Inv. 234
- 72 Brandsichel — Tafel III — Inv. 322
- 73 Brandsichel — Rückenlänge 940, Inv. 2258
- 74 Brandsichel — Rückenlänge 770, Inv. 1485
- 75 Tragstecken — Tafel III — Inv. 2665
- 76 Ausschlagprügel — L 580, Dm 40 — Inv. 807
- 77 Dreschflegel („Drischl“) — Tafel IV — Inv. 218
Die Verbindungsteile zwischen Stiel und Schwengel sind aus
Eisen.
- 78 Dreschflegel — Tafel IV — Inv. 498
Die Verbindungsteile zwischen Stiel und Schwengel sind aus
Leder.
- 79 Göpelwelle aus Holz — Tafel VI — Inv. 2497
- 80 Göpelwelle aus Holz — Tafel VI — Inv. 2499
Die Welle stammt aus der Pichl-Mühle. Sie wird mit einer
Klauenkupplung auf die Haue des Obersteines aufgesetzt und
dreht sich mit dem Stein.
- 81* Schlagkreuz — Tafel V — Inv. 1751
Selbstgebaute Ausschlagvorrichtung für Korn und Weizen.
- 82* Dreschmaschine („Steftnmaschin“) — Tafel V —
Inv. 1107

Tafel IV
Tafel 4

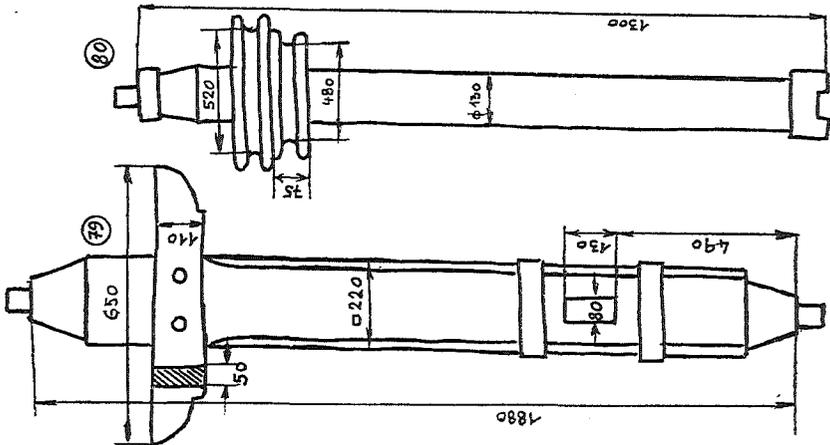
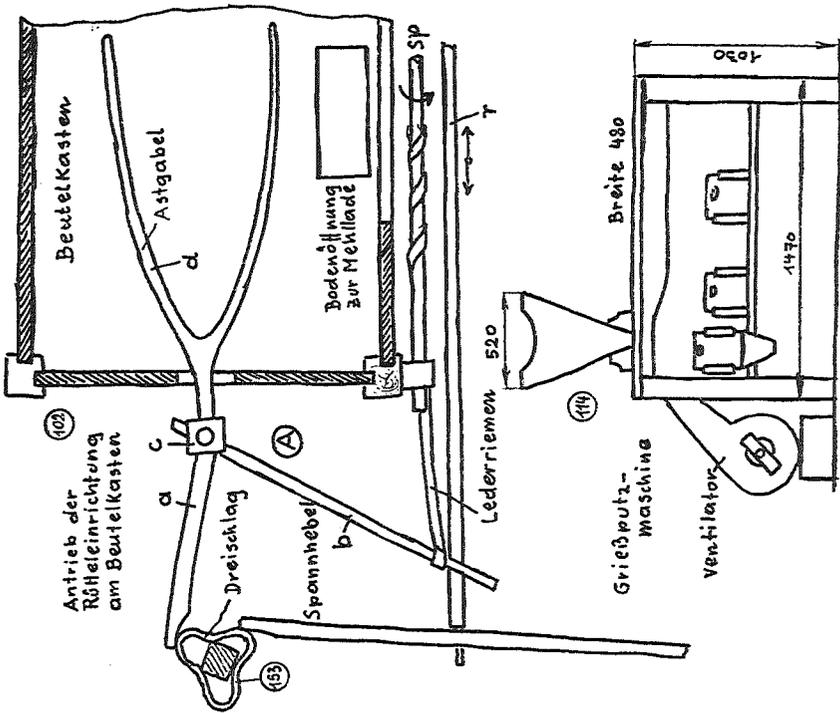


Durch eine Trommel mit Stiften, die sich an feststehenden Stiften rasch vorbeidrehen, werden Körner und Stroh voneinander getrennt. Die Körner und das vielfach geknickte Stroh kommen bei einer Öffnung heraus.

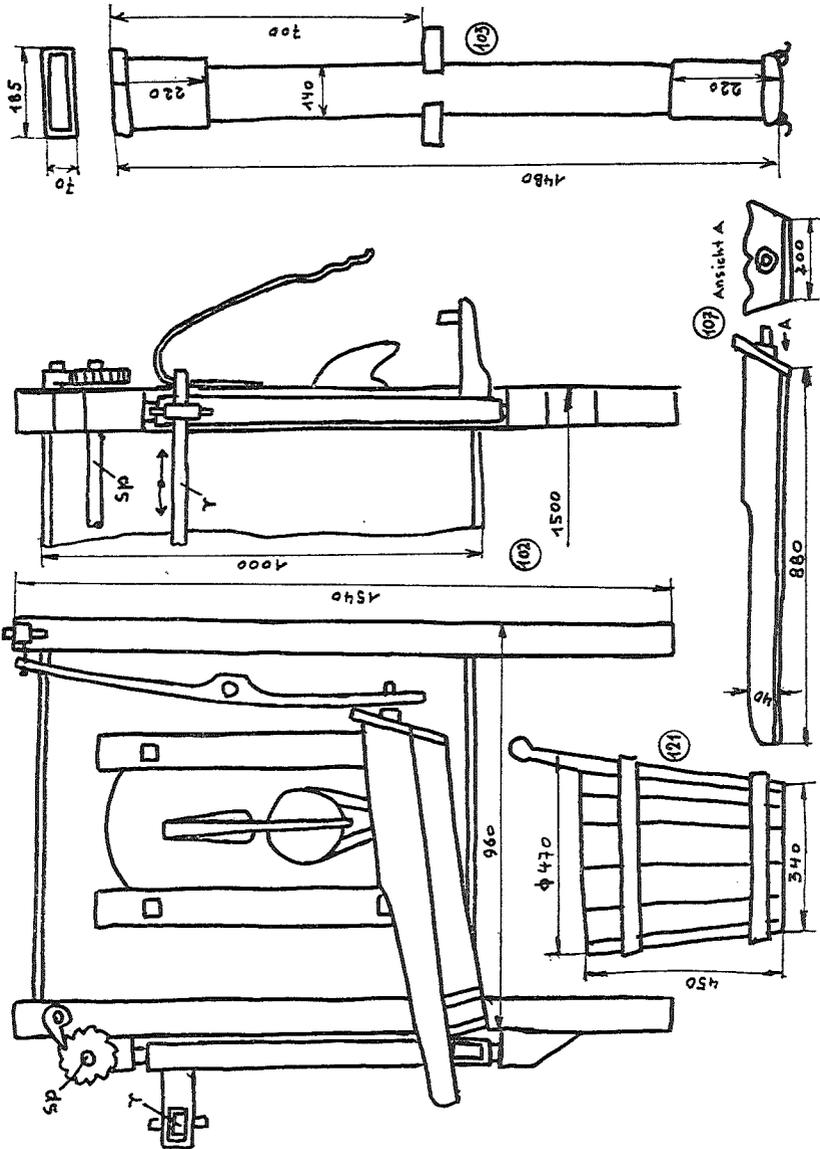
- 83 Holzgabel, dreizinkig — Tafel III — Inv. 2464
Die flache Gabel dient zum Aufheben des Strohes beim Austreten.
- 84 Holzschaufel — L 1460, Blattlänge 500, B 350 — Inv. 2259
- 85 Rundes Sieb („Reiter“) — Dm 670, Maschenweite 25, H 200 — Inv. 2467
- 86 Rundes Sieb — Dm 650, Maschenweite 10, H 150 — Inv. 2469
- 87 Rundes Sieb — Dm 600, Maschenweite 7, H 160 — Inv. 2468
Die Siebe sind ein Gewebe von dünnen Holzspänen, die in einen Holzreif eingespannt sind.
- 88 Getreideputzmühle — Größte Ausmaße: L 1700, B 680, H 1200 — Inv. 2799
Auf der Vorderseite in blauer Farbe Jesusmonogramm, Besitzerinitialien und Jahreszahl 1889. Mit Bleistift geschrieben: „Gottfried Perebner bittet um ein weiteres Zurtrauen. Ich weis ganz gewis, das die Gedreite Buzmühle sehr gut buzen wird. Flach bei Kilb den 31. August 1889.“
- 89 Holzschaufel („Änemschaufl“) — L 1250, Blattlänge 390, B 20 — Inv. 2663
Mit der Schaufel wird das Getreide aufgeworfen, um die schönen Körner von den anderen zu trennen.
- 90 Getreidemaß, Bindgeschirr mit drei Eisenreifen — ein Viertel und ein Achtel Metzen, Dm oben 310, Dm unten 260, H 345, Boden 115 mm von unten eingesetzt — Inv. 51
- 91 Getreidemaß, Bindgeschirr mit drei Holzreifen — ein Viertel und ein Achtel Metzen, Dm oben 310, Dm unten 255, H 360, Boden 130 mm von unten eingesetzt — Inv. 1328
- 92 Getreidemaß, Bindgeschirr mit zwei Holzreifen, Dm oben 280, Dm unten 230, H 330 — Inv. 121
- 93 Körnerkastenbesen aus Reisig — L 350 — Inv. 1303
- 94 Körnerkastenschloß — Riegellänge 265, Schlüssellänge 272 — Inv. 1385
Der Riegel besteht aus Holz. Der eiserne Schlüssel hat einen im Gelenk beweglichen Teil, der nach Einführen des Schlüssels in das Schlüsselloch herabfällt und in die Einschnitte des Riegels eingreift („Klachs Schlüssel“).
- 95 Körnerkastenschlüssel („Klachs Schlüssel“) aus Eisen — L 315 — Inv. 1765



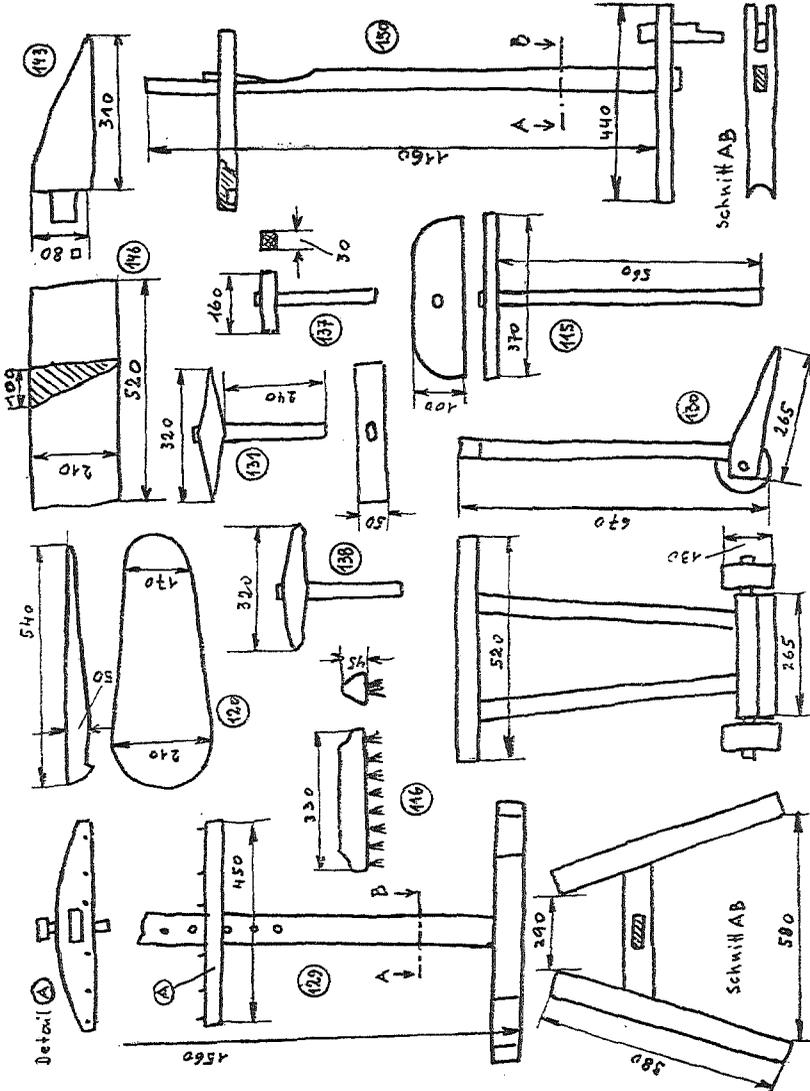
- 96 Fenstergitter von einem Körnerkasten, zwei kreuzförmig verbundene Eisenstäbe — L 370 — Inv. 2274
- 97 Fenstergitter von einem Körnerkasten, kreuzförmig mit Ring — L 570, Dm 225 — Inv. 1498
- 98 Flechtgitter von einem Körnerkastenfenster — Seitenlänge 320 — Inv. 2639
Das Gitter besteht aus Eisendrähten, die an den Kreuzungspunkten übereinander gewunden sind. Maschenweite zirka 10 mm.
- 99 Durchzugbaum aus einem Körnerkasten — L zirka 3000, H 200, B 160 — Inv. 165
Der Balken hat an der Unterseite eine eingeschnitzte Rosette, auf der Seite das Jesusmonogramm, die Besitzerinitialen und die Datierung 1729.
- 100 Mahlgang mit Steinen und Gosse — Inv. 2536
- 101 Mühlstein — Dm 850 — Inv. 2560
- 102 Beutelkasten mit Mehllade und Kleienkasten — Tafel VI und VII — Inv. 2537
Mehllade: L 1250, B 900, H 260, Kleienkasten: L 1000, B 650, H 320.
- 103 Beutel aus grobem Tuch — Tafel VII — Inv. 2538
- 104 Beutel aus feinem Tuch — L 1480 — Inv. 2539
- 105 Beutel aus feinem Tuch — L 1570 — Inv. 2540
- 106 Beutel aus Seide — L 1480 — Inv. 2541
- 107 Flachsieb mit Gewebe aus Metalldraht — Tafel VII — Inv. 2542
- 108 Flachsieb — Inv. 2543
- 109 Flachsieb — Inv. 2544
- 110 Flachsieb — Inv. 2545
- 111 Flachsieb, Untersieb — Inv. 2546
- 112 Grießlade — L 1100, B 1000, H 220 — Inv. 2698
Flache Holzkiste mit Wandöffnung an einer abgeschrägten Ecke und einer in halber Höhe angebrachten Leiste, auf der die Reiter hin und her bewegt wird.
- 113 Rundes Sieb („Reiter“) mit feinem Drahtgewebe — Dm 600, H 115 — Inv. 2485
- 114 Grießputzmaschine — Tafel VI — Inv. 2548
- 115 Krucke — Tafel VIII — Inv. 2547
- 116 Bartwisch — Tafel VIII — Inv. 2549
- 117 Bartwisch — L 260 — Inv. 2550
- 118 Bartwisch — L 240 — Inv. 2551
- 119 Bartwisch — L 200 — Inv. 2552
- 120 Mehlschaukel („Molter“) — Tafel VIII — Inv. 2553



- 121 Mühl schaffel — Tafel VII — Inv. 2554
- 121 Mühl schaffel — Dm oben 470, Dm unten 340, H 450 —
Inv. 2555
- 122 Mühl schaffel — Inv. 2556
- 123 Mühl schaffel — Inv. 2557
- 124 Mühl schaffel — Inv. 2558
- 125 Mehlsack — L ca 1000, Dm ca 300 — Inv. 2301
„Dreizipferter Sack“ mit drei sternförmig angeordneten Näh-
ten am Sackboden. Sackmarkierung mit Tintenstift: „Schedl“.
- 126 Mehlsack — Inv. 2344
- 127 Mehlsack — Inv. 803
- 128 Mehlsack — L 1300 — Inv. 2392
- 129 Sackhalter — Tafel VIII — Inv. 2559
- 130 Sackrodel — Tafel VIII — Inv. 2451
- 131 Bille — Tafel VIII — Inv. 1301
- 132 Bille — L 310, Schneidenbreite 60, Stiellänge 260 — Inv. 1559
- 133 Bille — L 380, Schneidenbreite 55, Stiellänge 340 — Inv. 1560
- 134 Bille — L 270, Schneidenbreite 60, Stiellänge 190 — Inv. 1561
- 135 Bille — L 260, Schneidenbreite 60, Stiellänge 200 — Inv. 1563
- 136 Bille — L 100, Schneidenbreite 65, Stiellänge 160 — Inv. 1564
- 137 Stockhammer („Redlhammer“) — Tafel VIII — Inv. 1558
- 138 Spitzhammer — Tafel VIII — Inv. 901
- 139 Spitzhammer — L 300 — Inv. 1565
- 140 Hebestange aus Holz — L 920, Dm zirka 50 — Inv. 2359
- 141 Hebestange aus Holz — L 900, Dm zirka 50 — Inv. 2389
- 142 Hebestange aus Eisen — L 580, Dm zirka 25 — Inv. 1551
- 143 Holzkeil — Tafel VIII — Inv. 1553
- 144 Holzkeil — L 210, B 80, H 80, mit Handgriff — Inv. 1552
- 145 Holzkeil — L 230, B 80, H 80, mit Handgriff — Inv. 1554
- 146 Holzkeil — Tafel VIII — Inv. 2562
- 147 Holzkeil — L 520, B 120, H 90 — Inv. 2563
- 148 Holzwalze — L 500, Dm 80, Inv. 1556
- 149 Holzschlegel — L 230, Dm 170, Stiellänge 150 — Inv. 1557
- 150 Lehre zum Einrichten der Mühlsteine — Tafel VIII —
Inv. 2666
- 151 Holzspachtel — L 230, B 55 — Inv. 2564
Mit der Spachtel wird Schmiere in die Getriebe der Mühle
gebracht.
- 152 Eisenring — Dm 200, H 60 — Inv. 2565
Ring mit drei Absätzen, der in den Läuferstein eingebaut wird
und den Rüttelschuh über den Rüttelnagel in Bewegung setzt.
- 153 Dreischlag — (Tafel VI) — Inv. 2566



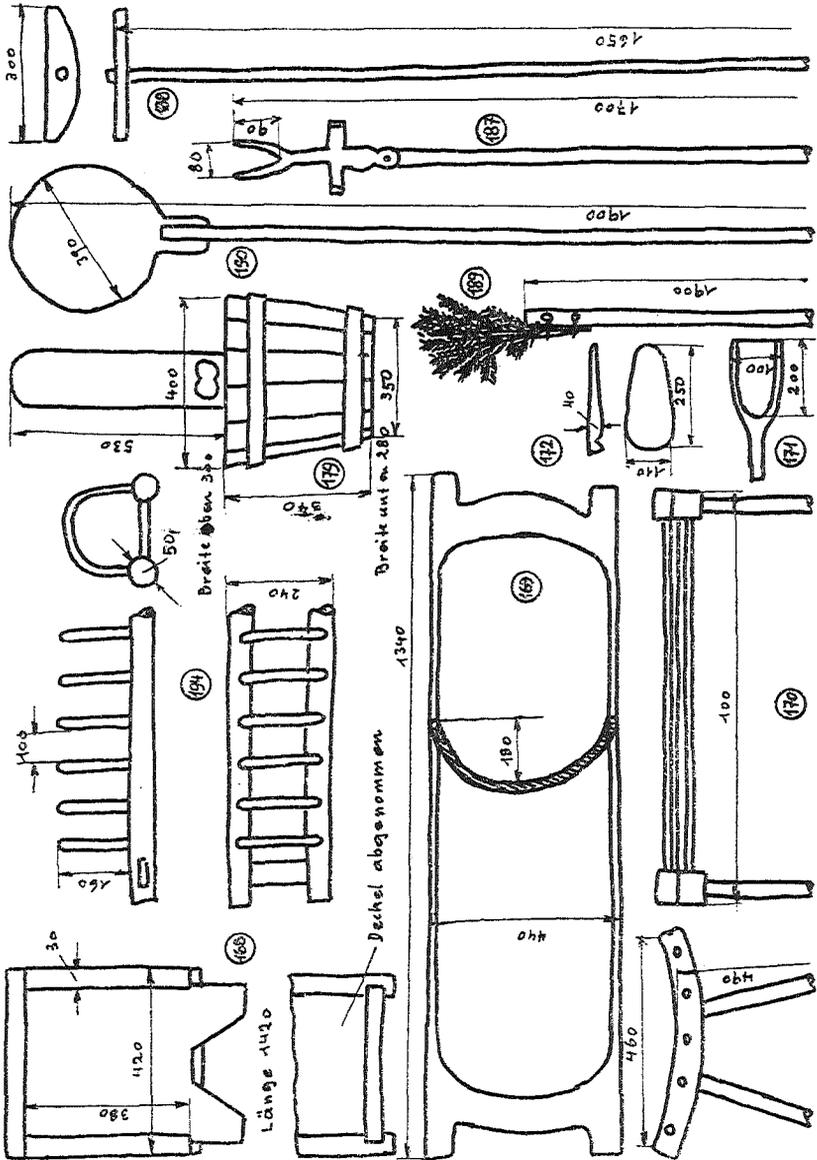
- 154 Ploi — H 215, B 190, Zapfendurchmesser 35, Zapfenlänge 70 —
Inv. 2567
- 155 Holzzahn für das Kammrad — Zahnhöhe 50, B 60, Gesamt-
länge 240 — Inv. 2568
- 156 Holzzahnrohling — L 355, B 52, H 35 — Inv. 2653
- 157 Holzzahnrohling — L 240, B 60, H 20 — Inv. 2678
- 158 Lehre für Kammradzahn aus Holzbrett ausgeschnitten, Maß-
größe 56 — Inv. 2729
- 159 Mausefalle — Stößelfalle — Inv. 665
- 160 Mausefalle — Stößelfalle — Inv. 1128
- 161 Mausefalle — Stößelfalle — Inv. 2640
- 162 Mausefalle — Schnappbrett — Inv. 2043
- 163 Mausefalle — Schnappfalle mit Käfig — Inv. 1581
- 164 Mausefalle aus Draht — Inv. 2090
- 165 Rattenfalle — Inv. 2572
- 166 Laterne aus Holz — H 195 — Inv. 353
- 167 Kerzenleuchter aus Holz — H 80 — Inv. 67
- 168 Mehltruhe — Tafel IX — Inv. 2403
- 169 Bactrog aus einem Baumstamm gehackt — Tafel IX —
Inv. 2335
- 170 Schragen für den Bactrog — Tafel IX — Inv. 2472
- 171 Mehlschaufel — Tafel IX — Inv. 2500
- 172 Backmehlschaufel — Tafel IX — Inv. 652
- 173 Kochmehlschaufel, molterartig — L 175, B 80 —
Inv. 2591
- 174 Mehlsieb mit feinem Drahtgewebe — Dm 260, H 120 —
Inv. 831
- 175 Mehlsieb mit Roßhaargewebe — Dm 245, H 115 — Inv. 2662
- 176 Holzschüsserl („Uraschüsserl“) — Dm 140 — Inv. 2470
- 177 Uraschüsserl — Dm 115 — Inv. 2471
- 178 Salzfaß aus Holz — Dm 140, H 140 — Inv. 480
- 179 Wasserbutte — Tafel IX — Inv. 2692
- 180 Mehlschaff, Bindegeschirr mit Holzreifen — Dm 540,
H 350 — Inv. 2501
- 181 Backsimperl aus Stroh geflochten — Dm 215 — Inv. 1279
- 182 Backsimperl — Inv. 2477
- 183 Backsimperl — Dm 290 — Inv. 2503
- 184 Backsimperl — Inv. 2502
- 185 Trogschern — Tafel IV — Inv. 2619
- 186 Trogschern — L 120, Schneidenlänge 105 — Inv. 2691
- 187 Ofengabel — Tafel IX — Inv. 281
- 188 Backkrucke — Tafel IX — Inv. 2475
- 189 Ofenwisch — Tafel IX — Inv. 2476



- 190 Brotschissl — Tafel IX — Inv. 2474
 191 Spanleuchter aus Eisen geschmiedet — H 260 — Inv. 763
 192 Spanleuchter — Tafel IV — Inv. 2666
 193 Ofenfleck — Dm zirka 220 — Inv. 2504
 194 Brotleiter — L 2140 — Tafel IX — Inv. 2505
 195 Schobermodl aus Ton, grün glasiert — Dm 200 —
 Inv. 1271
 196 Schobermodl aus Ton, grün glasiert — Dm 260 —
 Inv. 346
 197 Schobermodl aus Ton, grün glasiert — Dm 325 —
 Inv. 838
 198 Schobermodl aus Ton, grün glasiert, in Fruchtform —
 L 335 — Inv. 83
 199 Schobermodl aus Ton, grün glasiert, in Fischform —
 L 375 — Inv. 660
 200 Schobermodl aus Kupferblech — Dm 270 — Inv. 61
 201 Schobermodl aus Gußeisen — Dm 250 — Inv. 1667
 202 Teigschüssel aus Holz gedrechselt — Dm 420 — Inv. 1103
 203 Teigschüssel aus Holz gedrechselt — Dm 280 — Inv. 2577
 204 Teigschüssel aus Holz gedrechselt — Dm 410 — Inv. 1103
 205 Teigschüssel aus Holz gedrechselt — Dm 560 — Inv. 77
 206 Scheiblstuhl, dreibeinig — Dm 400, H 370 — Inv. 1123
 207 Petroleumlampe, Wandlampe mit Blechreflektor —
 Inv. 1075
 208 Haussegnen unter Glas und Rahmen — Inv. 2478
 209 Hinterglasbild — Inv. 2479
 Sandl, Johannisknabe mit Lamm.
 210 Palmbuschen — Inv. 2684

Sonderobjekte

- 211 Figur des gekreuzigten Christus — Inv. 240
 Die Figur ist aus Eisenblech ausgeschnitten und zeigt Reste einer Bemalung. Sie stammt von einem Holzkreuz, das vor Jahrzehnten in der Nähe der Pichl-Mühle aufgestellt war. Das Feld, an dessen Rand es stand, heißt heute noch „Kreuzfeld“.
- 212 Holzbrett mit der Aufschrift „Loich“
 in cyrillischen Buchstaben — L 1000, B 150 — Inv. 2590
 Ortstafel aus der Zeit der russischen Besetzung NÖ.
- 213 Wandbrunnen aus rotem Marmor — H 890, B 480,
 Inv. 2589
 Die Teile des Brunnens wurden aus dem Fundament eines Dürrhäuselofens geborgen. Er dürfte aus dem benachbarten Gasthaus stammen.



- 214 Mumifizierter Kälberkopf — Inv. 2588
Der Kopf, dessen Unterkiefer fehlt, wurde auf dem Leitenhof neben dem Hoftor gefunden. Er wurde vor einigen Generationen zur Abwehr einer Viehkrankheit dort hingelegt, „wo das Vieh ein und aus geht“.
- 215 Kleiner Koffer mit gewölbtem Deckel — L 480, B 280, H 206 — Inv. 1145
Der Koffer ist aus Holz, mit Fell überzogen und mit Eisenbändern beschlagen. Das Schloß ist herausgeschnitten. Das Innere ist mit Tapetenpapier ausgeklebt. Um den Koffer rankt sich eine lokale Sage aus der Franzosenzeit. Er soll eine Regimentskasse gewesen sein, die den Franzosen von den Bauern weggenommen wurde.
- 216 Handmühle mit hölzernen „Mühlsteinen“ — Dm 370 — Inv. 2814
Stammt nicht aus dem Oberen Pielachtal, angeblich aus der Steiermark.
- 217 Alte, mundgeblasene Medizinfläschchen.

Literatur:

- Die Heimatstube Loich — F. Maresch: MMÖ 5. Jg. (1956), H 9/10.
Hausrat und Gerät im Oberen Pielachtal vor 150 Jahren: F. u. G. Maresch — ÖZV XVII (1964), H 4.
Die Heimatstube in der Loich — F. Maresch: MMÖ 1965, H 11/12.
Sagenhafte Erzählungen aus dem Oberen Pielachtal — F. Maresch: Kulturberichte aus N. Ö. VI, 1966.
Der Anbau von Brandgetreide im Oberen Pielachtal — F. Maresch: ÖZV Bd. XX (1966).
Hausmühle wird Museum — F. Maresch: Kulturberichte aus N. Ö. XII 1967.

Vom Österreichischen Bauernessen einst und jetzt

Versuch einer Übersicht

Von Wilhelm Huditz

Das Bauernessen gehört zu den anregendsten Fragen der Volkskunde. So führt uns die Volksnahrung bis in die Jungsteinzeit (5000—2000 v. Chr.) zurück. Da war Brei die Hauptnahrung, blieb es für die Masse des Volkes bis weit in das 19. Jahrhundert. Und noch heute bilden Breispeisen wie Mus, Sterz, Koch, Ribel bei den Bauern unserer Alpenländer Alltagskost. Urtümlich sind auch die aus Brei hervorgegangenen Knödel. Bei den Steinzeitbauern finden wir den Urahnen des Bauernbrot, den Fladen — ein kleines, rundes, dünnes, flaches und ungesäuertes Gebäck. An diesen Fladen erinnern die „Blattlan“ in Kärnten, Tirol, die „Feuerflecken“ in Niederösterreich. Aus dem Fladen entstand das Fladenbrot, das im Unterschied zum Fladen größer, dicker, etwas gewölbt und gesäuert war. Solche Urbrote, dunkle Hartbrote haben Tiroler Bergbauern noch heute. Unsere Osterflecken sind Nachfahren des uralten Fladenbrot. Für Fladen, Fladenbrote wurde wie für den Brei Gerste, Hirse, Hafer, Weizen verwendet. Es gab auch mit Mohn versetzte Fladen — so alt ist unser Mohngebäck. Seit Ende des Mittelalters entstand aus dem Fladenbrot das gut gesäuerte, gewölbte Bauernbrot. Steinzeitlich ist auch die Verwertung von Milch, Butter, Topfen, das Sammeln von Beeren, Hagebutten, Pilzen, Wildsalat. Den alten Germanen war unser Rauchfleisch schon bekannt — die Römer waren begeisterte Abnehmer des westfälischen Schinkens. Unsere Vorfahren kannten auch die Bereitung von Met, Bier, Most.

Wie ersichtlich, gehört die Volksnahrung zur Kulturschicht des Essens. Hierher gehört auch der Austausch von Speisen zwischen Stadt und Land. Wieviel Bauernessen man in der Stadt antrifft, sehen wir an den volkstümlichen Wiener Speisen wie Einbrennsuppe, Tiroler Knödel, Stohsuppe, Ritschat, Mohnnudel, Schmarren, Pfannkuchen, Krapfen, Heidensterz, Türkenmus, Käsnudel, Schöpsernes (Schafffleisch), Schweinskopf, Selchfleisch

mit Knödel, Kraut, Reinling, Kletzenbrot, Preiselbeerkompott und anderes mehr¹⁾).

Die Speisenvolkskunde hat schon Manches für den städtischen Feinschmecker entdeckt! Das Land übernahm von der Stadt Weißgebäck, Gugelhupf, Schnitzel, Gulasch, Torten, Konserven u. a. In diesem Zusammenhang müssen auch die von der Stadt durch Verkehr und Handel übernommenen fremden Gerichte erwähnt werden. Wir bekamen von den Tschechen Dalken, Golatschen, Wuchteln, Powidl, von den Ungarn Gulasch, Salami. Aus Italien erhielten wir Makkaroni, Risotto, Spaghetti, Minestra, Parmesan, Gorgonzola, Sardinen und Gefrorenes. Frankreich lieferte uns Koteletten, Weinchaudeau, Mayonnaise, England Pudding, Beefsteak. Tieferes Eindringen in Volksnahrung zeigt auch, wie einförmig die Kost der slawischen und romanischen Bauern im Vergleich zur deutschen Bauernkost war.

Hervorzuheben wäre noch, daß bodenständiges Essen Heimatliebe, Heimatverbundenheit stärkt.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des Bauernessens brachte der **V o l k s k u n d e** manch neue Ausblicke. So wird uns in den Gebildbrotten uralter Volksglaube und Volksbrauch überliefert. Gebildbrote sind bildhaft gestaltete Festgebäcke vorchristlicher Herkunft. Wir sehen da mannigfaltige Formen und Gestalten wie Hakenkreuze, Radkrenze, Wirbelräder, Spiralen, Scheiben, Bögen, Flechtbänder, Knoten, Lebensbäume, Hirsche, Hähne, Vögel, Pferde, menschliche Gestalten, Herzen, Krampusse u. v. a. Die Erklärung der Gebildbrote ist vieldeutig: man denkt an billige Teignachbildungen wertvoller Opfer, Grabbeigaben, sie werden auf altgermanische Heldensagen bezogen, mit uralten Sippenfestmählern in Verbindung gebracht, wo das Verzehren dieser Gebäcke Heil, Gesundheit, Kraft und Fruchtbarkeit bringen sollte; derselbe uralte Volksglaube liegt auch dem Essen von vielsamigen Mohn- und Nußgebäcken, vielfruchtigem Kletzenbrot, Breien zu Grunde. Auf Festmähler weisen auch unsere, oft übergroßen Osterflecke, Kipfel, Bretzen, Krapfen, Kletzenbrote hin, da ja jeder Teilnehmer an diesen Festmählern ein Stück des Heilbrotes erhalten mußte. Die Gebildbrote werden auch als Sinnbilder Gottes, der Welt, Sonne, Erde, des Mannes, der Frau gedeutet. Jedenfalls sind diese Festgebäcke von großem kultur- und religionsgeschichtlichem Inter-

¹⁾ Nach Angaben der Kochbücher von:
H e s s O. A., Wiener Küche, Wien 1946
K o f r a n e k A., Aus guter Küche, Wien 1961
P r a t o K., Kochbuch der österreichischen und süddeutschen Küche,
Wien 1957.

esse. Ich habe dieses Gebiet der Volkskunde nur flüchtig gestreift, wer da mehr erfahren will, greife nach dem inhaltsreichen, anregend geschriebenen Büchlein „Das liebe Brot“ von Gertrud Hess-Haberlandt, Wien 1960.

Die Volkskunde bemüht sich schon lange, die Wesensart der deutschen Stämme wie Bayern, Tiroler, Kärntner, Niederösterreicher usw. zu erfassen und zu deuten, wobei man bisher die Rasse, das geschichtliche Erleben und den landschaftlichen Einfluß in Betracht zog. Nun hat die moderne Wissenschaft der Volksnahrung eine ganz neue Seite abgewonnen. Bekanntlich haben die Hormone, das sind Stoffe, die von Drüsen wie Schilddrüse, Hoden, Eierstock u. a. in das Blut abgegeben werden, auf Körper und Seele des Menschen einen großen Einfluß. Freiherr v. Eickstedt, hat in seinen grundlegenden Arbeiten darauf hingewiesen, daß bei der Gestaltung des Stammescharakters auch der Volksnahrung eine Rolle zugesprochen werden muß. Eickstedt meint, daß die Hormone durch die Volksnahrung beeinflußt werden — eine Arbeitshypothese, die man nicht übersehen darf²⁾.

Die Speisenvolkskunde bietet der Mundartforschung eine Fülle von Wörtern wie oabas, ågråsln, bagersterz, blattlan, bandeseen, beugel, brein, prein, brennsuppm, brezn, brot, brod, breod, butta, buda, buida, dämpfnudl, erpa, esn, essn, farfalan, faustnudl, feiafleckn, fruahste, fruahstuck, kocht, grantn, gselchts, gweichts, håbatålggn, hadnsterz, hoadnsterz, himpa, hirsch (Hirse), hollastraubm, hõne, hroßfleisch, jausn, kasnudl, kasknõdl, kel, kletznbrot, kloatznbrot, koch, koscht, kråpfn, kraut, chrut, melkamuas, milli, millach, murn, morgenesso, nennerle, z¹nüni, obast, ostafleck, paunzarln, plentn, pfennich (Hirse), plunzn, ranftl, reinling, ribel, ritschat, rohrnudl, saukopf, scheidahaufm, scherzl, schiedl, schmålzmuas, schmårn, schåps, schöpsernes, schottn, schottreinkarln, Schustalabln, stohsuppm, stõri, striezln, strutz, topfn, triet, tirknsterz, urassn (wüsten mit Essen), wåssa, wåsa, woz, wazanas, wein, wei, win, zeltn.

Nicht übersehen darf man auch die köstlich humorvollen Redensarten wie „Beim Oawatn hintanstean, beim Betn schlåfn, beim Eßn schwitzn.“ „Gibt nix Bessas wia wås Guats.“ „Da Mensch soll nia mehr eßn, wia a abewürgn kånn.“ „Wånn ma hungrig ist, schmeckts bessas.“ „Liab vagißt ma, nåcha haßts, wås frißt ma.“ „Stohsuppm und Vadruß håt ma båld gnua.“ „Knõdl und Kraut drischt nit laut, Fleisch und Wein, dås haut drein.“ „Bessas a Laus im Kraut, wia går ka Fleisch.“ „Wånn durchs Kraut a Sau

²⁾ Eickstedt E. Frh. v.: Die Forschung am Menschen. Stuttgart 1937—1959.

nur durchgwâtn is, is as schon besa.“ „In da Not frißt man Speck a ohne Brot.“ „Erdäpfl san am besten, wânn zerscht da Fäck gfressn hât.“ „Wânn a Baua a Henn frißt, so is von dö zwa ans krânk, da Baua oda dö Henn.“ „Essn soll ma murgns wia a König, Zmittâg wia a Baua, Âbends wia a Bettla.“

Blond G. u. G., Der Mensch war immer schon genüßlich. Wien 1965.

Buchinger J., Kernige Volksweisheiten, 1964.

Burgstaller E., Österreichische Brauchtumsgebäcke, 1957.

dieselbe, Österreichisches Festgebäck, Wien 1958.

Döring J., Gewürzküche und Kräutergarten 1968.

Gamerith A., Lebendiges Ganzkorn. „Neues Leben“, Goisern, Oberösterreich 1956.

dieselbe, „Hirsch u. Pfennich“. Sonderabdruck aus Österreichischer Zeitschrift für Volkskunde, 1956.

dieselbe, Unser täglich Brot. Radiosendung, 1956.

dieselbe, Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrotes. Österreichischer Volkskundeatlas 1965.

Glatzel H., Nahrung und Ernährung, 1955.

Heinsberg P., Alte und Neue Volksmedizin, 1968.

Hess-Haberlandt G., Das Liebe Brot. Wien 1960.

Heyne M., Deutsches Nahrungswesen, Leipzig 1901.

Hintze K., Geographie und Geschichte der Ernährung, 1934.

Hörmann L. v., Genuß- und Reizmittel in den Ostalpen. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines 1912.

Mang A., Essen und Trinken als Gemeinschaftsförderung in Südtirol. In: Volkskundliches aus Österreich und Südtirol, Wien 1947.

Maurizio A., Geschichte unserer Pflanzennahrung von Urzeiten bis Gegenwart, 1928.

Rath E., Vom Essen und Trinken. (Österreichische Volkskunde für Jedermann, 1952.)

Schmidt L., Volksnahrung in Österreich, 1947. (Neue Ordnung, Bd. 16, S. 17 ff.)

Schürer-Waldheim H., Zur Geschichte und Verbreitung des Fladenbrotes in Europa. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1914.)

Spieß K. v., Formen der Gebäckbrote. (Jahrbuch der historischen Volkskunde, 1934.)

Stapp W., Ernährungslehre, 1939.

Stokar W. v., Urgeschichte des Hausbrotes, 1951.

Wähler M., Die deutsche Volksnahrung. In: Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde, 1934 ff.

Währen M., Unser täglich Brot in Geschichte und Volksbrauch. Bern 1952.

Weiß R., Volkskunde der Schweiz. Zürich 1946.

Wopfner H., Brot des Bergbauern. Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, 1939.

Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1955.

Die Forschung der Volksnahrung war lange Zeit Stiefkind der Volkskunde, wird auch heute trotz wertvoller Ergebnisse noch viel zu wenig beachtet. In Österreich wurde das Bauernessen im allgemeinen recht gut aufgenommen. Besonders befriedigend sind da die Berichte aus Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Kärnten, dem ober-

österreichischen Innviertel und dem Burgenland. Lückenhaft wurde bisher in Steiermark und Niederösterreich die Bauernkost aufgenommen. Die Volksnahrung ist natürlich nach Landschaft, Klima, Bodengüte und nachbarlichen Einflüssen verschieden, worüber aber meist keine Berichte vorliegen, so daß heute nur großräumige Zusammenfassungen gebracht werden können.

Ich will mit einem gewissen „Mut zur Lücke“ versuchen, eine vergleichende Übersicht zur alten Bauernkost in den österreichischen Bundesländern zu geben.

Es bestehen durchwegs aus fünf Tagesmahlzeiten, das sind Frühstück, Vormittagsjause, Mittagessen, Nachmittagsjause, Abendessen, die von der Familie und dem Gesinde gemeinsam eingenommen werden, was das Zusammengehörigkeitsgefühl sehr fördert.

Vorarlberg

Als Frühstück ist am meisten der Ribel, eine breiartige Speise aus Maismehl verbreitet. Zum Ribel, der Vorarlberger Nationalspeise, nimmt man Milch oder Kaffee, Vormittagsjause bilden Käse, Milch, Brot, Most. Das Mittagessen ist mannigfaltiger. Zuerst kommen Suppen, besonders die mit Selchfleisch gekochte Gerstensuppe, Brennsuppe, Milchsuppe. Dann gibt es Käsegerichte wie mit geriebenem Käse bestreute, gekochte Teigklümpchen, dazu Sauerkraut, Schmarrn. Fleischlose Gerichte überwiegen an Werktagen weitaus die Fleischgerichte. Sonntags erscheinen Schweinsbraten und Kühle, ein Schmalzgebäck. Nachmittagsjause sind Käse, Brot, Most. Bescheiden ist das Nachtmahl, Salzkartoffeln mit Käse, Ribel oder nur Bratkartoffeln. Bezeichnend für Vorarlberg ist ein starker Käseverbrauch, er beträgt bei den Bauern $1\frac{1}{2}$ —2 kg in der Woche. Haustrunk ist Most (Obstwein).

Hg K., Nahrungsvolkskunde Vorarlbergs, 1954.
derselbe (Hg.), Vorarlberg, 4 Bände, 1961 ff.

Tirol

Häufigste Morgenmahlzeit ist Einbrennsuppe, sehr oft ein Brei aus Gerste—Hafer—Mais und Milch. Vormittagsjause besteht aus Brot, Butter, Speck. Das Mittagessen ist abwechslungsreicher. Als erstes Gericht erscheint eine Gemüsesuppe oder Brennsuppe. Mehrmals in der Woche gibt es die bekannten Tiroler Knödel mit Sauerkraut. Häufig sind stark geschmalzene Mehlspeisen, wie Nudel, dann Wuchteln, Schmarrn, bei harter Arbeit derbe Krapfen. Auf den Almten wird eine breiartige Masse aus Mehl, Butter, Milch, Zucker der Melkermus gebacken. Dieser Mus kam später in die Stadt, geht da unter den Namen Schmarrn, Omeletten, Palatschinken. Von den Almten kamen auch Butter, Topfen, Käse, Eierspeise.

Beliebt sind in Tirol auch Kartoffelspeisen, wie Erdäpfelnudel, geröstete Kartoffeln u. a. Sauerkraut wird sehr geschätzt, kommt täglich auf den Tisch. Fleischgerichte treten an Werktagen sehr zurück. Frisches Fleisch gibt es nur an Tagen schwerer Arbeit, Festtagen. Gejause wird nachmittags Brot, Milch, Käse. Einfach ist die Abendkost, sie besteht meist nur aus Kartoffeln mit Buttermilch oder Sauerkraut. Sehr groß ist im allgemeinen der Milchverbrauch, sei es als Trinkmilch oder für Mehlspeisen, wie Milchmus, Milchsuppe, Milchnudel. Das Brot, meist Schwarzbrot, wird heute nur in wenigen Bauernhöfen zu Hause gebacken. Hastrunk ist viel Schnaps, ein Mann trinkt wohl monatlich ungefähr 2 bis 3 l Schnaps.

Hubatschek E., Alltagskost bei Tiroler Bergbauern, 1948.

Lang-Reitstätter, Villgrater Bergbauernkost. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1933.)

Magda S., Volkstümliche Nahrungsweise im Paznaun- und Ötztal. Diss. Innsbruck 1963.

Wopfner H., Bergbauernbuch 1960.

Salzburg

Da besteht das Frühstück aus Mus oder Suppen (Einbrennsuppe, Milchsuppe), das Mittagessen in Abwechslung aus Knödel, Nudel, Nockerln, Schmarrn. Es wird viel Sauerkraut verzehrt. Fleisch ist an Werktagen selten. Sonntags gibt es Selchfleisch mit Knödel, Sauerkraut. Gejause wird Milch, Speck, Brot. Abendessen bilden Milch, Muse, Suppen. Allgemein wird viel Milch getrunken, gegendweise werden die Mehlspeisen stark geschmalzen. Hastrunk ist seit alters Bier, brauten sich doch einst viele Bauern das Bier selbst.

Wirleitner F., Die Bauernkost im Lande Salzburg. Salzburg 1951.

Oberösterreich

Für Oberösterreich liegt nur die von Dr. Eckstein gut bearbeitete Kostlandschaft des Innviertels vor. Da haben wir als Frühstück verschiedene Suppen, Milch-, Einbrenn-, Kartoffelsuppe. Vormittagsjause ist Speck, Butter, Brot. Reichlich ist das Mittagessen: Als Vorspeise täglich Sauerkraut, als Hauptspeisen Tiroler Knödel in der Suppe, sehr häufig Selchfleisch, Schweinsbraten. Nachmittags gibt es wieder Rauchfleisch. Das Innviertel hat die fleischreichste bäuerliche Alltagskost Österreichs, pro Tag und Mann $\frac{1}{2}$ kg Fleisch. Reichlich ist auch das Abendessen: meist Dampfnudel, Bauernkrapfen. Sonntags erscheinen verschiedene Fleischgerichte, auch Enten, Gänse. Hastrunk ist Most.

Eckstein I., Bauernkost im Innviertel. Diss. Innsbruck 1949.

Commenda H., Linzer Stadtvollskunde, 1959.

K ä r n t e n

Über das einstige Bauernessen in Kärnten sind wir durch das „Kärntner Kochbüchlein“ von L. Miklau, Klagenfurt 1960, ausgezeichnet unterrichtet; wer die alte Bauernkost gründlich kennen lernen will, lese diese vielseitige, reizvolle Darstellung.

Zum Frühstück gibt es in Kärnten abwechselnd Hadnsterz, das ist Sterz aus Buchweizenmehl, Tirkensterz das ist Sterz aus Maismehl; Sterz ist eine Nationalspeise der Kärntner und Steirer. Nach verwendetem Mehl und Zubereitung gibt es verschiedene Sterze. Häufigste Zubereitung ist folgende: Das Mehl wird zuerst am heißen Herd gelunden, dann mit kochendem Wasser übergossen und schließlich mit einer Gabel in kleine Brocken zerteilt. Vor dem Anrichten wird der Sterz noch geschmalzen. Zum Sterz nimmt man Milch, Kaffee, Suppe. Sterz ist ein steifer Brei, was auch das Wort Sterz aus mhd. sterz = steif, starr besagt. In Oberkärnten wird auch die Häbatällgn gefrühstückt, ein urtümlicher, schmackhafter, sehr gesunder Haferbrei. Zu Mittag erscheinen meist Mehlspeisen, wie Kasnudel, Käsknödel, Schottreinkarln, Specknudel, Tiroler Knödel, Erdäpfelnudel, Kletzennudel, Schmarrn. Die schmackhaften Kasnudel, Käsknödel, Schottreinkarln bestehen aus Topfen, Mehl, Eiern. Kasnudel, Käsknödel werden gesotten, Schottreinkarln in Schmalz gebacken. Es gibt auch Fleischspeisen, wie Schöpsernes, das ist Schaffleisch, Ritschat, das ist in Bohnen, Gerste gekochtes Selchfleisch. Sonntags Geselchtes mit Kraut. Zur Hauptmahlzeit ist erstes Gericht immer Sauerkraut oder Salat. Nachtmahl bilden Milch und Brot oder Prein, das ist Hirsebrei, Preinsuppe. Gejausnet wird in Abwechslung Butter, Käse, Speck, Trockenwurst, Milch. Der Speck ist fleischdurchzogen, kernig und wetteifert in Güte mit Trockenwurst. Gewürzt wird nur mit bauerlichen Würzkräutern, wie Dill, Kümmel, Majoran, Thymian u. a. Man ißt immer noch weitaus mehr Schwarzbrot als Weißbrot. Bei Festen fehlt nie der Reinling, der auch in der Stadt begeistert aufgenommen wurde. Eine Festspeise ist auch der Schmalzmus, der köstlichste Brei Österreichs. Beim Schmalzmus wird aufgeriebener Teig in viel Butter, Milch und Eiern gedünstet. Beim Anrichten wird der Brei mit Zimt, Zucker bestreut, man ißt auch Grantn, das ist Preiselbeerkompott, dazu. Ein altes Volksgetränk ist Bier, was sich einst viele Bauern selbst brauten. Die größte bauerliche Brauerei — urkundlich 1640 genannt — gehörte meinen Verwandten in Waidmannsdorf bei Klagenfurt, wo das sogenannte Steinbier erzeugt wurde; dieses Bier hieß so, weil man mit glühenden Steinen braute — ein urtümliches Kochen. Diese Steinbierbrauerei ist im Volkskunde-Museum Klagenfurts zu sehen. Heute ist Hastrunk auch

Most und leider wie in Tirol auch viel Schnaps. An Kirchtagen wird noch der urtümliche Met ausgedenkt.

Kranzmayr E., Kärntner Bauernkost und ihre Geschichte. (Carinthia I, Klagenfurt 1949.)

Miklau L., Bergbauernkost im Katschtal. (Fortschrittlicher Landwirt, 1938.)

dieselbe, Kärntner Kochbüchl, 1960.

Steiermark

Steiermark gehörte politisch Jahrhunderte zu Kärnten, weshalb in der Bauernkost Steiermarks und Kärntens oft gleiche Gerichte aufscheinen. So haben wir als Frühstück wie in Kärnten Hadnsterz, Tirknsterz und Håbatållgn, wozu Milch genommen wird. Zu Mittag ist oft Sauerkraut Vorspeise. Hauptspeisen sind in Abwechslung Mehlknödel, Hadnknödel, Muse, Bauernkrapfen. Gegendweise sind die Mehlspeisen stark geschmalzen. Beliebt ist wie in Kärnten der Ritschat. Gejausnet wird Milch, Butter, Topfen, Speck, Brot, Most. Abendessen besteht aus Sterz oder Brein (Hirsebrei). Sonntags gibt es reicheren Mittag, Geselchtes, Schweinsbraten mit Kraut, Salat, Haustrunk ist Most, in den Weingegenden auch Wein. Vor Jahren war in Steiermark das Arsenikessen sehr verbreitet. Dieses sehr gesundheitsschädliche Rauschgift verleiht den Frauen volle Gestalt, reine, samtweiche Haut, strahlende Augen, glänzendes Haar, den Männern Kraft, Ausdauer, Schneid, weshalb dieses Reizmittel auch bei Gemsjägern, Wilderern, Räufern, Holzknechten sehr beliebt war. Heute ist das Arsenikessen in Steiermark schon fast verschwunden.

Allesch R. M., Arsenik; Klagenfurt 1959.

Fuchs H. M., Die Bauernkost im Sulmtale. (Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1930.)

Gamerith A., Die Nahrung des steirischen Bauern. (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. 7. Sonderband, Graz 1963.)

Eine angekündigte, umfassende Sammlung an alter Bauernkost in Steiermark von A. Gamerith ist bisher leider noch nicht erschienen.

Schlossar A., Wie man in Steiermark ißt und trinkt. (Kultur- und Sittenbilder aus Steiermark, Graz 1885.)

Niederösterreich

Häufigstes Frühstück ist eine Suppe aus Milch, Rahm, Mehl und Kümmel als Gewürz, wozu Brot, Kartoffel gegessen werden. Diese Suppe heißt Stohsuppe, Stoßsuppe, weil sie mit dem Sprudler gestoßen wird. Zu Mittag erscheinen in Abwechslung Mehlknödel, Sterz aus Roggenmehl, Schmarrn, häufig auch Strudel. Gegendweise sind sehr beliebt Mehlspeisen aus Kartoffelteig, wie Erdäpfelknödel, Mohnknödel, Mohnstrudel. Sauerkraut steht als Zuspise an erster Stelle. Fleisch erscheint an Werktagen als Schaffleisch.

Sonntags gibt es Geselchtes, Schweinsbraten mit Knödel, Sauerkraut. Gejausnet wird Butter, Schafkäse, Honig, Obst, Most. Nachtmahl bilden oft wieder Stohsuppe mit Kartoffel, Brot, dann Brein (Hirsebrei), Breinsuppe. Most ist allgemeines Volksgetränk, Wein auch in den Weingegenden.

Buchinger J., Vom Essen und Trinken. (Bauernbund-Kalender 1948.)

Höfer K., Waldviertler Kost, 1953.

Huditz W., Bauernessen im Triestingtal. (Heimatkundliche Nachrichten der Bezirkshauptmannschaft Baden, 1967.)

Kramler K., Grubenkraut und Saumoas. (Waldviertel, 4. Band, 1931.)

Schmidt L., Volksnahrung, in: Volkskunde von Niederösterreich, Band 1, Horn 1966, S. 338 ff.

Burgenland

Als Frühstück dienen Einbrennsuppe, Milch, Brot, Kartoffel. Zu Mittag gibt es Mehlknödel, Mehlspeisen aus Kartoffelteig, wie Erdäpfelnudel, sehr oft verschiedene Strudel, wie Apfel-, Mohn-, Bohnen-, Krautstrudel, dann Knödel aus Buchweizen, Hadnknödel, Sterz aus Buchweizenmehl „Hadnsterz“, Schmarrn. Sehr beliebt ist Sauerkraut. Sonntags gibt es Geselchtes mit Sauerkraut. Abendessen ist häufig Sauermilch mit Kartoffeln. Gejausnet wird Milch, Obst, Brot, Most. Haustrunk ist Most und Wein.

Bothar M. F., Von den Speisen der Hienzen. (Volk und Heimat, 1953.)

Bünker J. R., Das Bauernhaus in der Heanzerei. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1895.)

derselbe, Heanzische Bauernhochzeit. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 1900.)

Dachler A., Die Heanzen. (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1910.)

Hoffmann J., Geistige Kultur von Neusiedl, o. J.

Hrandek R., Bagersterz und Millifarfern. (Volk und Heimat, 1948.)

Löger E., Heimatkunde des Bezirkes Mattersburg, 1931.

Aus obiger Übersicht ergibt sich, daß die bäuerliche Alltagskost in Österreich vorherrschend aus Breien, Mehlspeisen, Milch, Kartoffeln, Käse, Butter, Topfen, Brot, Sauerkraut und Salat besteht. Fleischspeisen treten im allgemeinen zurück.

Die alte Bauernkost ist sehr zuträglich, ihr größter Vorzug ist naturbelassene Nahrung. Frischmilch, Butter, Käse, Topfen, Frischfleisch kommen in natürlichem Zustand auf den Tisch, haben keinen Zusatz von schädlichen Farbstoffen, Konservierungsmitteln. Im Hausgarten erzeugtes Obst, Gemüse werden nicht durch Schädlingsbekämpfungsmittel, chemische Düngung abgewertet. Dagegen ist die auf tausendjährige Erfahrung zurückblickende Erzeugung von Sauermilch, Käse, Rauchfleisch, Sauerkraut, Dörrobst gesundheitlich unbedenklich. Das Getreide wird nicht zu Weißmehl ausgemahlen, — eine

Verfeinerung, die großen Verlust an lebenswichtigen Stoffen mit sich bringt. Der Bedarf an Eiweiß, Fett, Kohlehydraten ist gedeckt. Die für alle Lebensvorgänge wichtigen Vitamine bieten reichlich Vollkornmehl (nicht ausgemahlenes Getreide), Vollkornbrot, Vollmilch, Topfen, Butter, Käse, Honig, Obst, Sauerkraut, Kartoffel, Gemüse aller Art. Die für unsere Ernährung ebenfalls wichtigen Mineralstoffe, wie Kalzium, Phosphor u. a. bringen Vollkornmehl, Vollkornbrot, Obst, Gemüse, Milch und Milchprodukte. In neuester Zeit wurde festgestellt, daß in den Nahrungsmitteln kleinste Mengen „Spuren“ von gewissen Elementen, wie Eisen, Kupfer, Zink, Fluor, Jod, Kobalt, Mangan, Magnesium vorhanden sein müssen. Solche Spurenstoffe bieten Kartoffel, Gemüse, Früchte. So sind Sauerkraut, Salat, Spinat reich an Eisen. Gesundheitlich wertvoll ist es auch, daß man in der alten Bauernküche nur die uralten, schmackhaften, bäuerlichen Würzkräuter, wie Dill, Kümmel, Majoran, Thymian u. a. verwendet, die scharfen, städtischen Gewürze meidet. Obst und Gemüse enthalten Zellulose, Ballaststoffe, welche die Darmträgheit anregen, Verstopfung hinanhalten. Darmträgheit ist ja die Folge von zellulosearmer, verfeinerter Nahrung, wie Weißbrot, Teigwaren, Kuchen. Nach all dem ist es kein Wunder, wenn die heutige Ernährungswissenschaft das alte Bauernessen geradezu als vorbildlich anspricht.

Seit Jahrzehnten vollzieht sich in der bäuerlichen Alltagskost ein grundlegender Wandel. Kaffee tritt vielfach an die Stelle von Milch, Milchsuppen, Musen, es wird mehr helleres Mehl verwendet, Weißbrot gegessen als früher — all dies bedeutet einen großen Verlust an Vitaminen und Mineralstoffen. Das so gesunde Sauerkrautessen geht stark zurück. Der Fleischverbrauch erfuhr eine bedenkliche Steigerung, was übergroßen, schädlichen Eiweißgenuß mit sich bringt. Diese Veränderungen im bäuerlichen Essen machte die Landbevölkerung gegenüber vielen Krankheiten, wie Rachitis, Rheumatismus, Magen- und Darmschädigungen, Haut- und Nervenkrankheit u. a. anfälliger.

Wie kam es zu diesen Neuerungen? Durch den gesteigerten Verkehr zwischen Stadt und Land, die Pendlers, den Fremdenverkehr wurde städtischen Einflüssen auf die ganze Lebenshaltung des Landes Tür und Tor geöffnet. Es wurde unter vielem Anderen, wie z. B. städtische Mode, Unterhaltung, auch verfeinertes Stadtesen das Vorbild für das Land. Industrialisierung, Verstädterung, Rundfunk, Fernsehen, Zeitschriften, Werbung der Konsumgenossenschaften, Haushaltsschulen verdrängten ebenfalls die altüberlieferte Bauernkost.

Wir können aber auch erfreuliche Neuerungen verzeichnen. Vor einigen Jahrzehnten zählte man noch tausende österreichische Bauernhöfe, wo das Essen am offenen Herdfeuer bereitet wurde. Seit Ende des 19. Jh. gaben aber schon viele Bauern die offene Feuerstelle auf, indem sie den Sparherd übernahmen. Und seit ungefähr 20 Jahren verbreitete sich beim Landvolk mehr und mehr der Elektroherd. Sparherd und Elektroherd ersparten der Bäuerin viel Arbeit, brachten das Herdrohr, mit dem man mehr backen und den bäuerlichen Speisezettel mannigfaltiger gestalten konnte. Erfreulich ist auch, daß die früher durch Abhängigkeit von Ernte, Schlachten bedingten Beschränkungen heute durch Konservierung von Fleisch, Obst, Gemüse in Kühlschränken, genossenschaftlichen Kühlanlagen mehr und mehr überwunden werden. So wurde einst alles Fleisch geräuchert, es gab bei den Bauern nur Selchfleisch. Heute wird nach dem Schlachten ein Teil des Fleisches konserviert, so daß man für das ganze Jahr frisches Fleisch zur Verfügung hat.

Den Festen des Jahres und Lebens entsprechen bestimmte Gebäcke und Speisen. Die folgende Zusammenstellung stützt sich auf die grundlegende Arbeit „Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen“ von Ernst Burgstaller, Linz 1957.

Festgebäcke in den Bundesländern Österreichs

Allerseeleengebäcke

In Ostösterreich (Niederösterreich, Burgenland, Steiermark) der in Zopfform geflochtene Allerheiligenstriezel.

In Westösterreich Tiergebäcke, Hirschen, Hasen, Hähne, Pferde.

In Kärnten zu allen Festen Reinling.

Weihnachtsgebäcke

In ganz Österreich Kletzenbrot, im Osten Österreichs (Niederösterreich, Burgenland) mehr Mohn- und Nußstrudel. Beim Kletzenbrot werden aufgeschnittene, aufgeweichte, gedörrte Birnen in den Brotteig gemengt.

Fasching

In ganz Österreich Krapfen.

Fastengebäcke

In ganz Österreich Brezen.

Ostergebäcke

In Westösterreich Tiergebäcke (Hasen, Hirsche, Hähne).

In Ostösterreich (Niederösterreich, Burgenland) der Osterfleck, ein Nachfahre des steinzeitlichen Fladenbrotes; er hat die Gestalt eines flachen, durchschnittlich 30 cm großen Tellers. Außer dem Osterfleck auch Kipfel, Mohn- und Nußstrudel.

Am auffallendsten sind in obiger Zusammenstellung die tiergestaltigen Gebäckbrote in Westösterreich, wozu in einigen Gebieten noch Hakenkreuz-, Spiral-, Wirbelrad- und Herzgebäcke aufscheinen.

Festspeisen in Österreich

Weihnachtsspeisen

Fast in ganz Österreich verschiedene Breie. Krapfen im westlichen Österreich, Mohn-, Nußstrudel in Niederösterreich, Burgenland. In Westösterreich Blut- und Leberwürste, in Ostösterreich Fische, Geflügel.

Saukopfessen zu Neujahr
fast in ganz Österreich.

Gweichtes zu Ostern

In vielen Landschaften Österreichs werden am Karsamstag Schwarzbrot, Weißbrot, Reinling, Selchfleisch, Würste, Butter, Eier, Kren, Salz in einem Korb zur Weihe in die Kirche getragen.

Hochzeitsessen

ist in ganz Österreich durch viele Gerichte, darunter ein nie fehlender Brei gekennzeichnet. Dann viele Getränke. In einigen Landschaften kommt auch Triet auf den Tisch, d. s. gezuckerte, gebähte, mit Wein oder Most begossene Semmelschnitten — eine köstliche und anregende Speise. Triet muß uralte sein, weil das Wort aus dem Lateinischen stammt: Trietextribus ingredientibus, d. h. aus 3 Bestandteilen, d. s. Wein, Semmel, Zucker. Vielleicht wurde diese Speise aus dem Klosteressen übernommen.

Das Festtagessen ist im Gegensatz zur Alltagskost der Überlieferung treu geblieben.

Vom tieferen Eindringen in die volkstümliche Nahrung sind noch manch wertvolle Aufschlüsse zu erwarten. Dazu kommt, daß alte Bauernspeisen heute häufig für immer verschwinden; ihre baldige Aufzeichnung wäre dringend nötig. Und wie leicht könnte

dies durchgeführt werden, wenn die Lehrerschaft durch Wochenspeisezettel oder Schulaufsätze über das Bauernessen berichten würde. Was in Vorarlberg, Tirol, Oberösterreich, Niederösterreich möglich war, könnte bei einigem Interesse und gutem Willen doch ebenso in anderen Gebieten gemacht werden. Und wie viele Landschaften, Täler harren noch einer solchen Aufnahme! Wie beim Aufsammeln von Mundartwörtern, Volksliedern würde sich die Lehrerschaft auch auf dem Gebiet der Nahrungsvolkskunde große Verdienste erwerben. Meine übersichtliche Darstellung des volkstümlichen Essens in Österreich wäre ja auch ohne die mühevollen Vorarbeiten aller erwähnten Sammler nicht möglich gewesen.

Das Marktbuch des Gutensteiner Wachsziehers Johann Wiedorn

Von Hiltraud A s t

Trotz der Nähe des Wallfahrtsortes Mariahilf erscheint im Markte Gutenstein im südlichen Niederösterreich erst im Jahre 1826 ein Wachszieher. Es war Josef Wiedorn, gebürtig aus Biskau in Preußisch-Schlesien, der das Haus Nr. 13 erwarb und dort sein „Gewölb“ aufmachte. Als er 25 Jahre später starb, hatte er drei Gattinnen überlebt. Die vierte, Magdalena Keller, heiratete 1859 den ehemaligen Gesellen ihres Mannes, Johann Reichel, der mit ihr zwei Jahre später in das neuerbaute Haus Nr. 80 übersiedelte und dort bis 1880 ebenfalls das Wachsziehergewerbe ausübte. Er stand in scharfer Konkurrenz mit dem Neffen seines einstigen Meisters, Johann Wiedorn, geb. 1842, gest. 1920, der das Haus Nr. 13 von seinem Onkel ererbt und im Gegensatz zu seinem Vater, einem Lederer, ebenfalls das Wachsziehergewerbe erlernt hatte. Dieses Handwerk hat Johann Wiedorn seit Anfang der sechziger Jahre mit Fleiß und Erfolg betrieben. Über seine Strebsamkeit und seinen guten Geschäftssinn gibt uns sein handgeschriebenes „Marktbuch“ Aufschluß, das durch die Zuckerbäckerfamilie Postenrieder, die Pächter des Hauses Nr. 13 nach Wiedorns Tod, in den Besitz von Frau Anna Zwierschütz gelangte. Diese stellte es freundlicherweise zur Verfügung.

Noch gibt es einige alte Gutensteiner, die sich gut erinnern können, wie am warm geheizten Stubenofen im Hause des „Wachslers“ Kerzen erzeugt wurden. In einem großen Bottich stand ein drehbares Gestell, von dem die Dochte, das eine Ende über kleine Hölzchen gewickelt, niederhingen. Unter ständigem, langsamem Drehen wurde nun aus einem „Häferl“ Wachs über die Dochte gegossen, so daß sich eine Wachsschicht nach der anderen an ihnen anlegte, während das zum Teil abtropfende Wachs im Bottich gesammelt und nach Wiedererwärmung neuerlich verwendet wurde. An der hohen Mauer im Hofe des Wachszieherhauses, die den Südhang des Schloßberges abstützt, hatte Wiedorn seine „Wachsblach“, wo er die gelben Wachswaren bleichte.

In schwarze, mit Eisen beschlagene Koffer aus Holz verpackt, wurde die Ware, Wachs und Lebzelten, dann mit Pferdewagen auf die verschiedenen Märkte der Umgebung befördert, nachdem man meistens schon am Vortage das zerlegbare „Standl“ vorausgeschickt hatte. War dieses vor der Kirche oder vor einem Wirtshause aufgeschlagen, so breitete die „Feilhaberin“, die Verkäuferin, blaue Leinentücher über die Bretter und legte die Waren aus. Weiße und gelbe Kerzen, buntbossierte Wachsstöcke und braune Lebzelten mögen darauf ein zum Kauf verlockendes Bild geboten haben.

Über alle diese Fahrten auf Kirtage und Viehmärkte gibt uns nun das Marktbuch Johann Wiedorns, das vom Jubeljahr des Mariahilferberges 1868 bis Ende 1897 reicht, gewissenhaft Nachricht. Zunächst beginnt jedes Verrechnungsjahr mit dem „Kirta“ in Gutenstein zu Georgi (24. April), für unseren Markt schon immer ein bedeutsamer Tag, an dem vor Zeiten das Banntaiding stattgefunden hat. Ab 1883 wird das Verrechnungsjahr zu Neujahr abgeschlossen.

Nach dem Datum, dem Ort des Verkaufes, der Bezeichnung des Feiertages und einer Bemerkung über das Wetter wird stets zuerst der Absatz an Met notiert, der bis 1882 in „Seidl, Krügl, Maß und Eimer“ gerechnet wird, wobei auch öfters von einer „Pitsche Met“ die Rede ist. Erst ab 1883 wird Met in Litern gemessen, eine kleinere Einheit bildet nun die „Flasche Met“, das „Seidl“ bleibt jedoch auch weiter im Sprachgebrauch erhalten. Ein Liter Met kostete 24 Kreuzer. Er wurde in „Faßln“ befördert. Der Absatz an Met war stark vom Wetter abhängig. So wurden an einem heißen Pfingstsonntag in Miesenbach, da einige Wirtshäuser Musik hatten, 164 Liter verkauft (1884). Auch unter den Wirten waren ständige Abnehmer, wie z. B. Schwarzenbacher in Schwarzau im Gebirge. Hatte Wiedorns Konkurrent sauren Met und daher wenig Geschäft gemacht, so vermerkt unser Wachszieher dies nicht ohne kleine Schadenfreude. Als er aber selbst 1882 zu Georgi aus „ledigem Syrup“ statt aus Honig Met erzeugen mußte, da er ihm ausgegangen war, bezeichnet er diesen selbst als nicht gut, weil „brandig“.

Während über den Einkauf des Honigs nie etwas zu lesen steht, erfährt man, daß das gelbe Bienenwachs auf den Jahrmärkten eingekauft oder oft im Tauschwege gegen Wachswaren eingehandelt wurde. Der Preis dieses wichtigen Rohstoffes steigt in den 30 Jahren vor der Jahrhundertwende nur schwach an.

An Wachswaren werden „Kerzl, Büchl, Stöckl und Kranzl“ erwähnt. „Kerzl“ gab es zu 4, 6, 10, 20, 25, 30, 40 und 50 Kreuzer, je nach ihrer Größe und ob sie gelb, weiß oder „gezwickt“ waren.

Besonders gute Abnehmer an Kerzen waren die „Brunner“ (Prozession aus Brunn am Gebirge), die jährlich im September am Quatember Dienstag und Mittwoch mit über 100 Personen nach Gutenstein kamen und außer den Kerzen für ihren „Lichtelzug“, einem alten Gelübde aus der Pestzeit entsprechend, stets noch sechs Stück zu $\frac{1}{3}$ Pfund und sechs Stück zu $\frac{1}{4}$ Pfund erwarben.

Auch „Büchl“ gab es gelbe, weiße und gezwickte. „Kleine bosierte Wachsstöckl“ oder einfache „Stöckl“ erhielt man zu 30, 50 und 80 Kreuzer und zu 1 und 1,20 Gulden.

Eine besondere Sache waren die „Kranzl“. Diese weißen Krönlein aus Wachs banden sich die Mädchen vor dem feierlichen Einzug der Prozession in die Wallfahrtskirche mit weißen Atlasbändern aufs Haar. Sie mögen für die Wachszieher eine bedeutende Einnahme gebildet haben, verkaufte Wiedorn doch allein am Quatember-Sonntag 1887 nicht weniger als 250 Stück davon.

An Lebzelten wurden geboten: Stückl à 10 Kreuzer, Busserl à 1 Kr., Tafeln à 2, 3, 4 und 5 Kr., beeiste Tafeln à 10 Kr. sowie Pumpnickl, der mit Nüssen verziert und mit Eiklar bestrichen war. Von den „Preßburger“ und „Nürnburger Packln“ à 10 und 20 Kr. sind die letzteren durch ihre besonders gute Qualität den alten Gutensteinern noch heute in Erinnerung. Außer dieser „kleinen Ware“ verkaufte der Lebzelter die „Tockenware“. Dazu gehörten vor allem die „Tocken“, die den aus einem Lappen selbstverfertigten Puppen in der Form ähnlich sahen und mit einem Papiergesichtchen und Zuckerguß verziert waren. Dann gab es „Kindl“ und „Reiter“ zu 5, 10, 20 und 50 Kr., „Herzl“ zu 5, 10, 20, 30, 50 und 60 Kr., die hauptsächlich an Kirtagen, wenn getanzt wurde, gefragt waren, ferner an Firmungstagen auf dem Mariahilferberg „Bischöf“ zu 6 und 10 Kr. und an den Nikolomärkten in Pernitz und Schwarzau „Nikolo“ zu 2, 3, 6 und 10 Kr.

Mit der Erzeugung und Verzierung aller dieser Waren mögen dem „Wachsler“ und seinem „Knecht“, wie er den Gesellen nennt, wohl die Werktage, vor allem die vielen stillen Wintertage in Gutenstein vergangen sein und die geringen Einnahmen im „Gwölb“ hätten sicher nicht zum Lebensunterhalt ausgereicht. Umsomehr bangte er um den guten Absatz an Markt- und Festtagen und berichtete nachher nicht nur genau über seine Einnahmen, sondern merkte sich auch vor, was nächstes Jahr besser zu machen sei in bezug auf Warenangebot, Standort, Dauer der Marktfahrt und Rentabilität. Außer seinem Vater und seiner zweiten Ehefrau Luise verwendete Wiedorn stets familienfremde Verkäufer, die er mit zehn bis dreißig Prozent am Gewinn beteiligen mußte. War die Rentabilität eines Standortes niedrig, so fand er unter den Gutensteiner Hand-

werkerfrauen, die ihm gewöhnlich halfen, nur schwer eine „Feilhaberin“.

Die große Entfernung von den Marktplätzen schlägt ebenfalls zu Buch. So muß er auf dem Weg nach Rohr beim „Winsecker“, auf dem Rückweg beim „Gschaidbauern“ um 50 bis 70 Kreuzer „Vorspann“ nehmen.

Die Feste des Kirchenjahres, die Ankunft von Wallfahrern, Kiritage, Jahr- und Viehmärkte bildeten im ersten Jahrzehnt des im Marktbuch verzeichneten Zeitraumes für den Wachszieher die einzige Möglichkeit, Geschäft zu machen. Auf dem Mariahilferberg war der Lebzelterstand an folgenden Tagen regelmäßig geöffnet:

Unbewegliche Feste:	Bewegliche Feste:
Mariä Verkündigung	Schmerzhafter Freitag
St. Florian (Prozession von Gutenstein)	Palmsonntag
St. Peter und Paul	Ostersonntag
St. Anna (Proz. v. Gutenstein)	Ostermontag
Mariä Himmelfahrt	Betmontag (Bergkirita)
Mariä Geburt	Christi Himmelfahrt
Maria Namen	Sonntag vor Pfingsten
Kreuzerhöhung	Pfingstsonntag
Franz v. Assissi (Proz. v. Gutenstein)	Pfingstmontag
Mariä Empfängnis	Dreifaltigkeitssonntag
	Quatembermittwoch im Sept.
	Quatembersonntag im Sept.

ferner zu:

„Süßer Namen Jesu“ (3. Sonntag im Jänner)

Schutzengelssonntag (Ende August bzw. Anfang September)

Mariä Namen Sonntag (2. Sonntag im September)

Rosenkranzfest (1. Sonntag im Oktober)

Kirchweihfest (3. Sonntag im Oktober)

Bei den Wallfahrern waren zwei Gruppen zu unterscheiden: solche, die auf dem Rückweg von Mariazell in Gutenstein Station machten, um dem hiesigen Gnadenort einen Besuch abzustatten, und solche, deren Ziel der Mariahilferberg selbst war. Die erste Gruppe erschien meistens an Wochentagen, weshalb der Lebzelterstand auf unserem heiligen Berg an diesen Tagen für einige Stunden offengehalten wurde. Die zweite Gruppe erreichte das Ziel ihrer Wallfahrt gewöhnlich schon um die Mittagszeit des Vorabends eines hohen Festtages. Der Wachszieher mußte also noch einige Zeit vor dem feierlichen Einzug der Prozession in die Wallfahrtskirche seinen Stand öffnen, sonst kauften sich die Jungfrauen ihre „Kranzl“ beim Mesner im Kloster, was ein fühlbarer Verdienstengang war. Da die Wirtshäuser meist überfüllt waren, übernachtete

ein Teil der Pilger in der Kirche. Da sich unter diesen Umständen das Leben am Wallfahrtsort am Morgen eines hohen Festtages schon um vier Uhr zu regen begann, mußte der Wachszieher, um ordentlich auspacken zu können, schon um etwa 3.30 Uhr an seinem Stand sein. Dies bedeutet, daß er oder seine Frau vor 3 Uhr früh vom Wohnhaus im Markte Gutenstein aufzubrechen hatten.

An den höchsten Feiertagen waren auf dem Mariahilferberg nicht nur mehrere Stände des Lebzelters (am Betsonntag 1896 waren es zum Beispiel 7 Stück) aufgestellt, sondern auch eine „Hütte“, ein aus vier gekreuzten Stangen und mit einer Plache errichtetes Zelt, in dem beträchtliche Umsätze an Met erzielt wurden.

Manche der von Wiedorn beschickten Märkte fielen auf den Festtag des Kirchenpatrons, zum Beispiel:

Ort	Patron	Name des Festtages	
Dreistetten	St. Georg	Sonntag nach Georgi	N
Gutenstein	St. Johann d. T.	Johannistag, ab 1873 Sonntag nach Johannis	
Oed			
(Pfr. Waldegg)	St. Jakob	Sonntag nach Jakob und Anna	N
Peisching			
(Pfr. Waldegg)	St. Jakob	Sonntag nach Jakob und Anna	N
Pernitz	St. Nikolaus	Nikolomarkt	
Piesting	St. Leonhard	Leonhardimarkt	
Rohr im Geb.	St. Ulrich	Sonntag nach „Ulricki“ ¹⁾	
Scheuchenstein	St. Rupert	Sonntag nach „Roberti“ ¹⁾	N
Schwarzau			
im Geb.	M. Verkündigung	Sonntag nach Josefi	
Waldegg	St. Jakob	Sonntag nach Jakob und Anna	N
Wopfing	Schmerzlh. Mutter	Schmerzensfreitag	N

Andere Märkte, die ebenfalls Kirtage genannt wurden, fanden am oder nach dem Festtag eines beliebten Heiligen statt, so zum Beispiel in:

Gutenstein	zu Georgi, seit 1873 am Sonntag nach Georgi	
Neusiedel (Pfarre Waidmannsfeld)	am Sonntag nach Bartolomä, auch Pecherkirta genannt	N
Pernitz	zu Sebastiani ²⁾	
	zu M. Heimsuchung	
	zu St. Rochus	
	zu St. Matthäi ³⁾	
Rohr im Gebirge	am Sonntag nach Georgi	
Scheuchenstein	am Sonntag nach Jakob und Anna ⁴⁾	N
Schwarzau im Geb.	zu St. Nikolaus	
Waidmannsfeld	am Sonntag nach Bartolomä ⁵⁾	N

¹⁾ So die Handschrift.

²⁾ Daß diese Markttage mit alten kirchlichen Bräuchen zusammenhängen, geht aus der Tatsache hervor, daß z. B. die „Hernsteiner“ am Sebastianstag in Prozession in ihre ehemalige Tochterpfarre Pernitz kamen.

In vielen (mit „N“ bezeichneten) Orten wurde außerdem am Montag nach dem Festtag oder öfter noch am darauffolgenden Sonntag ausgiebig „Nachkirtag“ gehalten. Die Umsätze an Lebzelten und Met übertrafen hier oft diejenigen der „Hauptkirtag“, besonders wenn diese verregnet waren.

Die Viehmärkte in den Orten um Gutenstein fanden damals alle in der Quatemberwoche im September statt und zwar meistens in der Reihenfolge:

Montag Rohr im Gebirge
Mittwoch Gutenstein
Donnerstag Pernitz, Schwarza im Gebirge

Am Fronleichnamstag errichtete der Wachszieher in allen Pfarren der Umgebung je einen Stand. Das Geschäft blieb aber oft hinter den Erwartungen zurück, da sehr häufig wegen Regens kein „Umgang“ stattfand. Kinder, die am Vorabend Blumen für die festlichen „Kranz“ in den Pfarrhof gebracht hatten, belohnte Wiedorn mit Abschnitzeln von Lebzelten.

Auch in der evangelischen Gemeinde Naßwald wurde an den Tagen, an denen besonders viele Kirchgänger zu erwarten waren, ein Stand aufgestellt. Es waren dies: Karfreitag, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten und merkwürdigerweise in den Jahren 1868 und 1869 auch Mariä Himmelfahrt.

* * *

Nach der Erbauung der Eisenbahnlinie von Leobersdorf nach Gutenstein im Jahre 1877 beginnt sich das Festtagsbrauchtum unserer Gegend rasch zu ändern und, da sich daraus für den Lebzelter neue Verdienstmöglichkeiten ergeben, schlägt sich dies auch in seinem Marktbuch nieder. Mit Erstaunen notiert Wiedorn am 2. Juni 1878, einem gewöhnlichen Sonntag ohne Wallfahrer: „Vergnügungszug der Wiener Eisenbahnbeamten, 335 Personen!“ Auch das Kaiser-Geburtsfest tauchte in diesem Jahr das erstemal auf, da man gerade das 30jährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josefs feierte. Rasch gewöhnt sich der Geschäftsmann an diese positiven Neuerungen, und wir erfahren nur mehr kurz, daß

³⁾ Ebenso kamen sie zu Matthäi.

⁴⁾ An diesem Tag zogen ehemals die Gutensteiner nach Scheuchenstein.

⁵⁾ An diesem Tag zogen einst die Gutensteiner nach Waidmannsfeld. Vergl. Bericht der Pfarre Gutenstein an das Konsistorium vom Jahre 1705. Vgl. dazu: Ernst K a t z e r: „Wallfahrten und Prozessionen nach alten Pfarrorten“ (Kulturbeilage zum Amtsblatt der BH. Wiener Neustadt, 1. April 1968, Nr. 7).

- 1879 der Leobersdorfer Feuerwehr- und Gesangverein,
 1880 Alpenverein und Sängerklub,
 1883 der Touristenklub „Voistaler“ und der Neubauer Gesangverein,
 1885 der Landstraßer Gesangverein und der Wiener Schriftsetzerklub und
 1894 ein Extrazug aus Ebenfurt und Eggendorf mit 500 Personen da waren.

Es wird nun Mode, daß auch weitabgelegene Wirtshäuser, die selbst gar keine Kapelle hatten, aber Lieblingsziele der „Sommerparteien“ waren, Kirtage feierten. So der durch Gauer mann bekannte Leitenbauer in Dürnbach, die Gasthäuser beim Schallhof und in Steinbach, in Feuchtenbach und in Muggendorf, sogar oberhalb der Myrafälle beim Karnerwirt und in Thal. Die Wirtsleute nahmen sich Musiker auf, die aber von Wiedorn oft abfällig beurteilt werden wie: „Nur eine Harfenmusik“, „nur ein Klarinettspieler“ oder „nur ein Harmonikaspieler“. Die Sommerparteien pflegten sich nun alljährlich am Anntag in Peisching bei einem „Nobelkränzchen“ zu unterhalten, und die Wirte versuchten durch feierliche „Saloneröffnungen“ (Veranden, Speisesäle) auf ihre für den Fremdenverkehr modernisierten Lokale aufmerksam zu machen. Hiebei fielen auch stets für den Wachszieher ein paar Gulden ab⁶⁾.

Kapelleneinweihungen⁷⁾, und Schutzhauseröffnungen⁸⁾, ferner die Raimundfeier am 8. September 1886, das 400jährige Jubiläum der Marktkirche Gutenstein (Juni 1887) und die Orgeleinweihung ebendort (Juni 1889) tragen deutlich den Charakter von „Veranstaltungen“ und es kein Wunder, daß um diese Zeit fremdes Brauchtum beginnt, den festen Rahmen des Althergebrachten zu sprengen. Wir lesen von „Weinlesefesten“ (Scheuchenstein 1893, Waldegg-Kuchner 1882), „Maibaumumschneiden“ (Gollinger-Dreistetten 1895), von einer Barbarafeier der Wasserleitungsarbeiter (Naßwald, 4. Dezember 1892) und sogar von einer 1.-Mai-Feier der Arbeiter (Dreistetten-Scherer 1895). Überall dort konnte auch der Lebzelter sein Geschäft machen.

Der Bau der Eisenbahn, der an diesen, für den Wachszieher zunächst günstigen Veränderungen Schuld trug, brachte aber auch Nachteile mit sich, die zu Verdienstentgang führten: Enttäuscht vermerkte Wiedorn 1894: „Waidmannsfelder Prozession (von Maria-

⁶⁾ Peisching bei Singer, 1. Juli 1883; Piesting bei Wimmer, 22. Juli 1883; Waldegg bei Neuber, 8. Juni 1890.

⁷⁾ Neusiedl 1896, Karnerwirt 1896, Unterberg 1897.

⁸⁾ Unterberg 1885, Fadenwiesen 1896, Kieneck 1897.

zell zurück) mit der Bahn gefahren, daher keine Einnahmen“. Ein Zirkus und ein „Juxspiel“, per Waggon herangebracht, tun dem Absatz argen Eintrag (Dreistetten 1895), und es kommen allenthalben „Obstlerinnen“ auf die Märkte, so daß der Met übrigbleibt.

Zum Theresienfelder und zum Neustädter Wachszieher, mit denen Wiedorn im ganzen Piestingtal im Wettbewerb stand, zum Hainfelder Wachsler, die die Märkte in Rohr und Schwarzau besckickten, kamen nun durch die verbesserte Verkehrsverbindung auch noch der Pottensteiner und der Neunkirchner Lebzelter. Zahlreiche „Süßkrämer“ und „Gollatschenbäck“ (Feigenhansl, Reichenauer Jüdin, Fritschay, Hollinger, Schmidt, Slavina u. a.) beeinträchtigten das Geschäft. Der verschärfte Wettbewerb zwang Wiedorn zu verschiedenen Umstellungen. So mußte er „Magnstrudel“ und Nußstrudel in sein Erzeugungsprogramm aufnehmen und mußte trachten, immer den besten Standplatz zu ergattern; bei einem Kirtag etwa genau gegenüber dem Eingang zum Tanzsaal. Mit einer der erst vor kurzem (1869) eingeführten Postkarten kündigte er sich bei den Wirten im voraus an und zum Dank für einen guten Platz „spendierte“ er als „Präsent“ der Wirtin ein „Wachsstöckl, à 1 Gulden“ oder ein „Büchl, gezwickt, à 80 Kr.“ Sogar einen „Obstkorb, à 1,50 Gulden“ oder ein „Blumenkörbl, à 2,60 Gulden“ mußte er einmal springen lassen. Auch den Vorbetern schenkte er nun häufig ein „Büchl“, damit „Kranzl und Kerzl“ auch wirklich bei ihm gekauft wurden.

Der gute Geschäftsgang hing aber auch von merkwürdigen Zufällen ab: Als zum Beispiel in Peisching gegenüber dem Saaleingang der „Kletterbaum“ stand, von dem sich die Burschen als Trophäe für Geschicklichkeit eine Tabakspfeife, ein Taschentüchl oder ein Fläschchen Schnaps holen konnten, lenkten diese Kunststücke die Aufmerksamkeit der Besucher vom Lebzelterstand ab und schlechtes Geschäft war die Folge. Während der Brand der Ortmannt'schen Fabrik am Kirtag in Neusiedl (1892) eine arge Einbuße mit sich brachte, stieg ein anderes Mal der Metabsatz gewaltig durch den Durst der Feuerwehrleute (Waldbrand auf dem Mariahilferberg am 13. Juli 1884). Ein andermal bemerkt Wiedorn traurig: „Hätte können noch mehr verkaufen, wenn nicht gerauft woren wäre“ (Scheuchenstein 1881) oder „An diesem Tag wurde Holz geschwemmt, drum keine Leute“ (Naßwald, Christi Himmelfahrt 1880) oder ähnlich: „Nicht viele Leute, da die Arbeiter der Wasserleitung arbeiten mußten“ (Naßwald, Karfreitag 1892). Geschäftsentgang entstand auch, als „wegen Cholera kein Leonhardimarkt“ stattfand (Piesting 1892) und als die „Brunner Prozession“ ausblieb, wegen Cholera (1873).

Das Wetter an Kirtagen wird immer genau beschrieben. Einmal war es so schlecht, daß „nicht einmal der Ochs (geschmückter Kirtagssochs) herumgeführt wurde“ (Neusiedl 1895).

Betrachtet man nun die Einnahmen, die Johann Wiedorn jährlich buchte, so sehen wir, daß er nach Abtreten seines einzigen im Markte Gutenstein ansässigen Konkurrenten Josef Reichel im Jahre 1881 diese um 42 Prozent und in den folgenden Jahren 1882 bis 1897 noch um weitere 17 Prozent steigern konnte. In diesem letzten Jahr betrug sein Jahreseinkommen 2575,06 Gulden. Dies ist umso beachtlicher, als sich nicht nur sein vorgeschrittenes Alter, sondern auch wachsender Konkurrenzdruck von außen bemerkbar machten. Seine tüchtige zweite Gattin Luise (Aloisia Sonnberger), die selbst regelmäßig beim Stand verkaufte, mag zu diesem Erfolg gewiß viel beigetragen haben.

So gewährt uns dieses unscheinbare Marktbuch, das der strebsame Geschäftsmann Johann Wiedorn durch 30 Jahre gewissenhaft geführt hat, in knappen Worten und nüchternen Zahlen einen kleinen Einblick in das Leben und Treiben in unserer Heimat im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Hinweis zu den Prügelkrapfen

Von Pauli H a n r e i c h - L u d w i g

Im Heft 1, Band 70, der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde (S. 41 f.) sind zwei Rezepte über Prügelkrapfen angegeben. Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß es sich dabei um zwei völlig verschiedene Dinge handelt: Das erste ist ein Rezept für Baumkuchen, wie er heute heißt. Wird in Siebenbürgen noch viel in Haushalten gemacht, bei uns in Wien nur mehr bei Demel oder Lehmann.

Das zweite Rezept ist etwas völlig anderes, heißt auch jetzt noch Ringelkrapfen und ist eine eher gewöhnliche Mehlspeise.

Zwei Wilddarstellungen auf Gefäßböden aus dem Liesingtal, Steiermark

(mit 3 Abbildungen)

Von Wolfgang H a i d

Im Sommer 1966 wurde in der Nähe der Adelherrnhube, dem höchstgelegenen Gehöft am Übergang des Leimsgrabens in den Preßnitzgraben, somit einer Kurzverbindung zwischen dem Liesing- und Murtal, in einer Seehöhe von etwa 1100 m eine Böschung abgegraben und dabei ein großer Scherbenhaufen an das Tageslicht gebracht. Es dürfte sich um einen Abfallhaufen gehandelt haben, der zwei bedeutende Keramikreste barg. Neben diesen Keramiken fanden sich auch kleine Fläschchen und der Bodenteil einer großen mundgeblasenen Flasche aus Glas, das gute Grüntönung aufweist. Bemerkenswert aber sind die Bodenteile zweier großer Tontöpfe, von denen einer zum Teil zusammengesetzt werden konnte. Dieser wäre in die Reihe des Schwarzhafnergeschirres zu stellen, er weist zwei ornamentierte Bandreihen auf, die eine Punzenverzierung tragen. Die Drehscheibenarbeit ist bei allen Scherben einwandfrei nachzuweisen, ihre Farbe wechselt von Hellbraunrot zu Dunkelbraun. Der Bodenteil dieses Topfes trägt als Besonderheit das Relief eines Steinbockes (Abb. 1). Vom zweiten Topf hat sich nur der Bodenteil erhalten, der mit einem linear gezeichneten springenden und verhoffenden Hirsch gekennzeichnet ist (Abb. 2). Diesem springenden Hirsch liegt eine besonders gute Tierbeobachtung zugrunde, wie auch beide Tiere, der Steinbock und der Hirsch einwandfrei durch die Veterinärärzte Univ.-Prof. Dr. Dr. Brüggemann (München), Dr. Dr. Otto Gebauer (Leoben) und Landestierarzt Doktor Hubert Köhler (St. Michael i. O.) als solche bestimmt werden konnten. Der Steinbock ist in der Steiermark, vor allem im Fundgebiet nie bodenständig gewesen, auch zur Zeit der Entstehung der Keramiken nicht, die ihrem Habitus entsprechend als frühneuzeitlich anzusprechen sind. Die Volkskunde kennt wohl auf Möbelmalereien und auch auf Bienenstockbrettchen in den variabelsten Formen den springenden Hirsch, doch ist der Steinbock hier nirgends anzutreffen, beide Wildarten aber auf Keramikböden nicht. Da es sich bei

den beiden bildhaften Darstellungen dieser Wildtiere nicht um Einzelmodellierungen, sondern um Stempeldrucke handelt, muß es sich um eine Massen-, zumindest Reihenanfertigung einer Töpferwerkstätte gehandelt haben, deren Sitz bisher nicht feststellbar war, da sich im gesamten Bereich österreichischer Keramik bisher keine Gegenstücke haben nachweisen lassen. Trägt der springende, rückblickende Hirsch einigermaßen Symbolcharakter, wir finden ihn neben den schon erwähnten Möbelmalereien auch auf Steinritzzeichnungen und Felsbildern, so erschließt der Steinbock einen wesentlich anderen Gesichtskreis. Sein Gehörn wurde in der alten Volksmedizin als Aphrodisiakum verwendet, dem diese Wildart die seinerzeitige vollkommene Ausrottung in den Alpenländern verdankt. Da der angegrabene Scherbenhaufen auf der Adelsherrnhube in der Leims als zu groß für einen Bergbauernhof zu gelten hat und nebenbei die variabelsten Keramikformen finden läßt, dazu sich noch eine nicht kleine Anzahl von handgeblasenen kleinen Fläschchen gesellt, die sich neben den großen Flaschen fanden, die beide als Medizinflaschen angesprochen werden können, so könnte an eine Erzeugungsstätte bäuerlicher Hausmedizinen gedacht werden. In erster Linie kommt die Brennerei von Latschenkieferöl in Frage, da alle Gegebenheiten dafür vorhanden sind. Ebenso könnte an eine Pechölbrennerei gedacht werden, die dem Reichtum an harzigen Fichten und Latschen ihre Existenz verdanken würde. Bei der Abgrabung der Böschung kam auch ein Teil eines großen Troges zu Tage, der als Kühl- und Reinigungsbecken für die Gefäße gegolten haben mag. Schließen die Glasfläschchen nahezu gleicher Größe einen Handel mit Medizinen nicht aus — es kann auch Arnika von den Almen des Kraubatheckes und Bibernell vom Talgrund verwendet worden sein, die als wesentliche Bestandteile bäuerlicher Medizin sowohl für Mensch und Tier zu gelten haben — so wird doch der Schluß naheliegen, daß es sich bei den mit dem Hirsch und Steinbock gezeichneten Tongefäßen um spezielle Töpfe volksmedizinischen Charakters handelt. Daß es sich nicht um Gefäße alltäglichen Gebrauches handelt, liegt auf der Hand. Werkstätten, welche diese Marken in Verwendung hatten, sind noch unbekannt. Es ist anzunehmen, daß der Inhalt der Gefäße mit den entsprechenden Bodensymbolen konform gehen mußte.

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum

Jahreshauptversammlung 1969

Der Verein „Österreichisches Freilichtmuseum“ hat am 24. September 1969 seine Jahreshauptversammlung abgehalten. Der Jahresbericht (vervielfältigt, 53 Seiten, 10 Zeichnungen von Wilhelm Reisinger) liegt bereits vor und gewährt wieder den willkommenen Einblick in den wahrhaft erfreulichen Aufbau dieses Museums. Aus dem von Dir. Dr. Viktor Herbert Pöttler vorgelegten umfangreichen Tätigkeitsbericht geht hervor, was alles an sichtbaren Leistungen gesetzt wurde, und was an geistigen und finanziellen Vorarbeiten dafür notwendig war. Die burgenländische Baugruppe, das Gehöft aus dem steirischen Sölketal, der Vierkanthof aus St. Ulrich bei Steyr, die Mühle aus Schnals, das Gehöft aus Alpbach in Tirol und der auch von dort stammende Futterstall sowie die Badstube und das Siezenheimer Rauchhaus, die Limmeralmhütte aus dem Gesäusegebiet, sie alle ergänzen die bisher bereits aufgestellten Bauten. Für Niederösterreich wurde ein Hof aus dem Waldviertel ins Auge gefaßt, mit Wien wird noch verhandelt. Die Beschreibungen und die schönen Zeichnungen von Wilhelm Reisinger zeigen wieder, wie bei diesen Wiedererrichtungen gearbeitet wird und was sich vor allem für das Wesen des alten Hausbaues in Holz an weiteren Ausblicken ergibt. Pöttler hat sich offenbar gerade damit sehr beschäftigt und kündigt weitere Führungen, Seminare usw. über dieses spezielle Thema an.

Es ist für den miterlebenden Zeitgenossen angenehm zu hören, daß sich die finanziellen Sorgen, die im Vorjahr doch sehr beträchtlich angewachsen waren, erleichtert haben. Der kostspielige Tunnel unter der Bahn kann entfallen, — sicherlich zur größten Erleichterung aller Verantwortlichen. Die Bundesbahn wird in einiger Zeit ihre Strecke auf das andere Murufer verlegen, und damit wird die freie Zufahrt zum Freilichtmuseum gebnet werden. Bis dahin muß ein abgeschränkter Übergang eben seine Dienste tun: Was wirklich viel weniger kostet und sicherlich einsteuilen auch genügen wird. Vielleicht wird sich das alles schon bis zur Eröffnung des Freilichtmuseums regeln, die für den Herbst 1970 geplant ist. Aber selbst wenn es bis dahin noch manche Schwierigkeiten dieser technischen und finanziellen Art geben sollte, der vorliegende Jahresbericht beruhigt darüber, man hat den Eindruck, daß Direktor Pöttler seine Schöpfung in jeder Hinsicht richtig leitet und betreut und die besten Mitarbeiter und Helfer dafür gewinnen konnte. Dementsprechend muß man im allgemeinen Interesse, das nicht zuletzt auch das Interesse unseres Faches ist, wünschen, daß es so erfreulich weitergehen möge.

Leopold Schmid t

Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum

Am Samstag, 13. Dezember 1969, wurde im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien in Anwesenheit des Vertreters des Bundes-

ministeriums für Unterricht, Sektionsrat Dr. Carl Blaha, die Ausstellung „Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum“ eröffnet. Die Ausstellung war die zweite in der geplanten Sonderausstellungsreihe „Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie“ und wurde wie die erste dieser Ausstellungen von Kustos Dr. Adolf Mais aus den für gewöhnlich deponierten Beständen des Museums zusammengestellt. Zur Ausstellung erschien der gleichnamige Katalog (Wien 1969, 33 Seiten, S 10,—). Schdt.

Museumseröffnung in Stegersbach

(Mit 2 Abbildungen)

Das Burgenländische Landesmuseum lud am 10. Oktober 1969 zur Einweihung und feierlichen Eröffnung des „Landchaftsmuseums südliches Burgenland“ in Stegersbach ein. Im 1. Stock des restaurierten Kastells ist neben Geologie, Biologie, Archäologie und Geschichte in drei Räumen als Schwerpunkt eine beachtenswerte volkskundliche Sammlung zur Schau gestellt. Der Gedanke eines Heimatmuseums und eine kleine Sammlung bestand schon früher, nun wurde diese durch Objekte des Burgenländischen Landesmuseums beträchtlich erweitert und der Plan eines zentralen Museums für die drei südburgenländischen Bezirke Oberwart, Güssing und Jennersdorf in Zusammenarbeit von Landesmuseum und örtlichen Stellen verwirklicht.

Bescheiden bemaltes Bauernmobiliar gibt den Eindruck ländlichen Wohnens wieder, eine reiche Geräteauswahl ermöglicht einen Einblick in altertümliches Arbeits- und Wirtschaftsleben. Pflug und Egge sind ebenso vertreten wie Flachsbearbeitungsgerät und Webstuhl, Keramik, Herd- und Ofengerät, ein mächtiger Vorratskorb für Getreide in Strohwulsttechnik mit dazugehörigem, in der gleichen Technik geflochtenem Fülltrichter. Beachtenswert ist auch die Sammlung von Trachten und Trachtenstücken. Eine instruktive Ergänzung finden die Exponate durch Fotoserien und Karten. Sämtliche Objekte sind in einem gut präparierten und restaurierten Zustand.

Vom museologischen Standpunkt verdienen die Vitrinen und Untersätze hervorgehoben zu werden, die gerade im Hinblick auf größere jugendliche Besuchergruppen und auf die Bodenreinigung fußfrei konstruiert wurden. Trotz ihrer Festigkeit wirken sie schwerelos; vor der neutralen Rohleinenbespannung kommen die Exponate gut zur Geltung.

Da wir über das Südburgenland noch immer recht wenig wissen, muß gesagt werden, daß das neue Museum nicht nur dem Südburgenland selbst, sondern auch der wissenschaftlichen Volkskunde im gesamten ein Geschenk ist, für das wir danken dürfen. Gerade die Verbindung mit den anderen Schauräumen gibt ein Gesamtbild von Natur und Kultur, das zugleich schön und lehrreich ist.

Die Aufstellung wurde von den Beamten des Burgenländischen Landesmuseums vorgenommen, die Volkskunde von Gertraude S u d a betreut. Mit der Herausgabe eines Kataloges soll derzeit zugewartet werden, da die Besucherfrequenz noch nicht abgeschätzt werden kann. Ein graphisch ansprechendes Plakat, das sich das Äußere des Kastells mit seinem Spätrenaissance-Arkadengang und zwei als Wahrzeichen des Museums aufgestellte Mooreichenstämme zum Vorwurf genommen hat, wirbt um die Besucher.

Das Museum wird von Ostern bis Ende Oktober zwischen 9 und 12 sowie 13 und 17 Uhr zugänglich sein. Maria K u n d e g r a b e r

Ausstellung Max Kislinger

Im Heimathaus von Bad Hall, Oberösterreich, wurde im Sommer 1969 eine umfangreiche Ausstellung des Werkes von Max Kislinger, Linz, gezeigt. Kislinger (geb. 1895) ist ein vorzüglicher Kenner der Volkskunst in Oberösterreich, deren Objekte er in sehr vielen Bildern (Zeichnungen, Aquarellen, Holzschnitten usw.) dargestellt hat. Sein Lebenswerk ist durch seine Bücher bekannt geworden, von denen nun eine zusammengefaßte Neuausgabe „Bauernherrlichkeit“ im Oberösterreichischen Landesverlag erscheint. Der kleine Ausstellungsführer enthält nicht nur die Aufzählung der ausgestellten Werke Kislingers, sondern auch eine Einführung in das Schaffen des Künstlers von Otto Wutzel, sowie 4 Abbildungen, die auch auf die volkskundlichen Bestände des Heimathauses von Bad Hall hinweisen: Geräte des alten Traunviertler Bauernhofes, Werkzeuge der ländlichen Nebenbetriebe, Knochenstampf, Mostpressen, Obstmühlen; Traunviertler Bauernstube mit Webstuhl; Zwiespannerbett, bemalte Kasten und Truhen, Goldhaubentracht.

Schdt.

2. Hafner-Symposion

Bericht über das 2. Internationale Hafnerei-Symposion vom 7. 9. bis 13. 9. 1969 in A-9912 St. Justina (Osttirol)

Referate:

1. Gerd Spies. Bibliographie über Hafnergeschirr (Begründung einer eigenen Bibliographie — Vorarbeiten — Technik — Publikation — Bereich geographisch — sachlich — zeitlich).
2. Vladimir Scheufler. Bibliographie Hafnergeschirr Böhmen und Mähren (alphabetisch — sachlich — regional — Austausch — Reserve; internationales Format; Systematik volkskd. Informationen — Randlochkarten; handgemachte Keramik der böhmischen Länder; Heimarbeit — Hausindustrie — Gewerbe-Handwerk — Manufaktur Fabrik).
3. Vladimir Scheufler. Kartogramme Hafnergeschirr Böhmen und Mähren (Sammlungen nach Stückzahl — 320 Museen — 140 Volkskundler; 1654 Hafner nach Steuerrolle — Werkstättenzahl; 1752 nach Theresian. Kataster — ungef. 90 Werkst., ca. 1,5 Mill. Einwohner; um 1840 nach Sommer und Wolny; Verwandtschaften nach Dekor, Typen usf. Bestimmte Landschaften — Kerngebiete).
4. Ingolf Bauer. Kartogramme Hafnergeschirr Mittelfranken (1811/12 Mengenkarte Mittelfranken; 1811/12 Niveauekarte Königreich Bayern; Schichtenkartierung nach halben Jahrhunderten; Meisterlisten in Diagrammform; Hafnerorte — Diagramm der Meisterzahl; dito Vergleich verschiedener Orte; dito 10-Jahres-Durchschnitt). Ergebnisse der Juli 1969 abgeschlossenen Dissertation.
5. Alfred Höck. Über Hafnerzünfte in Hessen (Sondersituation in Hessen — Verzahnung mit Ziegelei — Produktion und Absatz — Tongruben — Kalenderliteratur — Archive Zunftakten — „Armut“ — stabilitas loci — Dieburg — Privilegierung; Diskussion von Zunftordnungen — frühe Belege — Zweck — Absatzgebiete — Landes-zünfte).
6. Gerd Spies. Die Braunschweiger Fayence-Manufakturen (Gründungen — Eigentümer — Größe — Produktionsmenge — Verhältnis zur Töpferzunft — Preise — stilistische Unterscheidung).

7. Hermann Steininger. Fayence aus Niederösterreich (Ausstellung 1967 NÖLM Wien — gesamtes Material — Bestimmung — Fundorte — Archivalien — stilistische Entwicklung nach Bildern datierter Stücke).
8. Vladimir Scheufler. Hafnergeschirr aus Kaplitz (Material ca. 1900 Stück — ethnisch gemischt — bis ca. 1960 — Konkurrenz durch Weißgeschirr — Kochgeschirr — Archivalien — Bilder typischer Stücke).
9. Ingolf Bauer. Hafnergeschirr aus dem südlichen Mittelfranken (Archivalien — Rohstoffe — Großzahlforschung 1.500 Stück — Grundformen — typische Stücke — Farbatlant und Farbtafeln — Zuweisungen). Ergebnisse der Dissertation.
10. Vladimir Scheufler. Töpferei des Egerlandes (frühe Zunfturkunden — Meisterstücke — Steinzeug — Termini — Ethnik und Struktur bzw. Qualität — Handelsbezeichnung — Besonderheiten — Bestimmung — Bilder).
11. Alfred Höck. Notizen zur Töpferei von Marjoss (Spessart) (frühe Belege — Flurnamen — Zünfte — Bezeichnungen — Statistik — Handel — Leitformen — Brandregister — „Armut“).
12. Paul Stieber. Bericht über die Bearbeitung einiger Archivalien des Staatsarchivs Landshut (Amtsrechnungen — Amtsnutzungsrechnungen — Mautordnungen — Mautinstruktionen — Technik der Verzettelung — Diagramme — 1485 Hafnerlieferung für das herzogliche Schloß Burghausen).
13. Hermann Steininger. Ein Fund spätmittelalterlicher Holzteller aus N.-Ö. (Fundort und -Umstände — Typen — Werkstoff — Signaturen — Zeitlage — Herstellung).
14. Alfred Höck. Über Handel und Absatz von Hafnergeschirr in Hessen (Absatzradius — zeitlich — räumlich — sachlich — Spezialitäten — Händlerörter — Usancen — Schiffstransport).

Wie schon auf der ersten Veranstaltung (1. IHS A-9912 St. Justina 9. 9. bis 14. 9. 1968) bildeten Diskussionen über Methodik und praktische Zusammenarbeit zeitlich und sachlich einen wesentlichen Faktor. Die Teilnehmer fanden neu bestätigt, daß im kleinen Kreis von Spezialisten Ergebnisse erarbeitet werden können, wie sie auf größeren Kongressen nicht möglich sind; alle gewannen die Überzeugung, sachlich und methodisch gelernt zu haben; sie wollen daher im nächsten Jahr — voraussichtlich in der 1. Septemberwoche am gleichen Ort — wieder zusammenkommen, um die begonnene Arbeit fortzusetzen. Es sollen 3 weitere Spezialisten eingeladen werden: Dr. Mária Kresz, Budapest; Dr. Ester Plicková, Bratislava; Dr. Rudolf Weinhöld, Dresden; ferner Doktor Friedrich Waidacher, Graz, und Dr. Rudolf Schnyder, Zürich, die beide dieses Jahr nicht kommen konnten. Einige Themen für 1970 sind schon abgesprochen. Offizielle Einladung ergeht rechtzeitig Anfang 1970.

Ein wesentliches Ziel des Treffens besteht darin, den gewonnenen engen Kontakt über das ganze Jahr hinweg dazu zu benutzen, die eigene Arbeit durch Rückfragen bei den anderen Teilnehmern abzukürzen, soweit das die Sache erlaubt (Auskünfte — Literatur — Verbindungen); dies beginnt sich bereits einzuspielen. Juli 1969 hat Ingolf Bauer seine Dissertation „Hafnergeschirr aus Treuchtlingen“ abgeschlossen, die in Zusammenarbeit mit dem DHA entstanden ist. — Eine weitere Dissertation unter Benützung des DHA wurde begonnen. — Ferner soll Töpfergeschirr aus Schleswig-Holstein mit Benützung der Methoden und Materialien des DHA bearbeitet werden. Paul Stieber

Literatur der Volkskunde

Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Dritte Lieferung. Wissenschaftliche Leitung Richard Wolfram, Kartographische Leitung: Egon Lendl und Ingrid Kretschmer. Unter Mitarbeit von Edith Klenk. 26 Karten auf 19 Blättern und 3 Bildtafeln. Wien-Köln-Graz 1969, Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf. Schilling 348,—.

Die 3. Lieferung des ÖVA, von der bisher nur der Kartenteil vorliegt, enthält folgende Karten: 33/34 (Historischer Bergbau, von Franz Kirnbauer), 35/36 (Giebelzeichen, von Richard Wolfram), 37 (Backofen innerhalb des Wohngebäudes, von Karl Ilg), 38 (Frühformen volkstümlicher Möbel, von Franz Lipp), 39/40 (Grundtypen der Männertracht, von Franz Lipp), 41/42/43 (Holzschuhe, von Gunhild HOLAUBEK-LAWATSCH, die Karte der mundartlichen Bezeichnungen der Holzschuhe stammt von Maria Hornung und Eberhard Kranzmayer), 44 (Haustrunk, von Ingrid Kretschmer), 45 (Burschenschaftsbrauchtum I, Das Stehlen, von Richard Wolfram), 46 (Burschenschaftsbrauchtum II — Unruhnächte, von Richard Wolfram), 47 (Lärmbrauchtum — Weihnachten und Neujahr, Anschießen, von Edith Klenk), 48 (Maibaum I — Zeit der Einführung, von Ernst Burgstaller), 49 (Maibaum II — Stehlen im Walde, von Ernst Burgstaller), 50 (Maibaum III — Stehlen oder Beschädigen des zum Aufstellen vorbereiteten, bzw. aufgestellten Baumes, von Ernst Burgstaller), 51 (Segensweige, von Richard Wolfram), 52 (Jahresfeuer-Termine, von Richard Wolfram), 53/54 (Schutzheilige der Haustiere I und II, von Helmut Fielhauer).

Man sieht, daß gewisse Themen aus früheren Lieferungen fortgesetzt werden, andere neu aufgenommen erscheinen. Soweit man die Karten ohne ausführlichen Kommentar beurteilen kann — kurze Erläuterungen sind den Blättern aufgedruckt — ergeben vor allem die Brauchtumskarten sehr wertvolle Verbreitungsübersichten. Lärmbräuche, Maibaumbräuche, Jahresfeuer-Termine, das sind wirklich instructive kartographische Darbietungen. Der bei weitem größte Teil der Karten ist auf Grund des eigentlichen Atlasmaterials, also der Befragungen, erstellt. Auch Ergänzungen, durch Mitteilungen verschiedener Exploratoren, ergeben Feststellungen für die Gegenwart und sind daher methodisch richtig heranziehbar. Ganz anders steht es bei den Karten, die Franz Lipp erstellt hat. Die Altformen der bäuerlichen Möbel lassen sich nicht durch Umfragen feststellen, ihre (sehr dünnen) Eintragungen auf den Karten entsprechen also wohl nur den aus den Materialien der Heimatmuseen usw. gewonnenen Nachrichten. Und die Karte über die Grundformen der Männertracht ist vollends eine Art von Rasterkarte: Die Punkte bedeuten keine Belegorte im Sinn einer Atlasbefragung, son-

dern umschreiben eine aus allgemeinen Eindrücken, alten Nachrichten, Bildern usw. gewonnene Verbreitungsfeststellung. Auch der beigegebene Bilderbogen (Farbdrucke) zeigt, daß kein Zeitquerschnitt angestrebt wurde, sondern Trachten vom späten 18. Jahrhundert bis etwa zur Gegenwart hier eingezeichnet erscheinen.

Damit ist das bisher verfolgte Atlasprinzip wohl einigermaßen durchbrochen. So sehr man Forschungskarten auch für Möbel, Trachten usw. schätzen wird, so gehören sie eigentlich in einen anderen Zusammenhang und sind als Verbreitungsdarstellungen mit den anderen Atlaskarten nicht zu vergleichen. Man muß aber einstweilen warten, wie derartige Ausnahmen von dem bisher befolgten Aufnahme- und Darstellungsprinzip im Kommentar erklärt werden. Leopold Schmidt

Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes. Register zu den Bänden 1—15 (1952—1966). Bearbeitet von Walter Deutsch und Gerlinde Hofer. Wien 1969. Herausgegeben vom Österreichischen Volksliedwerk im Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht. S 120,—.

Die Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ erschien seit dem Jahre 1899 durch 50 Jahre als Organ des Deutschen Volksgesang-Vereines Wien. Diese 50 Jahrgänge sind eine Fundgrube für das Volkslied, die Volksmusik und den Volkstanz. Doch waren durch die Bindung an den Verein und das Erscheinen in 10 dünnen Monatsheften Grenzen gesetzt. Größere wissenschaftliche Beiträge waren daher selten und durch Aufteilung in mehrere Fortsetzungen unübersichtlich. Als nach dem 2. Weltkrieg die Frage nach dem Weiterleben der Zeitschrift entschieden werden sollte, entschloß man sich daher, an Stelle der Zeitschrift ein Jahrbuch erscheinen zu lassen, für welches die zentrale Stelle der Volksliedforschung in Österreich, das Österreichische Volksliedwerk, als Herausgeber zeichnen sollte.

Seit dem Jahre 1952 erscheint dieses Jahrbuch und brachte bisher mit immer zunehmender Seitenzahl sehr beachtliche Fachbeiträge und kritische Literaturberichte. Um den wertvollen Inhalt für weitere Forschungen leichter zugänglich zu machen, regte Karl M. Klier die Anlage eines Generalregisters an. Anlässlich des Jubiläumsjahres der österreichischen Volksliedforschung — 1819 (Erscheinen der Österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen, gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky) bis 1969 — kann nun dank der Arbeit von Walter Deutsch und seiner Helfer und der Unterstützung durch das Bundesministerium für Unterricht der Registerband über die Bände 1—15 des Jahrbuches erscheinen.

Das Register ist so vielseitig gegliedert, daß jeder Benützer zufriedengestellt werden kann. Die ersten vier Verzeichnisse sind den Personen gewidmet.

1. Mitarbeiter — enthält die Verfasser der Beiträge.
2. Namensverzeichnis — enthält alle in den Beiträgen angeführten Namen.
3. Biographisches — Beiträge über Persönlichkeiten, anlässlich eines Geburtstages, einer Ehrung oder ihres Ablebens.
4. Gewährleute — Überlieferer der Lieder, Musikstücke und Tänze.

Bei diesen Namensverzeichnissen fällt auf, daß Stu... vor Str... gereiht sind.

Nun folgen die Sachverzeichnisse. Alle mit „Beiträge“ beginnenden Überschriften bringen die Titel der einschlägigen Werke, nach den Verfassern alphabetisch geordnet.

5. Beiträge zum Volkslied.
6. Liedanfänge — welchen Reichtum die Jahrbücher bergen, zeigen die 91 Seiten mit über 4500 Liedanfängen.
7. Liedgattungen.
8. Melodienregister — nach der im Jahrbuch VII/52 ff. und X/55 ff. dargelegten Methode; der 2. Teil dieses Beitrags fehlt übrigens im Verzeichnis 5. Dieser Abschnitt hebt das vorliegende Werk weit über ähnliche Arbeiten. Ein Versuch, Lieder nach ihrer Melodie in einem Register zu ordnen, wurde schon im 18. und 19. Jahrgang der Zs. „Das deutsche Volkslied“ unternommen; leider blieb es bei diesem kurzen Versuch. Die Melodien sind nach Ordnungszahlen gereiht, die durch die Tonleiterstufen der ersten Töne der ersten vier Takte gewonnen werden. Da aber verschiedene Melodien oft die gleiche Ordnungszahl haben, sind zur weiteren Kennzeichnung noch die ersten vier Takte in Notenschrift angeführt. Durch diese Methode werden wohl die meisten verwandten Melodien zusammengeführt.
9. Beiträge zur Volksmusik.
10. Beiträge zum Volkstanz.
11. Musik- und Tanztitel — dieses wertvolle Register entspricht dem Verzeichnis der Liedanfänge, mit etwa 450 Namen.
12. Beiträge zu den Volksmusikinstrumenten.
13. Musikinstrumente.
14. Beiträge zum Volksbrauch.
15. Volksbräuche.
16. Beiträge zur Volksdichtung.
17. Volksdichtung.
18. Sprüche und Reime der Erwachsenen.
19. Mundartausdrücke — Worterklärungen.
20. Beiträge zum Volksschauspiel.
21. Schauspielertitel.
22. Kinderspiele und -reime, Scherzspiele.
23. Sachwörter — hier fällt allerdings auf, daß die Zitate nicht mit den entsprechenden Stichwörtern in anderen Registern übereinstimmen; z. B. haben Bayrischer, Knappentanz u. a. m. hier und im Register 11 verschiedene Band- und Seitenzahlen.
24. Orts- und Landschaftsverzeichnis.
25. Bibliographische Angaben.
26. Verzeichnisse — Werksverzeichnisse, Inhalt von Handschriften, Liederbüchern usw.
27. Berichte.
28. Buchbesprechungen.
29. Schallplattenbesprechungen.
30. Abbildungen.

Diese weitgehende Aufgliederung ermöglicht späteren Forschern, die in den Jahrbüchern veröffentlichten Arbeiten gebührend zu berücksichtigen. Der innere Wert der Jahrbücher ist durch den Registerband um ein Vielfaches gestiegen. Bearbeiter und Herausgeber kann man dafür nur herzlichst danken.

Karl H o r a k

Die Volksmusiksammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Sonnleithner-Sammlung). 1. Teil, bearbeitet von Walter Deutsch und Gerlinde Hofer mit einem Beitrag von Leopold Schmidt (= Schriften zur Volksmusik, Bd. 2). 186 Seiten, 1 Porträt, 29 Faksimiles. Wien, Verlag A. Schendl, 1969. S 216,—.

Im Jahre 1819 faßte der Gründer und spätere erste Sekretär der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, Josef Sonnleithner (1766 bis 1835), den Plan zur Sammlung von „Volksmelodien mit ihren dazugehörigen Texten, Nationaltänzen, Kirchen-, Sterb- und Trauungsliedern“. Er versicherte sich der Unterstützung der einzelnen österreichischen Landesregierungen und erreichte es, daß das Projekt durch Erlasse offiziell gefördert wurde. Diese Erlasse gingen an die einzelnen Kreisämter und von dort an die Sammler: Pfarrer, Lehrer, Chorleiter, Organisten, Gutsverwalter usw. Auf diesem Wege kam in erstaunlich kurzer Zeit die erste größere Volkslieddokumentation zustande, über die wir in Europa verfügen. Allerdings erblickte diese Sammlung bisher nicht das Licht der Welt. Sie wurde nie für den Druck bearbeitet und geriet allmählich wieder in Vergessenheit. Fast ein Jahrhundert dauerte es, ehe man sich auf die Bedeutung dieser Aufzeichnungen für die österreichische Volksliedforschung besann. Leopold Bein wies 1910 auf den steirischen Anteil hin, und erst Raimund Zoder versuchte 1929 erstmals eine wissenschaftliche Würdigung der ganzen Sammlung. Von ihm erhielten diese Bestände auch den Namen „Sonnleithner-Sammlung“. Von nun an wußte man zumindest von der Existenz dieser Niederschriften; einzelne Landes-Arbeitsausschüsse des österreichischen Volksliedwerkes erhielten Kopien der sie betreffenden Aufzeichnungen. Aber es mußten wiederum Jahrzehnte vergehen, ehe man sich in intensiverer Form der Auswertung dieser hochbedeutsamen Materialien annahm. 1966 veröffentlichte Franz Schunko im Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes Jg. 15 die in der Sammlung befindlichen „Musikberichte“, soweit sie sich auf Niederösterreich beziehen. Das Jubiläumsjahr 1969, in dem man auf eine 150jährige Geschichte der österreichischen Volksliedforschung zurückblicken konnte, bot endlich willkommene Gelegenheit, sich auch auf die Leistungen Sonnleithners und seiner Zeitgenossen zu besinnen. Neben der verdienstvollen Herausgabe eines Neudruckes von F. Ziskas und F. M. Schottkys „Österreichischen Volksliedern mit ihren Singweisen“, Pesth 1819 (mit einem 12 Seiten umfassenden Nachwort von Leopold Schmidt) ist der zur Besprechung vorliegende Band als das wichtigste konkrete Ergebnis der Jubiläumsfeierlichkeiten zu betrachten. Der Initiator dieses Bandes war wiederum Leopold Schmidt, der dieses dankenswerte Unternehmen auch durch zwei bedeutsame Abhandlungen vorbereitete. Zum einen steuerte er den Eröffnungsaufsatz zum Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes im Gedenkjahr 1969 bei und gab ihm den programmatischen Titel: „1819. Zur Entstehungsgeschichte der Volksliedsammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien“. Darin unternimmt er vor allem eine geistesgeschichtliche Zuordnung der Sonnleithner-Sammlung zu den verwandten Bestrebungen zur Sammlung von Volksdichtung dieser Zeit (Wunderhorn, Büsching-von der Hagen, Meinert, Ziska-Schottky, Erzherzog-Johann-Sammlung) und spürt den Gründen dafür nach, warum die wichtige Sammlung in Vergessenheit geraten konnte. Er schließt mit dem Wunsch, daß vielleicht „eine andere Zeit ihr (der Sammlung) wenigstens ein gebührendes Denkmal errichten“ kann. Den zweiten vorbereitenden Aufsatz, der in diesem Zusammenhang der Erwähnung bedarf, finden wir

in einem Sonderheft der Österreichischen Musikzeitschrift Jg. 24, Heft 9, 1969 zum 5. Seminar des Instituts für Volksmusikforschung. Er trägt den Titel „Zwischen 1819 und 1889 — Die Volkstümlichkeit des Volksliedes im 19. Jahrhundert“ und tritt den Beweis dafür an, daß die Initiativen des für die Volksliedforschung in Österreich so wichtigen Dezenniums zwischen 1810 und 1820 auch auf die folgenden Jahrzehnte weiterwirkten. Dies wird an den Arbeiten von Anton Ritter von Spaun, Johann Gabriel Seidl, Vinzenz Maria Stuß, Anton Werle u. a. verdeutlicht. Zugleich wird an dieser Aufzählung von Namen der Einengungsprozeß deutlich, den der Forschungsansatz Sonnleithners im Laufe des 19. Jahrhunderts erfuhr: Während er um 1819 noch auf die Erfassung möglichst aller Gattungen des Volksgesanges bedacht war, galt später die Vorliebe der Sammler oft in sehr einseitiger Weise dem Vierzeiler.

Damit ist es nun an der Zeit, daß wir uns dem neuen Band zuwenden, mit dem sich zugleich eine neue Schriftenreihe auf dem Gebiet der Volksmusikforschung präsentiert. Als Verfasser zeichnen Walter Deutsch, der Leiter des Wiener Instituts für Volksmusikforschung, und seine Mitarbeiterin Gerlinde Hofer verantwortlich, ein Team, das sich erst kürzlich bei der Herausgabe des Registerbandes zu Jg. 1 bis 15 des Jahrbuches des österreichischen Volksliedwerkes bewährte. Der gut ausgestattete und gedruckte Band stellt den ersten gegliederten Versuch dar, den reichen Bestand der Sonnleithner-Sammlung von 1819 in Katalogform übersichtlich geordnet vorzulegen. Als Gliederung diente die landschaftliche Anordnung, die das Material seinerzeit im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde erfahren hatte. Bei jeder Einsendung werden die Liedanfänge, Hinweise auf die Strophenzahl und auf den Charakter der Melodien verzeichnet. Der Katalog wird durch ein alphabetisches Verzeichnis der Liedanfänge, ein topographisches Register und ein Namensverzeichnis erschlossen. Zum ersten Mal ist jetzt ein Überblick über den Gesamtbestand der Sonnleithner-Sammlung möglich. Die einzelnen österreichischen Länder sind zwar recht unterschiedlich vertreten, dafür ist aber der Rahmen der Sammlung weit gespannt und schließt Illyrien und Dalmatien mit ein. (Die aus Böhmen herrührenden Sammelergebnisse gingen als sog. Gubernialsammlungen einen anderen Weg, vgl. J. M a r k l in *Český lid* 54, 1967, 133—144; 55, 1968, 25—36). Insgesamt weist der Katalog ungefähr 1500 Lieder nach. Das ist ein einmaliger Querschnitt durch den österreichischen Volksgesang nach Beendigung der Napoleonischen Kriege; kein anderes europäisches Land hat Vergleichbares aufzuweisen. Für Hunderte von Liedern bietet die Sonnleithner-Sammlung den ersten Beleg. Erfreulich ist es, daß der Katalog zugleich den ersten Beitrag zur Erschließung solcher Erstbelege und damit zur Auswertung des gesamten Materials unternimmt, das bisher nur durch einzelne Stichproben bekannt geworden war. Dies geschieht einmal durch die Beigabe ausgewählter Faksimiles (S. 23—66) mit transkribierten Texten und zum anderen durch ein Vorwort („Zur Bedeutung der österreichischen Volksliedsammlung von 1819“, S. 11—21). Als Verfasser zeichnet wiederum Leopold Schmidt. Er unternimmt darin eine vorläufige Aufgliederung des Gesamtbestandes nach den einzelnen Liedgattungen, nach der zeitlichen Bindung und nach der gesellschaftlichen Stellung der Einzellieder. Viele Aufzeichnungen erweisen sich als Einzelstücke, zu denen wir heute keine Konkordanzen mehr nachzuweisen vermögen, bei anderen Liedern ergibt sich eine Kontinuität von mehr als einem Jahrhundert. Auffallend ist das Vorherrschen der geistlichen Lieder, die etwa ein Drittel des Bestandes

ausmachen. Darunter befinden sich unter anderem viele Totenwachtlieder, eine Gattung, die von der „Pommer-Ära“ vernachlässigt wurde und hier nun zusammen mit dem entsprechenden Brauch als alt bezeugt gelten darf.

Mit diesem Katalogband ist eine von vielen Volksliedforschern als dringendes Desideratum empfundene Aufgabe in die Tat umgesetzt worden. Das Verzeichnis wird sich bei der Erhellung der Frühgeschichte des Volksliedes in Österreich als unentbehrliches Hilfsmittel erweisen. Der vorliegende Band ist als „Teil 1“ deklariert. Das läßt uns hoffen, daß die weiteren Bände möglichst viele Aufzeichnungen aus dem einmaligen Material enthalten werden.

Rolf Wilh. Brednich

Elfriede Grabner, Martinisegen und Martinigerte in Österreich.

Ein Beitrag zur Hirtenvolkskunde des Südostalpenraumes (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 30). 95 Seiten, mit 3 Karten. Eisenstadt 1968, Burgenländisches Landesmuseum.

Es ist erfreulich, daß die seinerzeit noch bei Leopold Kretzenbacher in Graz gearbeitete Dissertation von Elfriede Grabner nunmehr erscheinen konnte. Das Burgenländische Landesmuseum hat sich dankenswerterweise der Drucklegung angenommen, weil ja der bei weitem größte Teil des Materials aus dem Burgenland stammt. Ich habe vor fünfzehn Jahren das durch unsere Umfragen zum Atlas der burgenländischen Volkskunde gesammelte Material veröffentlicht und auf die weitere Verbreitung vor allem des Spruchgutes hingewiesen. Auch dieses Material wird in der vorliegenden Arbeit in extenso noch einmal abgedruckt, vermehrt um die von Grabner dazugesammelten Segen vor allem aus dem mittleren und südlichen Burgenland.

Text und Karten bezeugen, daß es sich um eine Erscheinung des spätmittelalterlichen Hirtenwesens mit Spruchformeln etwa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert handelt. Der ungemein dichten Bezeugung im Burgenland stehen die bei weitem dünneren in Niederösterreich und weiterhin nach dem Westen gegenüber. Die Verbreitung in Bayern, besonders in Niederbayern, im Bayerischen Wald und im angrenzenden Böhmerwald kommt klar zum Ausdruck. Man könnte zu diesen Karten heute schon so manche Deckkarte vorweisen, welche die gleiche Verbreitung einiger Kulturererscheinungen der versinkenden bäuerlichen Welt darstellt.

Der Untertitel „Hirtenkunde des Südostalpenraumes“ täuscht ein bißchen über die Tatsache hinweg, daß wir es offenbar doch mit einer nicht alpenländischen, auch nicht einer südostalpenländischen, sondern einer voralpenländischen Erscheinung zu tun haben, wobei man sich darüber im klaren sein muß, daß es ein „Voralpengebiet“ nicht nur im Norden der Alpen, sondern auch in deren Osten gibt. Die Streusiedlung im eigentlichen alpinen Bereich kennt eben diese Form des der Gemeinschaft verpflichteten Hirten nicht, und damit entfällt auch sein ganzes Glaubens-, Brauch- und Spruchgut. Die schöne, materialreiche Arbeit könnte wieder ein Anlaß dazu sein, dieses wichtige Problem vor allem der bayerisch-österreichischen Volkskunde neu durchzudenken.

Leopold Schmidt

Max Kislinger, **Bauernherrlichkeit. Alte bäuerliche Kunst.** Großformat, 370 Seiten, darunter Farbtafeln und Schwarzweiß-Abb. Linz 1969, Oberösterreichischer Landes-Verlag.

Der Linzer Maler Max Kislinger hat vor Jahrzehnten die Welt der alten bäuerlichen Volkskunst im Lande ob der Enns für sich entdeckt. Seine überaus zahlreichen Zeichnungen und Aquarelle sind 1957 in dem Band „Alte Bauernherrlichkeit“ und 1963 in dem weiteren Band „Alte bäuerliche Kunst“ veröffentlicht worden. Die beiden, auch reich textierten Bände sind inzwischen vergriffen, und der Verlag hat sich entschlossen, aus dem Bildmaterial beider Bände einen einzigen umfangreichen neuen gestalten zu lassen. Das ist, wie man sagen darf, in wirklich eindrucksvoller Weise gelungen, der Band erscheint jetzt mehr als Corpus-Werk als die beiden Einzelveröffentlichungen früher.

Textlich ist das schöne Vorwort „Volkskunst und Wesensart der Oberösterreicher“ von Franz Lipp erhalten geblieben, und die anderen Texte hat Helene Grün n nicht nur zusammengefaßt, sondern auch lesbar neu gestaltet. Man kann nun hier doch schon von einer ganzen „Volkskunst von Oberösterreich“ sprechen. Ein verhältnismäßig ausführliches Literaturverzeichnis und ein dreiteiliges Register schließen das Werk auf. — Eigentlich schade, daß der Titel nicht besagt, in welchem Ausmaß es sich doch um ein oberösterreichisches Werk handelt. Buchhändlerische Gründe sollten in einem solchen Fall doch nicht maßgebend sein. Nicht nur der Kenner weiß es, daß es hier nur um Volkskunst aus Oberösterreich geht, jeder Bibliograph muß die Landesbezeichnung sozusagen in Klammer dem Titel beisetzen, kurz, die Tatsache ist bekannt und muß auch bekannt bleiben: Warum also dann nicht gleich ein entsprechender Titel?

Leopold Schmidt

Kristian Sotriffer, **Das Salzkammergut.** Mit Beiträgen von Franz Carl Lipp und Karl Lukan. 64 Seiten Text, 8 Farbtafeln und 118 Schwarzweißabbildungen. 2 Abb. und 1 Kartenskizze im Text. Linz 1969, Oberösterreichischer Landesverlag. S 198,—.

Das vorliegende schöne Buch erweckt wie so manche, die heute erscheinen, den Eindruck, daß die Verleger nun endlich eingesehen haben, solche Landschaftsbücher seien ohne volkskundlichen Beitrag unkomplett. Nun werden gewiß schon die normalen, sehr überlegten und gut geschriebenen Kapitel dieses Buches von guten Abbildungen auch aus unserem Bereich begleitet: Bauernhäuser, Trachten, aber auch Zillen, Schiffsprozessionen, Flößer, Heuträger, Wäscherinnen, Eisschießer, dann Fetzenfasching, Mitterndorfer Strohschab, Alnzäune und Hallstätter Karnerschädel, Eisenopfer (freilich mißverständlich zu Funden aus der Hallstattzeit gestellt), Bildzeugnisse der Wolfgangsveneration, Schützenscheiben, Schwegelpfeifer (merkwürdigerweise nicht der Pfeifer tag auf der Blahalm), Schlitten, Krippen, Knappenkapellen, Glöcklerlaufen, Viechtauer Löffelreme und Rahmzwecke, man sieht, fast eine Bildvolkskunde. Aber auch im Text ist auf unser Gebiet Rücksicht genommen, Franz Lipp hat ein eigenes Kapitel „Volksart und Brauch“ beigesteuert, aus der vollen Kenntnis nicht nur des Volkskundlers, sondern auch des Salzkammergütlers, dessen Heimatliebe aus jeder Zeile heraus zu erkennen ist.

Ein lesens- und anschauenswertes Buch also.

Leopold Schmidt

Leobener Grüne Hefte 1950—1970. Einhundertzwanzig Hefte in zwanzig Jahren, herausgegeben von Franz Kirnbauer. Wien, Montan-Verlag.

Franz Kirnbauer, der Schöpfer der Bergmannsvolkskunde in Österreich, hat es in zäher Arbeit verstanden, sein Lebenswerk, die volkskundlich-kulturgeschichtliche Aufschließung des Bergwesens, der Öffentlichkeit zu verdeutlichen. Dazu dient nunmehr ein Heft „Zwanzig Jahre Leobener Arbeitskreis, 1949—1969, als „Festschrift zum zwanzigjährigen Bestehen des Ausschusses für innerbetriebliche Berufserziehung und Nachwuchsförderung — ‚Leobener Arbeitskreis‘ —“ herausgegeben und mit einschlägigen Artikeln wie dem von Kirnbauer selbst „Brauchtum in Bergbau und Hüttenwesen Österreichs“ oder jenem von Wolfgang Haid „Schachtabende und Mettenschichten“ — eine neue Form bergmännischer Feierstunden“ versehen. Auch den Artikel von Alfred Blazsich „Brauchtum im Ölfeld“ wird man zur Kenntnis nehmen.

Dieser Leobener Arbeitskreis und seine Seele, Franz Kirnbauer, geben seit zwanzig Jahren die „Leobener Grünen Hefte“ heraus, in deren stattlicher Reihe sich viele volkskundlich relevante Erscheinungen finden. Aus ihrer Reihe seien beispielsweise hervorgehoben: E. J. Czura y, Alte Bergwerksgeschichten aus Oberkärnten, dann Franz Kirnbauer, Der Idrianische Bergreim, ferner G. Montanus, Der Hüttenberger Reifant, weiters Gerhard Heilfurth, Der Vorstellungskreis vom „Bergegeist“ bei Georg Agricola und seinen Zeitgenossen.

Für das Jubiläumsjahr des Arbeitskreises hat sich Kirnbauer eine ganze Auswahl von Themen einfallen lassen, die jeweils in schmalen Bändchen dargetan erscheinen. Dazu gehören zwei Veröffentlichungen über die sagenbekannte Eisenerzer Wunderstufe, nämlich (115) Hans Pienn, 300 Jahre Eisenerzer Wunderstufe, und (118), Franz Kirnbauer, Pater Bernhard Laimingers Ehren-Rede auf die Marianische Wunderstufe vom 8. Oktober 1769. Dem Gebiet der bergmännischen Tracht und Typengestaltung gehören zwei Bändchen an, die sich mit den bergmännischen Bildern in Christoph Weigels Trachtenbuch beschäftigen: (114) Franz Kirnbauer, Christoph Weigels „Häuer“ und „Bergsänger“ (1721), und (116) Wilhelm Denk und Franz Kirnbauer, Christoph Weigels und Abraham a Sancta Claras „Bergknapp“ (1698). Und schließlich hat sich Kirnbauer seines alten Lieblingsgebietes erinnert: (117) Franz Kirnbauer, Zwei alte bemerkenswerte Bergmannslieder aus der Steyermark, worin noch einmal auch der Eisenerzer Berg-Reimen von 1655 abgedruckt erscheint.

Das wackere Unternehmen erscheint also auch in seinem zwanzigsten Bestandsjahr immer noch stattlich gefördert.

Leopold Schmidt

Das Buch vom Salzburger Land. Herausgegeben von Inge Lindt. Eingeleitet von Karl Heinrich Waggerl. 264 Seiten, mit 32 Tafeln und zahlreichen Zeichnungen im Text von Kay Krasnitzky. Wien 1969, Forum Verlag.

In der Reihe der großformatigen Landschaftsbücher des Forum-Verlages ist den schönen Bänden über den Wienerwald und über die Steiermark nunmehr ein gleichgewichtiger Band über das Land Salzburg erschienen. Wieder eine lose, aber wohlüberlegte Zusammenfügung von älteren und neueren literarischen Liebeserklärungen an das Land in und vor den Bergen und an seine Stadt, umgeben von Ausschnitten aus

älteren und neueren Schilderungen, die mit Land und Leuten bekanntmachen. Volkskundlich sind fast nur Ausschnitte aus älterer Literatur enthalten, manchmal bis ins 18. Jahrhundert zurückreichend; vor allem bis ins frühe 19., das gerade für Salzburg einige vorzügliche Schilderer ergeben hat: Friedrich Graf Spaur, „Volk und Volksfest im Pinzgau“ (1798), Ignaz Kürsinger, „Der Samsonumzug“ (1853). Aber auch etwas jüngere landschaftliche Aufzeichner sind nicht vergessen: Michael Dengg, „Die Prangstangen von Zederhaus“ und „Das Preberschießen“ (1900). Andere jüngere Brauchdarstellungen, z. B. die von Leopold Radauer „Die Perchten gehen um...“ hätte man lieber vermieden gesehen. Literarische Kleinzusammenfassungen wie die von Franz Karl Ginzkey „Das Salzburger Bauernhaus“ oder jene von Hilde Spiel „Dirndl und Wetterfleck“ stellen keinen rechten Ersatz für fachkundige Überblicke dar. Aber sie schaden auch nicht, denn schließlich sind auch die geschichtlichen und literatur- wie musikhistorischen Beiträge meist nur feuilletonistisch gehalten. Nur die „Orts- und Siedlungsnamen im Lande Salzburg“ von Maria Hornung sind von stärkerer fachlicher Einstellung. Ein Buch also mehr zum Lesen, zum Nachgesehen der Salzburger Eigenarten und Schönheiten.

Leopold Schmidt

Josef Ringler, **Alte Tiroler Weihnachtskrippen**. Zur Kenntnis ihrer geschichtlichen, volkskundlichen und künstlerischen Entwicklung. 184 Seiten, davon S. 70—178 Bildtafeln. Zeichnungen im Text. Innsbruck 1969, Universitätsverlag Wagner.

Josef Ringler, früher Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, hat vor vierzig Jahren mit seinem Buch „Deutsche Weihnachtskrippen“ die ganze neuere Krippenforschung und -darstellung eingeleitet. Es ist schön, daß ihm nunmehr noch die Gelegenheit geboten wurde, ein abschließendes Werk über die von ihm mit besonderer Liebe gesammelten und erforschten Tiroler Krippen vorzulegen.

Es ist ein Buch der großen Kenntnis, der Erkenntnisse aus einer beinahe ununterbrochenen Beschäftigung mit dem Gegenstand, die bis zur liebevollen Aufstellung der Figuren geht, mit der sich beiläufigere Kenner nie befassen. Dementsprechend kann Ringler das „Alter der Tiroler Krippe“ ohne Spekulationen darstellen, und den „Krippen in der Stiftskirche von Neustift und in der ehemaligen Jesuitenkirche von Hall“ ihren besonderen Platz zuweisen. Von den ältesten „Hauskrippen mit geschnitzten Figuren“ läßt sich verhältnismäßig wenig sagen, die „gekleideten Krippen“ spielen wie in Italien und in Süddeutschland so auch in Tirol ihre ganz besondere Rolle. Die Behandlung der „Kirchenkrippen von Götzens, Birgitz und Axams“ zeigt die Bedeutung der barocken Kirchenkrippe überhaupt, von den Krippensammlern oft unterschätzt. Hier findet sich (S. 59) übrigens auch der Hinweis darauf, daß die berühmte Jaufenthaler Krippe des Museums in der Wiener Laudongasse eigentlich die Kirchenkrippe der Basilika von Wilten gewesen sein dürfte. Wichtig ist der Abschnitt „Barocke Aufstellungsschemata in Nordtiroler Krippen“, weil er zeigt, daß die Figuren nicht willkürlich-geschmäcklerisch aufgestellt wurden. An den Überblick über die Kirchen- und Hauskrippen des späteren 18. Jahrhunderts“ schließen sich die Kapitel über wichtige spätbarocke Krippenkünstler an, die sich nach Namen, mitunter auch nach Familien erfassen lassen, also vor allem die Familie Probst, dann Franz Xaver Nissl und schließlich Johann

Giner der Ältere und seine Schule. Auf diesem Gebiet hat Ringler als Kunsthistoriker immer sein hohes Qualitätsgefühl und sein Zuordnungsvermögen bewiesen, es ist erfreulich, daß seine Beobachtungen hier noch einmal zusammengefaßt erscheinen.

Die nachbarocke Zeit mit ihren „Bretterkrippen“, den „Papierkrippen“, den nazarenischen Krippen und schließlich auch den „orientalischen“ Krippen wird selbstverständlich auch behandelt, doch nur mit verständlicher Kürze. Über einige der mitunter signierenden und datierenden Krippenmaler, wie beispielsweise Georg Haller in Götzens würde man sich ausführliche Untersuchungen wünschen, über die vorhandene Lokalliteratur hinaus und mit Einbeziehung des ganzen Materials, da es sich vermutlich um vielseitigere Volkskünstler von Niveau gehandelt hat.

Die Abbildungen sind nicht nur reich an Umfang, sondern auch bedeutend an Qualität, wie bei einem Buch von Ringler eigentlich selbstverständlich. Ein trotz einer gewissen Gedrängtheit des Textes und einer deutlichen Zurückhaltung gegenüber abweichenden, mitunter dilettantischen Ausführungen von anderen Seiten doch ganz vorzügliches Buch.

Leopold Schmidt

Karl-Heinz Werner, Die Almwirtschaft des Schnalsertales unter Einbeziehung der Herdenwanderungen ins innerste Ötztal (= Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. II, Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 20). 300 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln. Innsbruck 1969, Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung.

Im Gefolge der bedeutenden Arbeiten von Nikolaus Grass und als Dissertation bei diesem Innsbrucker Rechtshistoriker ist hier eine Monographie über ein Südtiroler Tal entstanden, dessen Almwirtschaft bisher noch unbearbeitet war. Die Gesamtgeschichte des Tales hat Franz Huter in seine Obhut genommen, von ihm ist eine ganze Monographie über das Schnalsertal zu erwarten. Das Schnalsertal ist für uns nicht zuletzt deshalb von Bedeutung, weil der Almweg vom inneren Ötztal über den Alpenhauptkamm hier immer schon nach dem Süden führte, und der hohe Übergang durchaus nicht die Zusammengehörigkeit von Vent einerseits und Schnals andererseits störte, bis eben die Politik des 20. Jahrhunderts eingriff.

Die Arbeit ist im geographischen, almwirtschaftlichen und almrechtlichen Teil sicherlich recht gut, durchwegs aus Quellen und auch nach persönlichen Befragungen bearbeitet. Die für uns wichtigen „Almwirtschaftlichen Verhältnisse“ behandeln Almauftrieb, Almbewirtschaftung, Almpersonal, Viehwartung, Almbetrieb und Almrechnung, mit dem immer wieder erneuten Versuch, den Gegenwartsbestand festzustellen, ihn zum Teil von der Vergangenheit, also von der ehemaligen Schwaighofwirtschaft her zu verstehen. Die Eigenarten des rein männlichen Betriebes kommen nicht so klar zur Geltung, von den Geräten (Peitschen, Melkschemeln) ist nicht die Rede. Ein eigener Abschnitt umfaßt „Brauchtum und Almwirtschaft“, wobei dem religiösen Brauchtum viel Raum eingeräumt wird. Die Sagen stammen durchwegs aus den alten Sammlungen, hier wird eher versucht, an „tatsächliche Vorkommnisse“ usw. anzuknüpfen, als etwa im Sinn der Sagenforschung selbst vorzugehen, obgleich die Almgeister-Artikel des unvollendeten Handwörterbuches der deutschen Sage (von Karl Haiding bearbeitet) schon entsprechende Hinweise geboten hätten.

So wird man eine derartige, die kleinlandschaftlichen Verhältnisse in rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht genau erfassende Arbeit doch von der Volkskunde her als nachbarliche Hilfeleistung auffassen, und für das, was sie an bisher unbekanntem Aufzeichnungen usw. bietet, dankbar sein, auch wenn man weiß, daß es für eine Almen-Volkskunde noch andere Möglichkeiten gibt.

Leopold Schmid t

Hans Fink, Verzaubertes Land. Volkskult und Ahnenbrauch in Südtirol. 424 Seiten, 12 Bildtafeln mit 16 Abb. Innsbruck 1969. S 360,—.

Es fällt schwer, ein solches Buch zu besprechen. Man hat in den letzten Jahren bei so manchem volkskundlich gemeinten Buch aus Tirol erlebt, daß sich zunächst niemand ein Urteil abzugeben traut, und wenn man dann schließlich doch eine Rezension schreiben mußte, dafür unter Umständen direkt beschimpft werden konnte. Die Bücher von Norbert Mantl etwa haben solche Schwierigkeiten mit sich gebracht, und das umfangreiche Werk von Friedrich Haider mußte ebenfalls kritisch behandelt werden, nicht nur etwa von Wien, sondern genauso auch von München aus. Fachvertreter sehen die Dinge eben doch anders als interessierte Laien.

Dem ausgesprochen kundigen Privatsammler Fink in Brixen, der schon viel veröffentlicht hat, tritt man bei einem so schön aufgemachten Buch nicht gern mit derartigen Hinweisen entgegen. Was er in Anlehnung an die Neuausgabe der Schriften von Christian Caminada („Die verzauberten Täler“) hier über das deutschsprachige Südtirol (als das „Verzauberte Land“) zu sagen hat, beruht vielfach auf eigener Aufzeichnung sowie auf der geschickten Einbindung der überaus reichen Lokalvolkskunde, wie sie vor allem in den kleinen Beiträgen des „Schlern“ seit Jahrzehnten geboten wird. Das geht so von den Caminada-Kapiteln „Steinkult“, „Feuerkult“, „Wasserkult“ zu „Baum-, Feld- und Pflanzenkult“ wie zum „Tierkult“, und selbstverständlich schließen „Heidnische Spuren in christlicher Zeit“ an. Und auch ganz selbstverständlich heißt es da etwa (S. 144): „In einer uralten Sage von Latzfons werden unverkennbar die zwölf Asen lebendig“. Man ist schon froh, wenn es (S. 213) heißt: „Von einem ‚Wode-Gode‘ hat sich in Südtirol keine Erinnerung erhalten“. Zu den vielen Aufzeichnungen, die Fink tatsächlich festzuhalten weiß, treten also immer wieder aus einer zumeist recht veralteten Literatur herausgelesene Deutungen, die schon zur Zeit Zingerles fraglich waren. Wenn man sein Exemplar des Buches mit Randbemerkungen versehen wollte, würde man bei den vierhundert Seiten schließlich zu mindestens achthundert Fragezeichen kommen. Sachliche und nicht minder sprachliche Schwierigkeiten, Kurzschlüsse vor allem erschweren das fachliche Lesen dieses Buches, das man seiner Materialfülle und Beobachtungsfrische wegen doch gern begrüßen würde.

Leopold Schmid t

Walter Weinzierl, Sagen aus Dornbirn. Gesammelt von —. Dornbirn, Vorarlberger Verlagsanstalt, 1968. 96 Seiten, 1 Zeichnung.

In einer Bibliographie zur Volkskunde von Vorarlberg wäre für das Jahr 1944 ein schmales Sagenbändchen „Vom alten Glauben. Sagen aus dem Kreis Dornbirn“ von Walter Weinzierl und Theo Bildstein zu verzeichnen. Es lag die Vermutung nahe, daß die vorliegende neue Sagensammlung desselben Verfassers eine Wiederholung dieser älteren, weitgehend unbekannt gebliebenen Sagenedition sein könnte. Ein Ver-

gleich des Materials zeigt jedoch, daß es sich um eine eigenständige örtliche Sagensammlung handelt, die als solche gewiß verdienstvoll ist und hier auch ausdrücklich begrüßt werden soll. Immerhin waren es die Sagensammlung des Jahres 1944 und, noch früher, die Fragebogenerhebungen zur Vorbereitung des Dornbirner Stadtbuches von 1931, die anregend für eine neuerliche Beschäftigung mit den Sagen von Dornbirn gewirkt haben. Der Verfasser hatte schon vor 25 Jahren mit Hilfe der Schulleitung die Dornbirner Lehrerschaft veranlaßt, in allen Schulen von den Kindern als Hausaufgabe eine örtliche Sage aufschreiben zu lassen. Hinzugekommen sind auch Mitteilungen von Gewährsleuten der Dornbirner Bildungsschicht. Unmittelbare Aufzeichnungen aus dem Mund alter Dornbirner wurden gleichfalls in die Sammlung aufgenommen, ihr Anteil ist jedoch nur klein. Will man darüber hinwegsehen, daß die Sagenwiedergabe auf diesem Weg der Aufzeichnung manches vom ursprünglichen Charakter der mündlichen Überlieferung (Mundart, volkstümliche Diktion usw.) eingebüßt hat, so dürfte es für eine neue Sagensammlung jedoch nicht mehr zulässig sein, daß jeglicher Herkunftsnachweis (Ort und Zeit der Aufzeichnung, Daten über die Gewährspersonen) beim einzelnen Dokument fehlt. Weinzierl hat überdies Sagen aus älteren Vorarlberger Sammlungen (F. J. Vonbun) in sein Buch aufgenommen. Der Nutzen ist nicht recht ersichtlich, da Vonbuns Sagensammlung ja in einer neuen Ausgabe greifbar ist. Jedenfalls hätte der Verfasser auch in diesem Fall an Stelle des recht allgemeinen Hinweises „Aus Dr. F. J. Vonbuns Sagen“ genaue Zitate bringen müssen. Zur besseren Orientierung für den späteren Benützer seien die entsprechenden Verweise hier nachgeholt: „Die armen Seelen irrlichtern im Ried“ (S. 26) findet sich wieder bei F. J. Vonbun, „Die Sagen Vorarlbergs“ 2. Aufl. hg. von Hermann Sander (Innsbruck 1889), auf Seite 120 und in der Ausgabe von Richard Beitzl (Feldkirch 1950) auf S. 67; — „Der Tischlers erste Frau“ (S. 30) auf S. 120 bzw. S. 70; — „Mutter und Kind“ (S. 31) auf S. 102 bzw. 69; — „Die Alte aus der Kehlen“ (S. 32) auf S. 116 bzw. 68; — „Der Geist beim Pestbild“ (S. 35) auf S. 114 bzw. 73; — „Der Pfifer“ (S. 36) auf S. 116 bzw. 66; — „Bündlittenbock“ (S. 40) auf S. 115 bzw. 65; — „Der Geist im Hohlweg“ (S. 51) auf Seite 115 bzw. 64; — „Das alte Mütterlein auf der Spinnstubat“ (S. 60) auf S. 132 bzw. 61; — „Halterdorf“ (S. 79) auf S. 257 bzw. 72; — „Rochusses“ (S. 80—81) auf S. 257 bzw. 74; — „Die Eidechse und die Schlange“ (S. 87) auf S. 183 bzw. 62; — „Der Sechste“ (S. 92—93) auf S. 82 bzw. 71. Sollte der Verfasser jedoch beabsichtigt gehabt haben, noch einmal alle greifbaren Sagenaufzeichnungen für Dornbirn geschlossen zu publizieren, dann hätte er auch auf die jüngeren Aufzeichnungen verweisen müssen, etwa bei Richard Beitzl, „Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg“ (Feldkirch 1953), wo auf den Seiten 91 bis 129 einiges für Dornbirn abfällt, u. a. auch Varianten zu den sagenhaften Berichten über den „Felssturz am Breitenberg“. An dieses Beispiel und an manche andere Erzählung hätte sich die eine oder andere sagenkundliche Betrachtung anknüpfen lassen. Aber der Verfasser hat anscheinend nicht die Absicht gehabt, seine Sammlung nach irgendeiner Richtung hin auszuwerten. Es fehlt auch jeglicher Kommentar; nicht einmal Wörter, die nur Lesern mit genauer Lokalkenntnis verständlich sein dürften, erfahren hier eine kurze Erklärung. Von einer zusammenfassenden Darstellung der Dornbirner Sagen und ihrer Erzähler kann auch nicht die Rede sein. Da bieten auch die einleitenden Bemerkungen über „Die Sage“ von Rudolf Fischer keinen Ersatz. Wenn dort z. B. nachzulesen ist „Wodan, von den alten Germanen als ihr oberster Gott angesehen, als Führer der

‚Wilden Jagd‘ und des ‚toten Heeres‘, spukt und geistert auch heute noch hierzulande einmal da, einmal dort, wenn über ‚Woutas‘ die Rede ist“ —, dann muß man schleunigst hinzufügen, daß Wodan diese Tätigkeit doch nur noch in den Hirnen verspäteter Sageninterpreten ausübt. So wird man sich also an den in 87 Erzählungen dargebotenen Stoff halten müssen, den der Verfasser in die folgenden Kapitel unterteilt hat: Vom Nachtvolk und vom wilden Heer — Es geistert in Berg und Tal — Aus Dornbirns frühen Tagen — Was man von Schlössern und Burgen munkelt — Wo verborgene Schätze zu finden sind — Von Hexenmeistern und Hexen — Sonstige Sagengestalten — Als die Pest wütete und würgte — Verschiedene sonstige (sic!) Sagen.

Klaus Beitzl

Walser Museum, Gemeinde Mittelberg, Kleinwalsertal. Führer durch die Schausammlung. Herausgeber Gemeinde Mittelberg. Schriftleiter Elmar Vonbank. Riezlern 1969. 132 Seiten, XL Tafeln. (= Führer durch Vorarlberger Heimatmuseen 3: Walser Museum Riezlern).

Es wird in dieser Zeitschrift noch in einem eigenen Bericht über Werden und Leistung des neuen Walser Museums im Vorarlberger Kleinwalsertal zu berichten sein. Hier soll darauf hingewiesen werden, daß mit dem Eröffnungstag im Frühsommer 1969 den Museumsbesuchern bereits ein umfangreicher Führer durch die Schausammlung in die Hand gegeben wurde, der, um es gleich zu sagen, in seiner Art als muster-gültig bezeichnet werden kann. Eine etwas eingehendere Würdigung ist somit angezeigt.

Die ersten Seiten enthalten u. a. eine Übersicht über die „Geschichte des Museums“. Die ersten Ansätze für die Begründung einer einschlägigen Sammlung waren bereits vor 60 Jahren zu beobachten, doch erst der energische und zielstrebige Einsatz des gegenwärtigen Bürgermeisters Walter Fritz schuf alle jene Voraussetzungen, die die Verwirklichung des Planes durch den Direktor des Vorarlberger Landesmuseums Dozent Dr. Elmar Vonbank und seinen Mitarbeiter Franz Metzler erlaubten. Es folgen mehrere „Einführende Beiträge“, in denen in geraffter Form einzelne Kapitel der Heimatkunde des Kleinwalsertales zur Sprache kommen: Die Autoren dieser Beiträge sind zum Teil führende Fachleute des Landes: „Aus der Erdgeschichte“ (Walter Krieg), „Geographisches“ (Kunibert Rauch), „Gericht Mittelberg“ (Karl Heinz Burmeister), „Flurnamen“ (Alfons Köberle), „Fremdenverkehr und Sport“ (Kunibert Rauch und Josef Schugg), „Zur Tracht“ (Franz Metzler), „Musik und Lied“ (Wilhelm Fritz), „Tanz“ (Gottlieb Kessler), „Schützenverein“ (Sepp Ritsch), „Genealogie“ (Alfons Köberle).

Die im engeren Sinn als volkskundlich anzusprechenden Beiträge sind noch wenig zahlreich und behandeln nur wenige Teilgebiete. Es bekundet sich hierin die bisher lückenhafte volkskundliche Sammlung und Forschung in dieser Talschaft im äußersten Norden Vorarlbergs. So erfährt der Leser auch, daß ein sehr großer Teil des ausgestellten volkskundlichen Gutes für den Zweck der diesjährigen Museumseröffnung überhaupt erst bei den bauerlichen Letztbesitzern im Kleinwalsertal zusammengetragen werden mußte. Direktor Vonbank hat mit Unterstützung einer ganzen Reihe namentlich erwähnter Helfer im Mai und Juni 1969 eine richtiggehende Aktion zur Bergung verfügbaren Kulturgutes im Walsertal durchgeführt. Erst auf dieser Grundlage wurde die Schau in ihrem gegenwärtigen Umfang von ungefähr 1000 Objekten

möglich. Der stattliche Katalog mit seinen vorerst nur kurzen, jedoch stets präzisen Angaben zu den einzelnen Gegenständen und der überaus reiche Bildteil (40 Tafeln!) geben ein beredtes Zeugnis vom Erfolg dieses Unternehmens. Auf drei Räume und 30 Vitrinen verteilt, sieht sich der Besucher des Walser Museums nunmehr einer im besten Sinn heimatkundlichen Schau gegenüber; unter den volkskundlichen Themen wird man im einzelnen vermerken: Raum I / Lebensraum, Geschichte, Arbeit (Haus und Siedlung; Heuen; Viehzucht; Alpwirtschaft; Sennerei; Bäuerliches Arbeitsgerät; Handel und Verkehr; Handwerk) — Raum II / Kulturelles (Tracht; Musik, Lied, Tanz; Brauch im Jahreslauf; Brauch im Lebenslauf; Schützenwesen; Volksmedizin; Religiöse Volkskunst und Wallfahrten, Devotionalien, Plastik, Gemälde, Hinterglasmalerei, Votivtafeln) — Raum III / Stube, Kammer, Küche.

Das ist fürs erste eine sehr ansehnliche Leistung, mit der sich die Bearbeiter der Ausstellung und des Kataloges jedoch nicht begnügen möchten. Vonbank schreibt selbst am Ende seines Vorwortes: „Genau 60 Jahre nach den ersten ernsteren musealen Regungen im Tal ist das Walser Museum mit seinen entsprechend gesicherten kulturgeschichtlichen Sammlungen verwirklicht und der Öffentlichkeit und Forschung in anschaulicher und moderner Darbietung zugänglich. — Nun hat die wissenschaftliche Auswertung einzusetzen.“ In der sieben Seiten umfassenden Bibliographie über das Kleinwalsertal am Ende des Kataloges bietet sich hierfür sogleich ein sehr nützliches Arbeitsmittel; sie wertet den Museumsführer außerdem zu einer kleinen Landschaftsmonographie handbuchartigen Charakters auf.

Klaus Beitzl

Gottscheer Volkslieder. Gesamtausgabe. Auf Grund der Sammlung Hans Tschinkel und der Vorarbeiten von Erich Seemann mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchives herausgegeben von Rolf. Wilh. Brednich, Zmaga Kumer und Wolfgang Suppan. I. Band: **Volksballaden.** Herausgegeben von Rolf. Wilh. Brednich und Wolfgang Suppan. Mainz 1969, B. Schott's Söhne. 440 Seiten, mit Melodien, 1 Karte.

Die alte Sprachinsel Gottschee in Krain besteht längst nicht mehr, aber was dort einstmals aufgezeichnet wurde, das hat sich erhalten. Vor allem die Sammlung Hans Tschinkel, die einstmals im Auftrag des Österreichischen Volksliedunternehmens angelegt wurde, und 1912 druckfertig vorlag. Diese ungemein reichhaltige, vorzügliche Sammlung stellt praktisch den Grundstock zu dieser nun endlich erfolgten Ausgabe dar, von deren vier geplanten Bänden nunmehr hier der erste Band vorliegt.

Eine ausführliche Einleitung kennzeichnet die Sammlung und die viele Arbeit, die daran gewendet wurde. Eine sehr genaue Bibliographie zeigt, daß bis zur Gegenwart so manche Österreicher auch nach dem Ankauf der Sammlung Tschinkel durch das Deutsche Volksliedarchiv noch auf diesem Gebiet tätig waren, so Karl Horak, Richard Wolfram, Maria Kundgraber. Der vorliegende erste Band legt nicht weniger als 124 Balladen vor, davon viele in mehreren Varianten. Begrüßenswert erscheint mir, daß zunächst eine knappe Inhaltsangabe des betreffenden Liedes gegeben wird. Dann folgen Text und Melodie, und unterm Strich ist der schwierige Mundarttext schriftdeutsch übersetzt. Da ist also zunächst einmal vom Stofflichen, von der Balladengeschichte her für Verständlichkeit und Benützbarkeit gesorgt. Die Kommentierung soll

erst im vierten Band erfolgen, darauf wird man wohl noch einige Zeit warten müssen.

Angesichts des offenbar vorzüglich gearbeiteten ersten Bandes wird man aber jetzt schon dem Werk gute Fortführung und rasche Vollendung wünschen dürfen.

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, **Kynocephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung**. Vergleichende Studien zu Mythen, Sagen, Maskenbräuchen um Kynocephaloi, Werwölfe und südslawische Pesoglavci (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Bd. V). 145 Seiten, 10 Abb. im Text und 7 Kunstdrucktafeln. München 1968, Verlag Dr. Rudolf Trofenik. DM 48,—.

Vorstellungen von menschengestaltigen, aber tierköpfigen Glaubensgestalten, Götter und Dämonen, sind alt, im Vorderen Orient bis in die Steinzeit zu verfolgen. Eindrücke von diesen ältesten belegbaren Mischwesen haben wohl alle Nachbarn aufgenommen und zu eigenen Glaubenszügen werden lassen. Es sind Maskierungen ebenso wie Spottnamen, Greuelgeschichten wie Heiligenlegenden daraus geworden. An manchen Stellen und zu manchen Zeiten haben sich die Vorstellungen verdichtet, sind die Geschichten über die fürchterlichen Nachbarn, die Hundsköpfe hätten, stärker kolportiert worden als andernorts.

Kretzenbacher hat sich mit dem ganzen Komplex dieser in sich ungleichartigen Vorstellungen, dieser aber mitunter auch motivgleichen Sagen und Verbildlichungen jahrzehntelang beschäftigt. Die literarische Gestaltung der Motive in der slovenischen und kroatischen Nachbarschaft hat ihn schon früh beeindruckt, von dort ließen sich die Fäden zu den antiken Kynocephalen ebenso wie zu den langobardischen Weihekriegern ziehen, nordische und baltische Traditionen erwiesen sich als in irgendeiner Form mit südöstlichen Überlieferungen verwandt. Die östlichen Heiligenlegenden, nicht zuletzt Text- und Bildüberlieferungen vom hundsköpfigen hl. Christophorus erwiesen, in welcher Form auch das Christentum mitunter an solchen Traditionen Anteil haben konnte. Die Westkirche hat sie nicht integriert, und wo ältere Ikonographen mitunter einen hundsköpfigen Christophorus zu erblicken glaubten, beispielsweise auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Angers, da hat Kretzenbacher feststellen können, daß dem nicht so sei (S. 65).

So zeigt das schmale Buch, das zunächst viele Stoffbereiche zu umfassen scheint, die miteinander kaum etwas zu tun haben, wie durch eine intensive vergleichende Betrachtung derartige alte motivgeschichtliche und ikonographische Fragen noch wesentlich geklärt werden können. Es gehört zu den großen Gewinnen einer derartigen kritisch eingestellten Nachprüfarbeit, daß das Material in unaufhörlicher Siebung nunmehr als geläutert angesehen werden kann. Auch das von Rudolf Much einst und dann von Otto Höfler zusammengetragene Material über die hunds- und wolfsköpfigen Germanenkrieger wird nicht nur herangezogen, sondern auch kritisch gemustert. Was man sich früher dabei an „totemistischen“ Prägungen vorgestellt haben mag, erscheint nunmehr weit stärker dem Bereich der Volkserzählung, der Anekdote, dem Nachbarnschimpf zugeordnet. Es bleibt selbstverständlich noch genug an kaum lösbaren Resten, derartige alte Komplexe sind nun einmal nicht durch eine einzelne oder gar einseitige Interpretation aufzulösen.

Von Einseitigkeit aber ist Kretzenbachers Buch weit entfernt. Mit der Kenntnis des Weitgewanderten und Vielsprachigen läßt er jedem Sonderkomplex in jeder Sprach-, Volks- und Kulturgruppe ihr Recht werden, und deutet nur die eventuellen verbindenden Fäden gelegentlich an. So liest man die stoffreichen, quellenbelegten Kapitel mit dem Gefühl, von einer sicheren Hand durch ein an sich unsicheres, ja wegloses Gelände geführt zu werden, und ist dementsprechend dankbar für dieses Geleit.

Leopold Schmidt

Karl Spieß, Der Vogel. Bedeutung und Gestalt in sagtümlicher und bildlicher Überlieferung (= Aus Forschung und Kunst. Herausgegeben vom Geschichtsverein für Kärnten, geleitet von Gotbert Moro, Bd. 3). 180 Seiten, mit 39 Zeichnungen im Text von Fride von Miller-Hauenfels, und 58 Abbildungen auf Tafeln. Klagenfurt 1969, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten. S 210,—.

Zwölf Jahre nach dem Tod von Karl Spieß erscheint nunmehr dieses Werk aus seinem Nachlaß, zunächst von seiner Witwe, schließlich von Alice Schulte betreut und endlich der Drucklegung zugeführt. Ein Werk der Pietät also, der Erinnerung an den großen Anreger der Volkskunstforschung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Sieht man näher zu, dann stellt es sich heraus, daß Spieß, wie auch in anderen Fällen, eine Arbeit aus seiner Frühzeit immer weiter bereichert, durch Nachträge und neu bekanntgewordene Bildzeugnisse vergrößert hat. Es handelt sich im wesentlichen um die einstmals so wichtige Untersuchung „Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XLIV, 1914, S. 17 ff.). Dieser Vortrag von 1912, diese Veröffentlichung von 1914 mit dem erstmaligen Versuch, zwischen den verschiedenen Tierdarstellungen, den Aquamanilen wie den Hostientauben usw. innere Zusammenhänge als „Behälter des Unsterblichkeitstrankes“ (— und wohl auch der Unsterblichkeitsspeise —) aufzudecken, und sie gemeinsam den Märchenüberlieferungen vom Schicksalsvogel zuzuordnen, diese Arbeiten aus der Blütezeit der „Wiener mythologischen Schule“ haben also Spieß ein Leben lang nicht losgelassen, genauso wie ihn die Suche nach den Verzweigungen des „Lebensbaumes“ ja auch nie ganz aus ihrem Bereich entlassen hat.

Man kann sich mit einer über ein halbes Jahrhundert alten Arbeit, ihren ganz verschiedenschichtigen Materialien und ihrer apodiktischen Darstellungsweise nicht mehr kritisch auseinandersetzen. Dazu wäre eine Neuaufarbeitung des Gesamtbereiches erforderlich, wozu aber heute kaum jemand in der Volkskunstforschung bereit oder auch nur geschult sein dürfte. Manchmal hat man den Eindruck, als ob Spieß und seinen Arbeiten eigentlich ein verwandtes Schicksal wie seinem freilich weltweit bekannter gewordenen Zeitgenossen Sigmund Freud zuteil geworden ist: Man weiß, daß damals etwas Neues in unserem Fach begonnen hat, und einige Schlagworte sind allgemein bekannt geworden, ja werden bis zum Überdruß immer wieder verwendet. Nach den tatsächlichen Grundlagen, nach der wirklichen oder nur fiktiven Solidität der Basis dieser Erkenntnisse fragt man nicht, entweder, weil man sie annimmt, oder weil man sie von vornherein negiert, ablehnt. Beides entspricht nicht unserem Forschungsgang, ernsthafte Nachprüfungen wären besser

als kritiklose Annahmen oder Ablehnungen. Aber dazu wäre freilich auch ein Wissen, vor allem eine Kenntnis des Bildquellenstoffes notwendig, wie Spieß es besessen hat, und wenigstens ein Gran jener Intuition, wie sie dem im Innersten künstlerisch eingestellten Forscher eigen war. Es wäre schön, wenn sich der eine oder andere Volkskundler jüngerer Generation einmal fragen würde, ob er das eine oder andere, oder gar beides dranwenden könnte, damit eine fruchtbare Kritik des Spießschen Lebenswerkes zu versuchen. Die schöne Klagenfurter Ausgabe des nachgelassenen „Vogel“-Buches wäre vielleicht ein Anlaß dazu.

Leopold Schmidt

Herbert Jankuhn, Vor- und Frühgeschichte (sc. der deutschen Agrargeschichte) vom Neolithikum bis zur Völkerwanderungszeit. Mit Beiträgen von Harald Jankuhn, Eberhard May und Ulrich Willerding (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. I) 300 Seiten mit 83 Abb. und 16 Bildtafeln. Stuttgart 1969, Verlag Eugen Ulmer. DM 46,—.

Die bisher vierbändige „Deutsche Agrargeschichte“, herausgegeben von Günter Franz, findet sich nunmehr nach vornehin ergänzt durch einen sehr wertvollen Band. Der bibliographisch unvollständige Titel (wir haben ihn oben sinngemäß ergänzt) zeigt an, daß der Prähistoriker Jankuhn die Vorläufer der Landwirtschaft auf heute deutschem Boden darzustellen versucht. Praktisch also fast durchwegs Erscheinungen, die man noch nicht als „deutsch“ bezeichnen kann, und von denen sich auch kaum sagen läßt, ob sie für die spätere deutsche Agrargeschichte von Belang waren. Aber für jeden Vergleich sind diese Ausführungen dennoch von Wert, wenn auch die für uns wesentlichen Kapitel vom „Keltischen Erbe“ über „Die Römer an Rhein und Donau“ bis zur Völkerwanderung knapp gehalten sind (S. 114—184), woraus hervorgeht, daß wir agrargeschichtlich über diese Epochen ziemlich wenig wissen. Zudem sind die eigentlich agrargeschichtlichen Kapitel noch von Rahmenkapiteln eingefaßt, etwa „Handel und Verkehr“ oder „Gesellschaftliche Gliederung“, die für das Hauptthema doch wenig ergeben.

Dafür finden sich nun die Exkurse, die nicht von Jankuhn stammen, nämlich „Ursprung und Entwicklung der Kulturpflanzen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ von Ulrich Willerding, „Ursprung und Entwicklung der frühesten Haustiere“ von Eberhard May, und „Sprachzeugnisse zur frühesten Geschichte der Landwirtschaft“ von Harald Jankuhn. Wer seine Sachindogermanistik einigermaßen gelernt hat, wird nicht allzuviel Neues darin finden. Er wird vielleicht bedauern, daß von den Arbeitsgeräten und Arbeitsmethoden, worüber in den letzten Jahrzehnten doch viel gearbeitet wurde, wieder nichts enthalten ist. Von den vielen Bildzeugnissen, die sich heute zumindest für das Mittelalter schon auswerten lassen, ist gar kein Gebrauch gemacht, wenn man von den wohlbekannten Darstellungen auf den Situlen absieht (S. 77 bis 80), die aber auch lange vor der „deutschen“ Agrargeschichte liegen. Das betreffende Kapitel ist dann auch richtig mit „Nahrungswirtschaft“ überschrieben, was eher die Hereinziehung der Siedlungs- und Flurformengeschichte ermöglicht. Das geistige, eventuell religiöse und mythische Element, in der ländlichen Wirtschaft immer von größter Bedeutung, wird in der ganzen Darstellung nicht herangezogen.

Im Zusammenhang mit den anderen Bänden des sehr unterschiedlich gearbeiteten Werkes bedeutet diese Ur- und Frühgeschichte der deutschen Agrargeschichte aber auf jeden Fall eine beträchtliche Bereicherung.

Leopold Schmidt

Wolfgang Brückner, **Populäre Druckgraphik Europas: Deutschland** vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Großformat, 232 Seiten, mit 61 Schwarzweiß-Abbildungen, 91 zweifarbigen und 47 vierfarbigen Abbildungen. München 1969, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 150,—.

Die Reihe bibliophil schöner Bände mit volkstümlicher Graphik hat zuerst Italien und Frankreich behandelt. Das war vermutlich sehr gut so, denn nun kann sich der Deutschland — im alten Sinn — gewidmete Band davon gut abheben.

Es ist ein vorzügliches, nicht nur schön ausgestattetes, sondern vor allem fleißig gesammeltes und geistig durchdrungenes Buch geworden. Brückner hat als Nachfolger bedeutender deutscher Sammler und Darsteller wie Spamer, Fraenger, Rosenfeld usw. das Material, das sich als so überraschend vielseitig erweist, nicht nur genau in Augenschein genommen, sondern vielleicht stärker als seine Vorgänger die eigentlich volkskundliche Bedeutung dieser Einblattdrucke, Flugblätter, Bilderfolgen, Ausschneidebogen, Wandbilder usw. zu erfassen versucht. Die immer wieder erkennbaren Zusammenhänge der Einzelercheinungen mit dem ganzen großen und dichten Gewirk von Stoffen, Motiven, aber auch Formen und Beschriftungen treten von der Einleitung an deutlich hervor. Kolorierte Flugblätter aus dem Siebenjährigen Krieg sind nicht nur sie selbst, sondern bieten unter Umständen auch die Grundlage für den Collage-Schmuck der Linzer „Reitermöbel“. Solche vor allem dem volkskundlichen Museologen vertraute Gesichtspunkte begegnen immer wieder. Brückner sieht die Einzel- und Gruppenercheinungen von den frühen Holzschnitten bis zu den späten Farbdrucken in ihren tatsächlichen „volkstümlichen“ Verbindungen.

Die Fülle des Materials, von den Abbildungen aufs nachdrücklichste unterstrichen, kann in einer kurzen Anzeige nicht annähernd gewürdigt werden. Maßgebend erscheint, daß Brückner sehr viele gut bekannte Stücke in die jeweiligen größeren Zusammenhänge zu rücken versteht, und unbekanntes, kaum jemals schon abgebildete, die er in den vielen Museen und Privatsammlungen gefunden hat, dazustellen, so daß ein sehr organisch wirkender Ablauf entsteht. Die innere Gliederung braucht hier bloß wiederholt zu werden: Spätmittelalter, Jahrhundert der Reformation (mit vielleicht merkwürdig klingenden Worten darüber, S. 41), Gegenreformation und Barock, Aufklärung und galante Zeit, die Epoche der bürgerlichen Revolution, der Umbruch des Industriezeitalters, Tendenzen im 20. Jahrhundert. Die Heranführung an die unmittelbare Gegenwart ist gut gemeint, doch verhindern hier fehlende sammlerische Vorarbeiten wohl noch genauere Einblicke. Der großstädtische Wandschmuck, die politische Bebilderung der Arbeiterwohnungen, schon früh von studentischen Vorbildern abhängig, kommt noch zu kurz. Kein Vorwurf gegen Brückner, sondern gegen das Auslassen des sammlerischen Griffes in unserem Jahrhundert. Wenn heute vielfach der alte — unklare — Volkskunst-Begriff bekämpft wird, so sicherlich auch deshalb, weil die tatsächlich vorhandene „populäre Kunst“, um einmal bei diesem

Behelfswort zu bleiben, noch nicht geschätzt, vor allem von den Museen kaum erfaßt und selbstverständlich nicht bearbeitet und ausgestellt wird.

Alle diese Gedankengänge werden bei Brückner auch spürbar, mitunter in seiner eigentümlichen, angriffslustigen Sprache, die vielleicht nicht immer für die Sache nützlich ist. Aber gerade deshalb muß betont werden, daß sein Werk sachlich vorzüglich ist. Auch sein Abbildungsverzeichnis, seine „Beschreibung der Herstellerzentren populärer Druckgraphik und ihrer Offizinen im deutschen Sprachbereich“ — mit Berücksichtigung von Graz, Linz, Prag und Wien — und sein außergewöhnlich reiches Literaturverzeichnis. Gerade an diesen Schlußabschnitten wird die ganze nächste Generation von volkskundlichen Museumsleuten lernen können.

Leopold Schmidt

Ingeborg Weber-Kellermann, **Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften** (= Sammler Metzler, Abt. Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaften, Bd. 79) 113 S. Stuttgart 1969, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. DM 5,80.

Seit ich einmal über „Volkskunde zwischen Wirtschaftsgeschichte und Kulturgeographie“, und seit Gerhard Heilfurth über „Volkskunde jenseits der Ideologien“ geschrieben haben, kommen nun unaufhörlich kleinere und größere Veröffentlichungen, die ihrerseits auch die Volkskunde „zwischen“ oder „jenseits“ angesiedelt sehen wollen. Auch der vorliegende Versuch einer Wissenschaftsgeschichte will die Volkskunde im deutschen Sprachgebiet zwischen den im Titel angeführten Disziplinen festlegen, oder, anders ausgedrückt: Man erkennt wohl einige Wellen des Stromes unseres Faches, man nimmt auch das Steilufer der Germanistik noch einigermaßen aus, wogegen vom Flachufer der „Sozialwissenschaften“ nicht viel zu sehen ist.

Ein Versuch einer Standortbestimmung also, der etwas einseitig aufklärerische und rationalistische Forschungsrichtungen herausstreicht, wogegen alle romantischen, spätrömantischen, neuromantischen usw. Strömungen, die es aber immerhin nicht nur gegeben hat, sondern die auch stets sehr kräftig gewirkt haben, schlechte Zensuren bekommen. Der Verlag versucht das Büchlein als „Lehrbuch zur deutschen Volkskunde“ herauszustellen. Dafür ist es einfach zu wenig objektiv. Die Leistungen, die hinter oft umstrittenen Persönlichkeiten stehen, die Anregungen, die von diesen und so manchen anderen, oft auch hier nicht genannten ausgegangen sind, kommen nicht zur Geltung. Große Gebiete, so die ganze Volksglaubensforschung einschließlich der religiösen Volkskunde, finden sich fast ganz übergangen. Wenn sich ein kenntnisreicher Vertreter dieser Gebiete hinsetzen und ein Buch „Volkskunde zwischen Theologie und Medizin“ schreiben würde, könnte man es nur begrüßen.

Aber auch ein opus eines Brauchtumshistorikers „Volkskunde jenseits der Jurisprudenz“ wäre in dem Zeichen der gestohlenen Maibäume usw. durchaus denkbar.

Ich glaube, bei aller Anerkennung des Versuches von Weber-Kellermann, daß es so nicht geht, und daß „Lehrbücher“ nicht so gemacht werden sollen.

Leopold Schmidt

Wilhelm Hansen (Hg.), **Arbeit und Gerät in volkskundlicher Dokumentation**. Tagungsbericht der Kommission für Arbeits- und Geräteforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Schleswig 5. bis 8. April 1967 (=Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, H. 19) 275 Seiten mit Abbildungen im Text und auf Tafeln. Münster 1969. Verlag Aschendorff.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert war in Deutschland von Arbeitsgerätforschung kaum die Rede. Die Ansätze, die in Österreich neu unternommen wurden, stießen eher auf internationale Anregung als auf einen Widerhall in der Bundesrepublik. Die Zeiten haben sich etwas gewandelt, Geräteforschung ist, vor allem, weil die Vorbilder in Skandinavien anerkannt werden mußten, zumindest in einigen deutschen Museen recht bekannt geworden. Die Seminarien der Hohen Schulen haben sie wohl weniger zur Kenntnis genommen, und ihre Studenten legen mitunter eine bemerkenswerte Abneigung dagegen an den Tag.

Das sind Eintagsfliegen. Wichtig ist, daß einige Museen sich wirklich der Dinge angenommen haben, und daß nunmehr neben Schleswig auch Detmold beachtliche Bestände neu gesammelt hat, so daß sich in Zusammenschau mit den Beständen der älteren Sammlungen und der Freilichtmuseen doch schon so mancher Überblick ergibt.

Dieses Gebiet also ist von einer eigenen Kommission der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde betreut worden, die 1967 in Schleswig auch eine Tagung abgehalten hat, und deren Referate liegen nunmehr hier im Druck vor. Nicht nur deutsche und österreichische Kenner wie Ingeborg Wittichen, Wilhelm Hansen, Gabriel Simon, Günter Kapfhammer und Maria Kundegraber sowie Arnold Lühning, Ernst Klein und Wilhelm Jäckle waren daran beteiligt, sondern auch Fachvertreter aus der Tschechoslowakei, aus Rumänien, aus Schweden, Dänemark, Norwegen und den Niederlanden und aus Ungarn. Einige Beiträge befaßten sich nicht nur mit Sammlung und Aufnahme des üblichen oder gerade verschwindenden Gerätes, sondern versuchten auch historische Quellen zum Sprechen zu bringen, Nils Arvid Bringéus etwa die schwedischen Nachlaßverzeichnisse, und Hansen die historischen Bildquellen, mit denen man sich ja mancherorts beschäftigt.

Wichtig erscheint, daß der Band auch Mitteilungen über die verschiedenen „Systeme der Inventarisierung von Arbeit und Gerät“ enthält sowie einen Abdruck der verschiedenen „Volkskundlichen Fragebogen über Arbeit und Gerät“, wobei Günter Wiegelmann auch eigens über „Dokumentationstechnik neuer Umfragen im Atlas der deutschen Volkskunde“ berichtete. Von den immerhin mehrfachen Versuchen solcher Umfragen im österreichischen Bereich wurde wohl keiner vorgelegt; zumindest erscheint keiner abgedruckt.

Aber es ist ja wichtiger, daß diese oft sehr gründlichen und bedachten Ausführungen überhaupt nunmehr geschlossen veröffentlicht und dadurch überschaubar sind. Die Museen sollten den Band vor allem der Inventarisations-Hinweise wegen studieren lassen. Es läßt sich auf diesem Gebiet wohl nicht alles vereinheitlichen, aber ein gewisser Anfang müßte doch wohl gemacht werden.

Leopold Schmidt

Albert Walzer, Baden-Württembergische Bauernmöbel. Teil II.
Truhen — Bettladen — Fußnetkästen — Kinderwiegen — Behälter für Trink- und Eßgeschirr — Küchenschränke — Tische — Sitzmöbel (= Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden-Württemberg, Heft 10/11). 180 Seiten mit 210 Abb. Stuttgart 1969. Württembergischer Museumsverband e. V. Stuttgart in Zusammenarbeit mit den badischen Heimatmuseen.

Die Möbelforschung, einmal auf die Bahn gebracht, gleitet nun schon fröhlich weiter. Das südwestdeutsche Gebiet, dessen Möbel wohl in vielen kleinen Heimatmuseen gesammelt, aber nie zusammenfassend dargestellt wurden, hat durch Walzer einen sorgfältigen Auswerter gefunden. Nach dem ersten Band seiner Dokumentation hier also der zweite, der die im Untertitel genannten Gruppen umfaßt. Das Material ist uns nicht ganz unbekannt, schon die älteren „Volkskunst“-Bände haben manches davon im Bilde vorgeführt. Aber es ist selbstverständlich mehr als dieses vorhanden, und es läßt sich deutlich in Gruppen ordnen. Erfreulicherweise werden auch schlichte Formen aufgenommen und gezeigt, und zu so mancher Gruppe auch historische Bildzeugnisse gestellt. Das ist vor allem für die Kenntnis der Stellung der Möbel im Raum, vor allem der Sitzmöbel um den Tisch, von Bedeutung. Da hat immer viel Tradition geherrscht. Man vergleiche dazu, was Utz Jeggle in seinem merkwürdigen Buch „Judendörfer in Württemberg“ (Tübingen 1969) über den Unterschied der Möbelstellung in jüdischen und in einheimischen Behausungen schreibt (S. 220): „Nirgendwo wohnte man in der Küche. Das ist in jener Zeit auch bei den Bauern noch nicht üblich. Dennoch gleicht das jüdische Wohnzimmer kaum der oberdeutschen Stube. Der Tisch steht nicht in der Ecke, er ist nach bürgerlichem Vorbild in der Zimmermitte plaziert, usw.“ Die Urbanisierung, die bei den Juden dieser württembergischen Dörfer offenbar früher einsetzte als bei ihren heimischen Nachbarn, hat sich dann allgemein ausgebreitet, und dem alten „Bauernmöbel“ den Weg zum Händler, aber auch zum Museum gebenet. Und von dorthier erfahren wir nun wieder darüber.

Leopold Schmidt

Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem.
Herausgegeben von Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner. 187 Seiten, 8 Abb. Berlin 1969, Erich Schmidt Verlag.

Ein merkwürdiges Buch, dessen Sinn und Zweck nicht recht einzusehen ist. Gewiß, man kann von der Widmungsseite ablesen, daß der Band dem großen Förderer der historischen Volkskunde in Bayern, Hans Moser, zum 65. Geburtstag gewidmet ist. Moser hat als fleißiger Forscher und bedeutender Anreger durchaus eine Festschrift verdient. Man hätte ihm nur eine andere gewünscht als die nun hier vorliegende, die wohl eher einem gewissen Durchsetzungswillen der Herausgeber zuzuschreiben ist.

Vom Titel her verfolgt den Leser ein gewisses Unbehagen, Kontinuität mit Fragezeichen ist weder mit der „Geschichtlichkeit“, noch mit der „Dauer“ identisch, also den beiden im Untertitel genannten Begriffen. „Kontinuität“ war ein Schlagwort um 1938/40, Otto Höfler hatte damals aus Anregungen seiner großen Lehrer Alphons Dopsch und Rudolf Much eine heuristische Waffe zu schmieden versucht. Darüber haben wir uns, Hans Moser saß neben mir, als Höfler seine Argumente vortrug, in

mancher Hinsicht geärgert. Moser hat seinem Ärger noch spät, 1954, in seiner mit Recht viel zitierten Heimkehrer-Volkskunde-Überschau Ausdruck verliehen. Aber deshalb hätte man nicht einen ganzen Band über diese Thematik ihm widmen sollen: Es ist doch eher eine dritte Höfler-Festschrift draus geworden, was vermutlich weder Moser, noch den Herausgebern lieb ist. Nun, der unvoreingenommene Leser wird sich die eindeutigsten Aufsätze dieses Bandes positiv herausgreifen: Es sind die der beiden Volkerzählforscher Kurt Ranke (Orale und literale Kontinuität) und Lutz Röhrich (Das Kontinuitätsproblem bei der Erforschung der Volksprosa). Ranke betont persönlicher, Röhrich stoffreicher-sachlicher, daß es vor allem für die motivgeschichtliche Volkerzählforschung selbstverständlich immer und überall Kontinuitäten gebe.

Was hier von einer zentral auf langwellige Überlieferungen usw. eingestellten Teildisziplin der Volkskunde ganz klar ausgesprochen wird, muß von anderen Beiträgen etwas zurückhaltender umkreist werden. Aber Karl-S. Kramer, selbst Höfler-Schüler von einst, stellt „Fragen der Brauchforschung“ unter dem Titel „Umweltverflechtung und Kontinuität“, und verbleibt bis auf gewisse sprachliche Modifikationen durchaus bei der Anerkennung von Kontinuitäten. Josef Dünninger, dem die Arbeiten Mosers sicherlich mehr bedeuten als die Höflers, versucht „Tradition und Geschichte“ noch einmal im Sinn seines Buches „Volkswelt und geschichtliche Welt“ von 1936 darzutun. Aber die Hineinnahme des Begriffes „Geschichtlichkeit“ erscheint mir für die volkskundlichen Phänomene doch nicht ganz glücklich. Da ging es, wenn man ernsthaft und tiefer zugreifen würde, doch um andere Differenzierungen, man könnte nicht bei Wortspielereien stehenbleiben, die in manchen Artikeln mit „Kontinuität“, „Kontinuation“, „Konstanz“ usw. getrieben werden. „Geschichtlichkeit, Wandel und Kontinuität in der Begehung des Tod austragens“ überschreibt Friedrich Sieber seine vorzügliche Konzentration des Inhaltes seines Buches von 1968 (Vgl. oben ÖZV Bd. XXII/71, S. 267). Der Beitrag entspricht eigentlich am stärksten den vielen Brauchmonographien Mosers, die von der Mitforschung so wenig gekannt werden. Sie finden sich auch im vorliegenden Band kaum zitiert, der ja leider auch keine Bibliographie der Arbeiten Mosers enthält, was man wohl hätte erwarten können.

Einige andere Artikel haben einen anderen Ton als die bisher erwähnten. Bernward Deneke schreibt „Zur Tradition der mythologischen Kontinuitätsprämisse. Fragestellungen des 17. und 18. Jahrhunderts bei Jacob Grimm“, und der Text klingt so, als wollte Deneke nun Jacob Grimm Vorwürfe machen, daß er die ersten Ansätze, die barocken Dissertationen usw., die sich schon mit germanischem Altertum beschäftigten, in seinen Arbeiten, zumal in der „Deutschen Mythologie“ zu wenig gewürdigt habe. Nun, ich denke, Grimms Vorläufer waren doch wohl nur Kärner, und daß ihre nicht sehr bedeutenden Leistungen über dem Bau eines Königs in seinem Reich, und das war Jacob Grimm, in Vergessenheit geraten sind, ist kein Unglück. Aber man merkt an so manchen Beiträgen dieses Bandes, daß es Leute gibt, die zwischen Kärnern und Königen nicht zu unterscheiden verstehen. Das hat freilich die Könige noch nie besonders irritiert. Man kann ruhig kritisch abwägen. Ein nüchterner Artikel wie der von Günter Wiegelmann „Kontinuität und Konstanz in der Volksnahrung“ wird immer dankbar begrüßt werden. Auch wenn die im Titel genannten Begriffe sich nicht immer auf

das Material anwenden lassen, und die meisten Folgerungen, soweit sie Gültigkeit besitzen, sich eigentlich in der bisherigen Literatur schon finden, ist diese Wiederaufnahme der „Speisenvolkskunde“ jedenfalls zu begrüßen.

Mit einer zweiten mehr sachkundlichen Abhandlung, nämlich „Traditionelle Verhaltensweisen und konservative Ideologie. Marginalien aus dem Bereich der bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft“ von Wolfgang J a c o b e i t wird man weniger anfangen können. Daß die eventuelle Fortschrittlichkeit der Landwirte erst von der marxistischen Forschung gewürdigt werde usw. (S. 69), führt von den Problemen im Bereich der Volkskunde vollständig ab. Unser Fach hat sich nie angemaßt, Agrargeschichte zu betreiben, diese kann für uns nur eine nützliche Hilfswissenschaft sein. Wir haben aber auch nicht die Sozialgeschichte von Ehe und Familie gepachtet, wie man dem Beitrag von Ingeborg W e b e r - K e l l e r m a n n „Kontinuität und Familienstruktur. W. H. Riehl und das Problem der Geschichtlichkeit von Primärgruppen“ entnehmen könnte. Da wird das mehr als hundertzehn Jahre alte Familien-Buch von Riehl wieder einmal zerzaust, als ob es sich dabei überhaupt noch um aktuelle Forschung handeln würde. Dem Autor eines vor 1855 geschriebenen Buches vorzuwerfen, er habe ein anderes, nämlich die sehr problematische „Urgesellschaft“ von Lewis H. Morgan, deutsch zuerst 1891, nicht gekannt (S. 152), übersteigt doch wohl jede zulässige Kritik an den Großvätern.

So tut man sich mit einigen Beiträgen des Bandes schon recht schwer. An die einleitenden der beiden Herausgeber denke ich dabei nur mit einem gewissen Unbehagen. Hermann B a u s i n g e r legt eine Studie „Zur Algebra der Kontinuität“ vor, die mir mit ihrer Tabelle der 16 Kombinationsmöglichkeiten (Sache, Raum, Aktoren, Funktion) nur papieren vorkommt. Man kann einfach nicht den Satz „So ergibt sich daraus die Forderung, daß Kontinuität nicht allein an der kontinuierlichen Übereinstimmung bestimmter sachlicher Phänomene gemessen werden kann“ ... (S. 17) im gleichen Band veröffentlichen, in dem die Arbeiten von Ranke, von Röhrich, aber auch von Sieber und von Wiegelmann stehen. Und der Würzburger Vortrag „Kontinuitätsproblem und Kulturbegriff in der Volkskunde“ von Wolfgang B r ü c k n e r entzieht sich mit seinem hysterischen Ausschlagen nach allen Seiten meiner Ansicht nach überhaupt der objektiven Beurteilung. Das ist zu bedauern, weil an sich in Brückners Ausführungen wichtige Hinweise auf die heute zu gehenden Wege stecken, und er vielleicht mehr von der tatsächlichen Kontinuität vieler „volkstümlicher“ Phänomene versteht als andere, nicht so vielseitige Kollegen. Aber es ist der Stil, das ungestüme Vortragstemperament, das besonders diesem Beitrag schadet.

Zusammenfassend glaube ich nur leider feststellen zu müssen: Hans Moser hätte sich eine andere Festschrift verdient. Als Zeugnis für einige Strömungen im Fach in dieser Zeit dagegen ist der Band zweifellos wichtig.
Leopold S c h m i d t

Barbary Goy, Aufklärung und Volksfrömmigkeit in den Bistümern Würzburg und Bamberg (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. XXI), 320 Seiten. Würzburg 1969. Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh, Würzburg. DM 30,—.

Vor mehr als dreißig Jahren erschien die nützliche Arbeit von Anita B r i t t i n g e r, Die bayerische Verwaltung und das volksfromme Brauch-

tum im Zeitalter der Aufklärung (München 1938). Nunmehr ist das tüchtige Gegenstück für Franken erstellt worden, wieder eine der so nützlichen und so genau kontrollierten Dissertationen aus der Schule Josef Dünningers. Sicherlich ist heute das Thema schon bei weitem besser zu erfassen als vor dreißig Jahren, sicherlich haben die Vorarbeiten von Dünninger wie von Karl-S. Kramer und manche andere das Terrain vorgeebnet. Aber die große Masse der aufklärerischen Literatur und der auch nicht kleine Bestand an Archivalischen Quellen mußte doch neu durchgearbeitet werden, um ein aus genau gekennzeichneten Details aufgebautes Gesamtbild erstellen zu können.

Die Hauptabschnitte: Termingebundenes Brauchtum, und „Anlaßbrauchtum“ (von den Sakramentalien über die Bruderschaften und das Totenbrauchtum bis zum Gebetsleben und zum Kirchenlied) erfassen wohl alles, was hier in Betracht kommt. Es erscheint bezeichnend, daß Gebiete, die in Franken immer schon schwach bezeugt waren, wie beispielsweise das Volksschauspiel, auch hier nicht stärker belegt sind. Wo es PassionsprozeSSIONen (S. 33 ff.) in Fülle gegeben hat, da waren nicht gleichzeitig auch Passionsspiele üblich, das kann man geradezu als Gesetz ablesen.

Die sympathische Arbeit enthält alle Quellenangaben genau, verzeichnet alle Literatur, soweit sie der Verfasserin eben zugänglich sein mochte, gewissenhaft, und schlüsselt das mehrschichtige Material auch durch Register auf. Ein Gewinn also nicht nur für die fränkische Volkskunde.

Leopold Schmidt

Bernhard Schemmel, Sankt Gertrud in Franken. Sekundäre Legendenbildung an Kultstätten (Sonderdruck aus: Würzburger Diözesangeschichtsblätter, Bd. 30, 1968) S. 7—153, mit 17 Abb. auf Tafeln.

Wieder eine vorzügliche Dissertation aus der Schule von Josef Dünninger. Die Arbeit behandelt die fränkische Lokalheilige Gertrud, die anscheinend als Mensch gar nicht gelebt hat. Sie erweist sich vielmehr als eine lokale Ausgliederung aus der Gestalt der hl. Gertrud von Nivelles und bedeutet somit ein eigenartiges Sonderdasein im Nachklang der Verehrung von Gestalten aus dem Karolingerkreis.

Die Spuren dieser Verehrung einer praktisch nicht existenten Heiligen haben sich vor allem in Neustadt am Main erhalten. Von Kapellen, Altarbildern und Statuen bis zu den „Dräutleinsäpfeln“ gibt es dort alles, was man sich im Kult einer Lokalheiligen vorstellen kann. Selbst ein Mantel der nichtexistenten Heiligen wurde gezeigt, und ihre Fußspuren auf dem Michaelsberg bei Neustadt. Im Pleicher Viertel von Würzburg gab es eine eigene, offenbar rege Verehrung dieser Heiligen, schließlich wurden dort ja auch „Wallfahrts-Gesänger von S. Gertrud / Patronin der Pleichacher Pfarr-Kirchen“ 1705 gedruckt. Das an und für sich schon so lebhaft fränkische Wallfahrtsleben hatte durch die Wallfahrten zu St. Gertrud noch einen besonderen Zug voll Eigenart, und Schemmel hat auch diese Dinge mit allen wissenswerten Einzelheiten aus dem Material der Pfarrbücher usw. belegen können. Die rein volkstümliche Seite der Verehrung in der Landschaft, mit Gertrudenpfad, Gertrudenquelle und -kapelle bei Waldzell wird gleichfalls genau belegt. Richtmaß für die Geltung dieser Verehrung bietet weithin die „Legendenballade“ von 1705, ein bedeutsames Gegenstück zu anderen barocken Legendenliedern.

Man wird also in der sorgfältigen, mit fühlbarer Liebe zum Gegenstand und zu seiner methodischen Erarbeitung geschriebenen Studie kaum einen wesentlichen Zug vermissen, und daher die Arbeit als bedeutende Bereicherung der Wallfahrtsvolkskunde begrüßen.

Leopold Schmidt

Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres. Herausgegeben von Fritz Harkort, Karel C. Peeters und Robert Wildhaber. XIV und 607 Seiten, 1 Porträt. Göttingen 1968, Verlag Otto Schwartz & Co.

Der Göttinger Ordinarius für Volkskunde, Präsident der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählforschung, hat zu seinem 60. Geburtstag eine überaus stattliche, inhaltsreiche Festschrift bekommen. Es ist sehr erfreulich, daß das wissenschaftliche und organisatorische Wirken Rankes auf diese Weise und zur rechten Zeit geehrt und gewürdigt worden ist, verbindet sich doch mit seinem Namen ein gewaltiger Aufschwung der Volkserzählforschung, für die er auch eine eigene Zeitschrift, die „Fabula“ geschaffen hat. Mitglieder der Volkserzählforschergesellschaft und Mitarbeiter der „Fabula“ sind denn auch vor allem Mitarbeiter an dieser Festschrift, die sich mit ihren 40 Beiträgen freilich jeder Besprechung entzieht.

Man findet nicht weniger als 29 Beiträge zur Volkserzählforschung (Bausinger, Dorson, Greverus, Hand, Harkort, Horalek, Jech, Kretzenbacher, Krzyżanowski, Levin, Lixfeld, Lüthi, Matičetov, Megas, Moser-Rath, Neumann, Ortutay, O Suilleabhain, Peeters, Graf von Pfeil, Pino-Saavedra, Pop, Röhrich, Taylor, Tenèze, Thompson, Utley, Weißer, Zender), ein Beitrag zum Brauch (Weber-Kellermann), drei zum Volkslied (Eberhard, Heilfurth, Roberts), einer zur Volkskunst (Wildhaber), einer zum Bauernhaus (Herrmann), einer zur historischen Volkskunde (Möller), drei zu Sprache und Dichtung (Lutz, Mohr, Nicolaisen). Österreich ist praktisch überhaupt nicht vertreten, was seiner geringen Beteiligung an der modernen Volkserzählforschung ebenso entspricht wie der im wesentlichen norddeutschen Bindung Rankes, die aber sonst eine weltweite Bekanntheit nicht ausschließt. Eine Besonderheit dieser Festschrift stellt der abschließende Beitrag „Kurt Rankes wissenschaftliches Werk“ von Fritz Harkort dar, eine ausführliche Bibliographie gewissermaßen, welche die Auswirkungen des Schaffens Rankes als Hochschullehrer miteinbezieht. Ein beachtenswertes Stück volkskundlicher Zeit- und Geistesgeschichte, dem Lebenswerk Rankes entsprechend.

Leopold Schmidt

(Ein Team slowakischer Autoren), **Wir fahren in die Slowakei.** Aus dem Slowakischen übersetzt von Lidia Pokorna. 264 Seiten, 42 Kunstdruckbilder, 20 Kärtchen im Text. Salzburg 1969, Verlag Das Bergland-Buch. S 112,—.

Vor mehr als dreißig Jahren, 1936 erschien in Wien und gleichzeitig in Leipzig und in Preßburg der gewichtige Band „Columbus in der Slowakei“ von L. W. Rochowanski. Ein vorzügliches, auf Wunsch der Slowakischen Regierung zusammengestelltes Buch, das dieses Land, das ehemalige Oberungarn, seit 1918 mit der tschechischen Hälfte des neugeschaffenen Staates zusammengewachsen, eigentlich zum ersten Mal einer größeren Öffentlichkeit vorstellte. Obgleich der Anspruch der slowakischen

Staatsnation betont erschien, wurde man doch den deutschen und ungarischen Mitbewohnern, die das Land im Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu einem Kulturland gemacht hatten, einigermaßen gerecht.

Jetzt, mehr als dreißig Jahre später, ein Vierteljahrhundert nach der Austreibung der Karpathendeutschen, sieht das alles anders aus. Das vorliegende Buch, ein sehr umsichtig gemachter Führer, ist vor allem für den Autofahrer geschrieben. Was der offiziellen Fremdenverkehrswerbung wichtig erscheint, also auch Holzkirchen und „Folklore“, findet sich angeführt, aber nur mehr mit slowakischen Ortsnamen (abgesehen von den wenigen Übersetzungen im Register), die Staatsnation hat sich gewissermaßen jetzt erst das Land angeeignet. Wenn im geschichtlichen Abriss von Deutschen oder Österreichern die Rede sein müßte, wird nur von den „Habsburgern“ gesprochen. Freilich, wenn man die Bilder aufschlägt, beispielsweise den Blick über Schemnitz betrachtet, der noch immer wie die Ansicht einer alpenländischen Kleinstadt anmutet, dann weiß man, daß sich das gewordene Kulturland nicht so leicht verdrängen und ersetzen läßt.

Da es sich um kein Buch unseres Faches handelt, braucht man keine Wünsche anzumelden. Wer sich über das Werden der Volkskultur in der Slowakei unterrichten will, muß sich selbst einen Kommentar dazu machen.

Leopold Schmidt

Paul Nedo und Rolf Langematz, **Sorbische Volkskunst**. 196 Seiten, 153 Abb., davon 25 in Farben. Bautzen, Domowina-Verlag 1969. DM 19,80.

Schicksal und Bedeutung der Wenden in der Lausitz, die gegenwärtig als Sorben bezeichnet werden, sind je nach der politischen Lage im Osten Deutschlands immer verschieden beurteilt worden. Nach 1945 hat die sorbische Volksgruppe einen beträchtlichen Aufschwung erhalten, und ziemlich gleichzeitig mit dem Gewinn von Verlagen, Zeitschriften, Theateraufführungen usw. in sorbischer Sprache ist der Verlust fast aller bisheriger volkstümlicher Besitztümer, also Hauswesen, Tracht usw. gegangen. Die starke Industrialisierung im Land um das Kombinat „Schwarze Pumpe“ hat stärker in das Leben dieses Landvolkes eingegriffen, als „Feudalismus“ und „Kapitalismus“ in früheren Zeiten, von denen der Text Paul Nedos so viel zu sagen weiß.

Das Buch ist infolge der vorzüglichen Aufnahmen von Rolf Langematz nach Erscheinungen in der Landschaft und nach den Stücken vor allem im Museum von Hoyerswerda (Museum für sorbische Geschichte und Volkskunde) beachtenswert. Die Aufnahmefahrten von Nedo und Langematz sind denn auch von dem Leiter dieses Museums, Ernst Schmidt-Kowar, vorbereitet und durchgeführt worden. Der Text, wo er gut und stichhaltig ist, schließt an Haupt und Schmalzer, 1845, und vor allem an W. v. Schülenburg, 1880 ff., an. Nur auf dem Gebiet der Tracht hat Nedo mit M. Nowak-Neumann zusammen selbst gearbeitet, das Kapitel ist dementsprechend auch hier sehr ausführlich ausgefallen. Blaudruck und Lochstickerei werden im Zusammenhang mit der Tracht ausgiebig behandelt. Was die diversen Zusammenhänge betrifft, so wird man sich am besten aus den Abbildungen selbst ein Bild machen, die bei aller Zurückhaltung die allgemein-deutsch-mitteuropäischen Beziehungen vor allem des Gerätes nicht verkennen lassen. Handels- und Wallfahrtsbeziehungen zu Nordböhmen haben offen-

bar Möbel, Gebrauchskeramik und anderes ziemlich stark bestimmt. Auf dem Gebiet von Brauchtracht und -schmuck herrscht soviel späte, volksbarocke Wucherung, daß sich das Verhältnis von älterem Eigengut und frühem Folklorismus vermutlich nur bei örtlichen Detailstudien feststellen ließe. Sehr sachkundig hat sich über alle diese Dinge vor langem schon Karl Brunner (Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig 1925, S. 61 ff. u. ö.) geäußert, der leider von Nedo nicht einmal zitiert wird.

Das Buch, das in vieler Hinsicht gut gemacht erscheint, leidet an seiner starken Zeitbezogenheit, wenn man Nedos völlig einseitige politische Einstellung einmal so bezeichnen darf. Die vielen von Ressentiment erfüllten Stellen legen davon immer wieder Zeugnis ab. Wenn von einem markanten Jahresbrauchtum wie dem Osterreiten die Rede ist, dann lautet der Text so: „Dieser österliche Brauch wird heute noch in den katholischen Pfarochien der Lausitz geübt. Seine Wurzeln liegen in vorchristlichen Flurumgängen im Frühling, die wir über weite Gebiete hin in mannigfachen Varianten kennen. Im Mittelalter bemächtigte sich die Kirche des Brauches. Nach der Reformation wurde er in den protestantisch gewordenen Dörfern als ‚papistisch‘ verpönt und verboten. Heute ist daraus ein Brauch unter völlig kirchlichem Vorzeichen geworden“ (S. 167). Wenn das Populär-Volkskundler vor achtzig Jahren geschrieben hätten, mit „vorchristlich“ und „Kirche bemächtigte sich...“ und „verpönt und verboten“ und „völlig kirchlichem Vorzeichen“, dann hätte es nicht anders klingen können. Alles in allem: Das ist nicht die Sprache der deutschen Wissenschaft unserer Zeit.

Leopold Schmidt

Journal of the Folklore Institute. Bd. V, Nr. 2/3. Edited by the Fellows of the Folklore Institute, Indiana University. 150 Seiten. Den Haag, Mouton & Co, 1968. Gulden 8,80.

Vor einigen Jahren mußte bei der Besprechung eines Buches von Richard Dorson darauf hingewiesen werden, wie gering doch der Stand des Wissens um die Volkskunde in den deutschsprachigen Ländern in Amerika sein müsse. Dieser Vorwurf hat wohl unter anderem bewirkt, daß Dorson dann Robert Wildhaber gebeten hat, ein Heft der Hauszeitschrift des Folklore Institutes der Indiana University gastweise zu redigieren und durch Autoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz selbst den Forschungsstand darstellen zu lassen. Das seit 1965 vorbereitete Heft ist nun endlich erschienen, und gibt immerhin ein recht ansehnliches Spiegelbild unserer Arbeit ab. Wir zählen hier die Beiträge nur einfach auf: Walter Hävernick, The Hamburg School of Folklore Research; Hermann Bausinger, Folklore Research at the University of Tübingen; On the Activities of the Ludwig-Uhland-Institute; Gerhard Heilfurth, The Institute für mitteleuropäische Volksforschung at the University of Marburg; Hermann Baltl, Folklore Research and Legal History in the German Language Area; Elfriede Grabner, The History of Research in Folk Medicine in German-Speaking Countries; Wolfgang Brückner, Popular Piety in Central Europe; Elfriede Moser-Rath, Literature and Folk Tradition: Sources for Folk Narrative of the Seventeenth and Eighteenth Centuries; Günter Wiegmann, The Atlas der deutschen Volkskunde and the Geographical Research Method; Rolf Wilhelm Brednich, Das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg im Breisgau und German Folk-song Research; Gerhard Lutz, The Georg-August University Seminar für Volkskunde, Göttingen, Germany; Klaus Beitzl, Folklore Studies

in Austria, 1945—1965: An Activities Report; Arnold Niederer, Folklore Studies in Switzerland; Gerhard Heilfurth, The Deutsche Gesellschaft für Volkskunde. Its History, Significance and Objectives; Reinhard Peesch, Folklore Studies in The German Democratic Republic, 1955—1965.

Wie man sieht, ein recht stattlicher Überblick, der wohl nicht alles erfassen konnte, und für den Stand von 1969 schon gar nicht mehr ausreicht, der aber doch immerhin viel zu erwähnen und zu charakterisieren versucht. Daß sich unter den dreizehn Autoren nicht weniger als vier Österreicher finden, freut uns daran ganz besonders.

Leopold Schmidt

Anne de Maupeou, Alfred Foucaud, *Coiffes vendéennes*. Afin qu'elles ne meurent. Préface de H. Caillemet. Photographies des auteurs. Benet (Vendée), Les Editions du Marais, 1967. 43 Seiten und 50 Tafeln.

Führt man sich das Bild der bäuerlichen und kleinstädtischen Frauentrachten in den französischen Landschaften etwa der Vendée und Bretagne, der Provence und der Normandie vor Augen und betrachtet man das stets wiederkehrende Schwarz des Kleides, der Schürze und des Schultertuches, von dem sich in spielerischer Vielfalt das Weiß der Spitzenhauben abhebt, dann drängt sich einem — gewissermaßen als synästhetisches Erlebnis — die Klangempfindung des bretonischen Dudelsacks oder der südfranzösischen Drehleier auf, von Borduninstrumenten, deren Klangcharakter von den Tönen des kontinuierlichen dunklen Basses und der darüber gespielten hellen Melodie bestimmt wird. Und so wie die Melodien den musikalischen Stil einer Landschaft prägen, verleihen in den alten französischen Provinzen letztlich die Frauenhauben in ihrer örtlich, regional und sozial reich differenzierten Formenvielfalt dem volkstümlichen Kleiderstil die charakteristischen Züge. — Untersuchungen und Darstellungen der „coiffe“, der bäuerlichen Frauenhaube [von spätlat. *cofia* (6. Jh.) aus westgermanisch *kufia*], sind in der französischen volkskundlichen Literatur im Vergleich zu anderen trachtenkundlichen Arbeiten dementsprechend zahlreich [neuerdings: Louise Alcan, *Coiffes des pays de France (Arts et traditions populaires VIII, Paris 1960, 3—21)*; als vorbildliche Untersuchung der Trachten einer französischen Landschaft wäre aus neuerer Zeit zu erwähnen: R. Y. Creston, *Les costumes des populations bretonnes. Rennes, Laboratoire d'anthropologie, 1954, 2 Bde.*]. Auch die beiden Verfasser wenden sich diesem Teilaspekt der französischen Frauentracht zu. Sie haben es unternommen, im konservativen Bauernland der sumpfund marschenreichen Vendée an der Atlantikküste den gegenwärtigen Haubenbestand inventarmäßig (unter besonderer Berücksichtigung der jeweils ortsüblichen Terminologie) und photographisch zu erfassen. Wie aus dem Untertitel des kleinen Bildwerkes hervorgeht, ging es hier um die Dokumentation einer in unseren Tagen ausklingenden Tradition. Die Ausgangssituation für die Erhebungen in den Sommermonaten der Jahre 1948 bis 1950 kennzeichnen die Verfasser mit Hilfe einer statistischen Angabe: An einem Sonntag waren in der Kirche während des Hochamtes unter hundert Personen noch sechs Frauen mit weißen Spitzenhauben auszunehmen. Heute, zwanzig Jahre später, dürfte — abgesehen von den Versuchen folkloristischer Pflege und Neubelebung — von all dem, was die beiden Sammler noch zusammentragen konnten, nicht mehr allzu viel anzutreffen sein. Die fünfzig ausgesuchten, in

jedem Fall genau lokalisierten, mit der mundartlichen Benennung und dem Namen der einstigen Trägerin versehenen Abbildungen des Buches (Photographien der Verf.) mögen somit die letzte Erinnerung an die alte Kopfbedeckung der Bäuerinnen in der Vendée sein. Darin möchten wir den besonderen Wert der Publikation erblicken.

Leider veröffentlichen die Verfasser an dieser Stelle nicht ihre Inventarisierung als solche; sie werten jedoch ihr Material für eine kurzgefaßte „Geographie der Frauenhaube in der Vendée“ aus, der eine kleine Geschichte der „coiffe“ vorausgeht, wobei der Ursprung der bäuerlichen Haube in der städtischen Mode des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und die Etappen des Niedergangs seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts dargelegt werden. Die geographische Übersicht stützt sich auf 25 erarbeitete Grundtypen, auf welche die Vielfalt der Haubenformen reduzierbar ist. Auch wenn die Verfasser hier noch keine systematische und erschöpfende Auswertung ihres Sammelmateriale vorlegen, versäumen sie es jedoch nicht, so verschiedene Aspekte wie die volkstümliche Benennung der Hauben, die Verbreitungswege einzelner Formen oder die Anlässe für das Tragen bestimmter Hauben in der Einführung zu berücksichtigen. In allen Fragen, die die „coiffe“ betreffen, kommt der „repassouse“, der Büglerin, eine besondere Bedeutung zu: als Gewährsperson und als Vermittlerin von Techniken und Formen weiblicher Handarbeit. So beschließt auch ein Interview, „Chez la repasseuse“, mit Madame Reau in Fontenay-le-Comte bei Carrières de Gaillardon die im ganzen sehr lebendige Darstellung zur französischen Trachtenkunde, die hier in willkommener Weise um ein Kapitel bereichert wurde.

Klaus Beitz

Édit Fél, Tamás Hofer Klára K.-Csillery, **Ungarische Bauernkunst**. 224 Seiten, mit 31 Zeichnungen im Text und 241 Abbildungen auf Tafeln, davon mehrere farbig. 2. Auflage. Budapest 1969, Corvina Verlag.

Daß sich dieses, in erster Auflage 1958 erschienene, schöne Buch durchsetzen würde, war vorauszusetzen. Drei hervorragende Fachleute, die berufenen Nachfolger der großen ungarischen Sachvolkskundler der Dreißigjahre (Bátky, Györffy, Visky) haben ein lesbares Buch vorgelegt, und die Bilder zum integrierenden Teil des Buches gemacht, „in Gegenständen gedacht“, wie sie in ihrem Geleitwort selbst sagen. Sie haben in den vergangenen zwölf Jahren auch in einer großen Anzahl von wertvollen Spezialarbeiten erwiesen, in welchem Ausmaß sie „in Gegenständen“ zu denken vermögen, und ihre Erfahrungen sind selbstverständlich auch dieser Neuauflage zugute gekommen, die an sich nur wenige Veränderungen und Verbesserungen aufweist, weil sie eben kaum notwendig waren. Nur daß die Verfasser zum Stoff mehr Abstand bekommen haben, und sein Leben in der Zeit, in dieser raschlebigen Zeit, deshalb heute schon als „historische Gegenwart“ ansprechen. Ein in seiner Sachlichkeit bemerkenswert ehrliches Wort.

Aus all diesen Gründen wird man auch für die zweite Auflage dieses wertvollen Buches dankbar sein und ihr eine entsprechende Verbreitung über die Grenzen Ungarns hinaus wünschen.

Leopold Schmidt

Finnische Volkskunst. Aufnahmen von István Rácz. Einleitung und Bildlegenden von Niilo Valonen. 232 Seiten, davon 210 Bildtafeln, von diesen 16 mehrfarbig. Großformat. Bern 1969, Verlag Paul Haupt. DM 48,—.

Ein schöner Bildband, meisterlich photographiert das alte Haus- und Gerätewesen, Schmuck und Tracht der Finnen im Osten, Westen und Norden des Landes. Der Südosten, Karelien, ist Finnland verlorengegangen, aber die Menschen sind von dort in das Innere des Landes verpflanzt worden, und die finnischen Sammlungen haben früh genug das Kulturgut Kareliens berücksichtigt, so daß es in seiner Eigenart auch hier in Erscheinung treten kann.

Die Ankündigung des Bandes spricht davon, daß István Rácz „Gegenstände der Volkskunst während Jahren in allen Teilen Finnlands ausfindig gemacht“ habe. Nun, wie das gewissenhaft gearbeitete Bildverzeichnis erweist, hat er sich eigentlich so gut wie nur in Helsinki, und zwar einfach in der volkskundlichen Abteilung des Finnischen Nationalmuseums aufgehhalten, und dort photographiert, was ihm Niilo Valonen, selbst viele Jahre hindurch Beamter jenes Museums, seit einiger Zeit Inhaber des Lehrstuhles für Sachvolkskunde an der Universität Helsinki, vorgelegt hat. Er ist, wohl auch noch mit Valonen, der auch dafür zuständig war, auf die Museumsinsel Seurasaari in der Bucht von Helsinki hinausgefahren, und hat im dortigen Freilichtmuseum die Höfe usw. aufgenommen: Schwierig ist das alles nicht, die Stoffbeschaffung war in diesem Fall, da die finnische Sammellarbeit so vorzüglich vorgearbeitet hat, leichter als irgendwo anders. Man kann den Band geradezu als Bildkatalog zu den finnischen Volkskundesammlungen, vor allem des Nationalmuseums, verwenden. Valonen hätte seinen ausgezeichneten Objektbeschreibungen nur mehr die Inventarnummern hinzufügen müssen, und es wäre eine reine Museumspublikation geworden.

Wenn man das Buch als solche Veröffentlichung ansieht, und nicht etwa als die Leistung eines im Gelände aufnehmenden Photographen, dann kann man es ganz anders würdigen. Dann findet man sich nämlich durch die Hand eines profunden Kenners wie Valonen durch diese Bestände geführt, sieht die erlesenen Altformen der Geräte, der Gefäße, die Außen- und Innenansichten der Blockhäuser, die einstmals eben die eigentlichen bäuerlichen Wohnhäuser Finnlands waren, und die man heute auch dort in dieser altertümlichen Form nur mehr in den Museen findet. Und man wird die wenigen Bilder, auf denen Menschen mit Geräten umgehen oder Trachten tragen, als gutgemeinte Auflockerungen auffassen. Die zurückhaltenden, aber doch leicht theatralisch wirkenden Farben der Innenaufnahmen lassen die vorzüglich im Offsetdruck reproduzierten Schwarzweißbilder noch besser zur Geltung kommen.

Die Bilderklärungen stehen einmal am Schluß des Bandes, und das andere Mal auf einer herausnehmbaren Beilage, was sehr praktisch und buchschonend ist. Ein knappes, aber ausreichendes Literaturverzeichnis vermag den wissenschaftlichen Benutzer des schönen Bandes fachlich weiterzuführen.
Leopold Schmidt

Jorma Heinonen, Suomalaisia kansanhuonekaluja. Old Finnish Furniture. 128 Seiten, mit zahlreichen Abb., davon mehrere farbig. Helsinki 1969, Suomen Museoliitto (Finnischer Museumsbund).

Die Lücken in der großen, immer weiter zu betreibenden Bestandaufnahme alter Volkskultur schließen sich allmählich. Von volkstüml-

chen Möbeln aus Finnland war bisher verhältnismäßig wenig zu lesen, und an guten Abbildungen hat es auch gefehlt. Da schließt also das vorliegende schöne Bildbuch eine Lücke. Es zeigt Abbildungen von Gebrauchsmöbeln, von den altertümlichen Dreibeinhockern, den Pfostenstühlen, den Kastentischen, bis zu den längs- oder querschwingenden Wiegen und den bemalten Kästchen. Eintürige Almer sind ebenso enthalten wie Klapptische, Tellerreme wie Gitterschränke für Käse, und an Verzierungen bieten sich ornamentale Kerbschnitzereien ebenso an wie figurale Reliefs, so der Schaukelstuhl mit der Adam- und Eva-Lehne, um 1800. Es gibt manche mittelalterlich anmutende Sonderformen wie die Tische mit den Knotenbeinen, über die Niilo Valonen einmal gearbeitet hat, dann wieder bäuerliche Nachahmungen von Queen-Anne-Stühlen, aber auch Empire-Sofas, Standuhren — kurz —, eine ganze Sammlung von Stücken, an denen man zeitliche und räumliche Möbelströmungen ablesen kann.

Das wäre alles noch viel instruktiver, wenn nicht der Text des Buches finnisch, und nur durch ein knappes englisches Resümee erschlossen wäre. Die Herkunft der Stücke aus den jeweiligen Museen ist angegeben, einschließlich der Maße. Literaturangaben dagegen fehlen leider. So läßt sich nicht entnehmen, inwieweit man hier das „Finnische“ an den Möbeln vom offensichtlich „Schwedischen“ an ihnen abgrenzen will und kann, und was derlei naheliegenden Fragen mehr sind. Immerhin ein Gewinn auch für die volkskundliche Möbelforschung.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1966 — 1969

Speisenvolkskunde

Walth er Adrian, So wurde Brot aus Halm und Glut. Getreidebau, Getreideverarbeitung und Bäckerei der Vorzeit. 2. Aufl. 120 Seiten, 76 Abb. im Text, 6 Karten im Text. Bielefeld 1959, Ceres-Verlag.

19.610

(Anonym), Essen und Trinken in Vorarlberg. Vorarlberger Spezialitäten. Unpag., Queroktav. Bregenz 1967, Landesverband für Fremdenverkehr in Vorarlberg.

19.866

Brot — Inbegriff der Nahrung. 31 Seiten mit Abb. Wien 1965/66, Verein Getreidewirtschaftliche Marktforschung.

19.917 SA

(Erich Egg und Franz Colleselli), Ausstellung Essen und Trinken. Katalog. Juli bis September 1967. 96 Seiten, Abb. Innsbruck 1967. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Volkskunstmuseum.

19.735 FM-Ö

Anni G amerith, Stößel, Obstquetsche und Obstmühle. Zur Einführung der Christ'schen Apfelmühle in der Steiermark. (ÖZV Bd. XX/69, S. 177—187.)

19.378 SA

Bela G unda, Etnologiska huomantuksia pihkasta (Ethnologische Bemerkungen über das Kauharz). (Virittäjästä No. 2, 1966, S. 204—210, 1 Abb. im Text, deutsche Zusammenfassung.)

20.163 SA

Hans Jürgen Hansen (Hg.), Kunstgeschichte des Backwerks. Geschichte und Entwicklung der Gebäckarten und ihrer Formen. Großformat, 280 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf Tafeln. Oldenburg/Hamburg 1968, Gerhard Stalling Verlag.

20.439

Albert Hauser, Vom Essen und Trinken im alten Zürich. Tafelsitten, Kochkunst und Lebenshaltung vom Mittelalter bis in die Neuzeit. 258 Seiten, Farb- und Schwarzweißbilder im Text, Tabellen. Zürich 1962, Verlag Berichthaus.

19.263

Egon Henning, Beobachtungen zum Mahlvorgang an ur- und frühgeschichtlichen Getreidemühlen. (Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift, Bd. 7, Berlin 1966, S. 71—87, 10 Abb.)

19.360 SA

Hubert Kaut und Ludwig Sackmayer, „Alte Backstube“. Führer durch die Zweigstelle des Josefstädter Heimatmuseums — Kleine Kulturgeschichte des Wiener Bäckerhandwerks. 40 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. Wien 1967, Verlag für Jugend und Volk.

19.619 FM-Ö

Stefan Kazimir, Strava ludu na juhozapadnom Slovensku v 18. storoči (Die Volkskost in der südlichen Slowakei im 18. Jahrhundert). (Slovensky Narodopis, Bd. XV, 1967, S. 571—588. Deutsche Zusammenfassung.)

20.059 SA

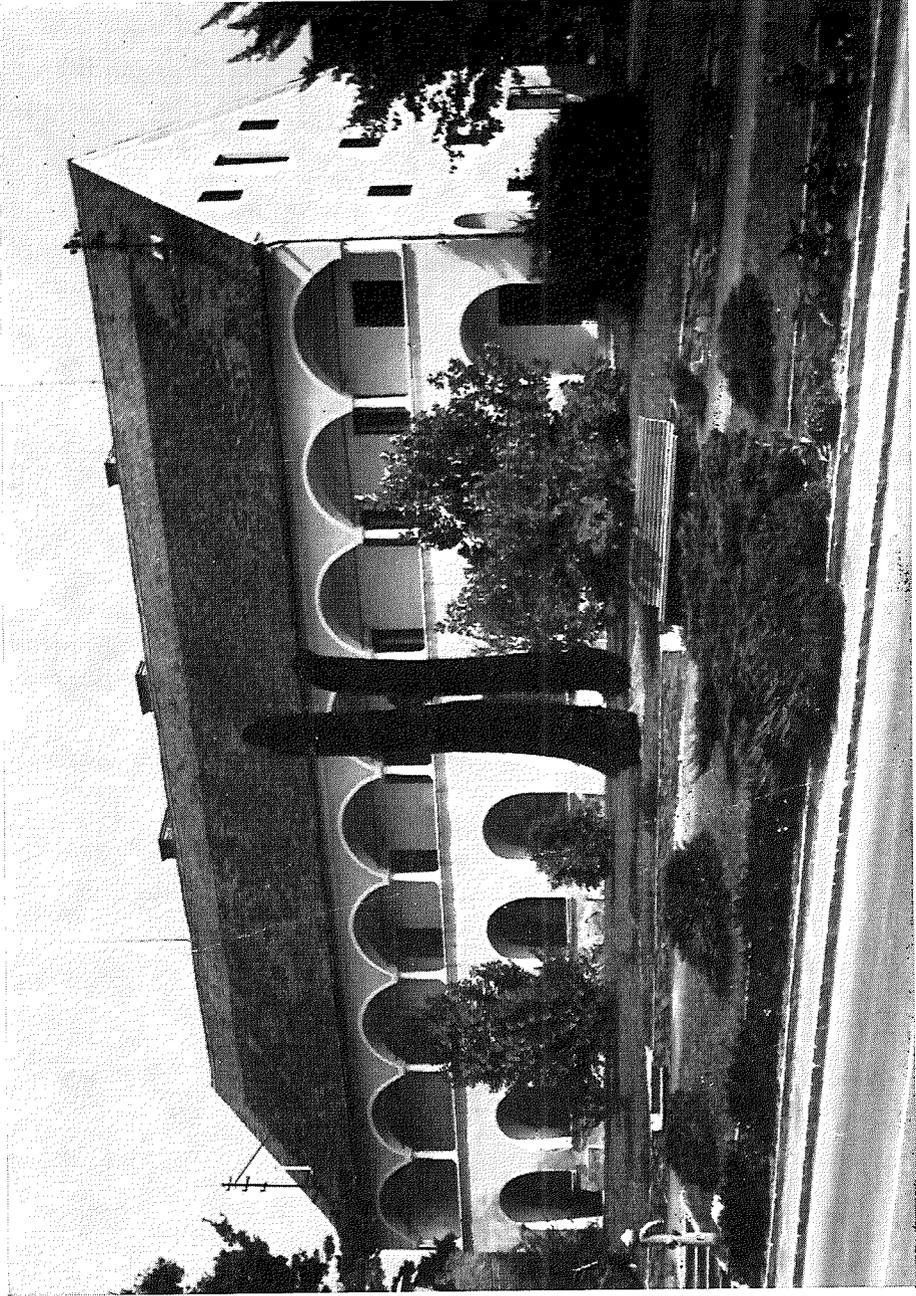
A. J. Bernet Kempers, De grutterij uit Wormerveer. 40 und 8 Seiten, 33 und 6 Abb. Arnheim, Het Nederlands Openluchtmuseum 1961.

19.787 FM-A

- Bernhard Peters, *Onomasiologie und Semasiologie der Preiselbeere* (= Marburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 10). VIII und 112 Seiten, Karten, Abb. Marburg 1967, N. G. Elvert Verlag. 19.811
- Holger Rasmussen, *Heringsfischerei und Heringshandel vom Limfjord nach dem Ostseeraum* (Visby-Symposiet för historiska vetenskapen, 1965, S. 285—269, 3 Abb. im Text). 19.455 SA
- (W. Schwengler und Fr. Dworschak), *Der Wein im Kuenringerland. Kunst, Geschichte, Brauchtum und Wirtschaft*. 82 Seiten, 10 Bildtafeln. Dürnstein (Niederösterreich) 1967. 19.846 FM-Ö
- Otto Streng, *Unser täglich Brot*. 131 Seiten, Abb. Bregenz 1956, Selbstverlag des Verfassers. 20.051
- Max Währen, *Brot und Gebäck im Leben und Glauben des Alten Orient. Vorderasien sechstes bis erstes Jahrtausend vor Christus*. 84 Seiten, mit 31 Abb. und 2 Karten. Bern 1967, Schweizerisches Archiv für Brot- und Gebäckkunde. 19.807
- Friedrich Waidacher, *Zwei Prügelkrapfenrezepte aus Steiermark*. (ÖZV Bd. XXI/70, 1967, S. 41—42.) 19.630 SA
- Günter Wiegelmann, *Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung* (= Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge. Beiheft 1). 270 Seiten, 12 Abb., 26 Karten im Anhang. Marburg 1967, N. G. Elwert Verlag. 60721 / I Atl.
- derselbe, *Speiseeis in volkstümlichen Festmahlzeiten*. (Deutsche Lebensmittelrundschau, Heft 7, Juli 1964, S. 201—204, 1 Karte im Text.) 19.993 SA
- derselbe, *Kontinuität und Konstanz in der Volksnahrung* (Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Berlin 1969. S. 154—171). 21.000 SA

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1970

zu Kundegraber, Stegersbach



1. Das Kastell Stegersbach, heute Museumsgebäude

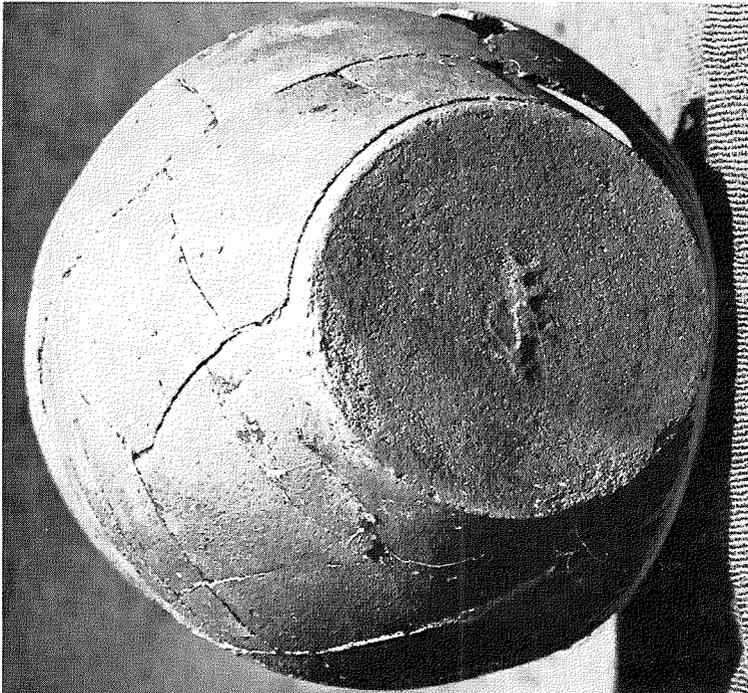


2. Trachtensaufstellung im Museum Stegersbach

zu H a i d, Zwei Wilddarstellungen



2. Gefäßboden mit Hirsch



1. Gefäßboden mit Steinbock

zu H a i d, Zwei Wilddarstellungen



3. Gefäß mit dem Steinbock auf dem Boden

Sämtliche Aufnahmen Fritz Schmidberger, St. Michael,
Obersteiermark

Die Sitzsteine auf dem Judenbichl bei Villach

Von Leopold Schmidt

Der Denkmalbestand der mittelalterlichen Volkskultur Kärntens hat einen herben Verlust erlitten. Er ist im Zuge einer Erdbewegung auf dem „Judenbichl“ hinter dem Nordrand der Ortschaft Judendorf bei Villach entstanden. Die Umstände sind so bezeichnend, daß sie hier festgehalten sein mögen, schon um zu zeigen, wie es sich mit der öffentlichen Einschätzung derartiger Denkmäler überhaupt verhält.

Das gut aufbereitete Material für die folgende Zusammenstellung bietet der gründliche Grabungsbericht von Hans Dolenz über die Gräberfelder von Judendorf, die unter seiner Leitung 1968 in ur- und frühgeschichtlicher Hinsicht erschlossen wurden. Ich entnehme seinem Bericht die wesentlichen Angaben mitunter wörtlich, und zwar jeweils unter Anführungszeichen¹⁾.

„Bis zum Jahre 1968 ragte hinter dem Nordrand der Ortschaft Judendorf ein rund 25 m hoher Terrassenausläufer, der sogenannte ‚Judenbichl‘, empor. Urkundlich wird er im Urbar des bambergischen Burgamtmannes Martin Behem für die Jahre 1579—1586 als die Stelle, an der Sonnwendfeuer abgebrannt wurden, erwähnt. Im gleichen Urbar scheint er unter der Bezeichnung ‚Judenfreydthoff‘ mehrmals bei Grenzbeschreibungen auf.“ (S. 16). „Einige Funde von spätantiker und frühmittelalterlicher Herkunft, die aus Gräbern stammten, die am Fuße des ‚Judenbichl‘ aufgefunden wurden, gaben Anlaß, an dem Bestand eines jüdischen Friedhofes auf dem ‚Judenbichl‘ zu zweifeln. Des weiteren ist ein so enges Nebeneinander älterer nichtjüdischer und jüngerer jüdischer Gräber schon allein aus religiösen Gründen undenkbar. Andererseits gab eine Gruppe von sieben großen Steinen, die auf der Kuppe des Hügels lagen, Anlaß zu Überlegungen, ob diese wegen der Siebenzahl nicht doch zu einem jüdischen Friedhof gehören könnten oder ob vielleicht ein rechtshistorisches Denkmal, etwa ein Bauerngericht, vorliege.“ (S. 16—17). Dolenz hat also die verschiedenen Möglichkeiten der alten eventuell brauchmäßigen Verwendung des Hügels schon

¹⁾ Hans Dolenz, Die Gräberfelder von Judendorf bei Villach (Neues aus Alt-Villach. 6. Jahrbuch des Museums der Stadt Villach, 1969, S. 7 ff.).

früher erwogen, doch wurden offensichtlich keine Konsequenzen daraus gezogen. Eine Unterstellung unter Denkmalschutz scheint nicht durchgeführt worden zu sein.

Jedenfalls konnte die moderne Bauwirtschaft zugreifen und das Gelände aufzuschließen beginnen. Trotz der Hügellage begannen 1968 Arbeiten einer Baufirma, welche den Grund „zur Gewinnung von Schüttmaterial“ ankaufte (S. 17). Dolenz konnte immerhin erreichen, daß Vereinbarungen getroffen wurden, „die eine wissenschaftliche Untersuchung des Hügels noch vor dessen gänzlicher Abtragung ermöglichten“ (S. 17). Dadurch, daß man gar nicht daran gedacht hatte, das Gelände unter Denkmalschutz zu stellen, konnte also seine Abtragung beginnen, und dem ortsansässigen Denkmalpfleger war es nur mehr möglich, Grabungen vor der gänzlichen Zerstörung des Geländes durchzuführen. Die obligaten, von den Baufirmen immer vorgeschützten Schwierigkeiten — Zeitdruck, Wetter usw. — erzwangen sogar Grabungen, die auf mehrere Gräber, die offenbar schon bekannt waren, verzichten mußten. Die Grabungen waren aber dennoch sehr erfolgreich, Dolenz konnte Gräber mit Inhalten aus den verschiedensten Perioden, von der Hallstattzeit bis ins Hochmittelalter, bergen. Diese Tatsache allein beweist schon, daß es sich um ein geschichtlich und volkskundlich gleich hochinteressantes Gelände handelte, um einen gewaltigen Grabhügel für Angehörige der vielen Generationen etwa zwischen 1500 vor und 1500 nach Christus, ein Gelände, aus dem allein schon mehr „Kontinuität“ herauszuerkennen ist, als aus vielen theoretischen Abhandlungen.

Das hat aber alles nichts genützt, der Ausgräber konnte gerade noch die wichtigsten Gräberinhalte des Hügels retten, dann wurde das Denkmal an sich, der Judenbichl selbst, von den Planierraupen überrollt. Dolenz hat recht anschaulich geschildert, was er an den verschiedenen Flanken des Hügels bergen konnte, beispielsweise einen römischen Marmorblock mit einem Relief. Er stellte dabei fest, daß der Block wohl zu einem größeren römerzeitlichen Grabbau gehört habe, „von dem außer einigen unbedeutenden Marmorbruchstücken keine Spur mehr vorhanden war. Der Grabbau könnte einmal auf der Anhöhe des Hügels gestanden haben“ (S. 18).

Wo dieser römische Grabbau gestanden sein könnte, auf dieser Kuppe des Hügels, dort lagen aber immer noch die schon erwähnten sieben Steine. Davon berichtet Dolenz nun im weiteren: „Die Steinsetzung auf dem ‚Judenbichl‘, die dem Verfasser seit Jahrzehnten bekannt war, besteht aus sieben großen unbearbeiteten Felsbrocken aus ortsfremdem jenseits der Drau anstehendem Grüngestein. Sie sind in einem unregelmäßigen Rechteck, und zwar je drei Steine

in der Länge (I—III und V—VII) und ein Stein an einer Breitseite (IV) verlegt. Die Achse ist ungefähr in der Ost-Westrichtung gelegen, der Stein IV liegt an der Breitseite im Osten, während im Westen das Rechteck offen ist. Einige der Steine, I, II, IV und VII, zeigen rezente Bohrlöcher. Die Größe der einzelnen Steine schwankt zwischen 1,60 m Länge, 0,70 m Breite und einer Höhe von rund 0,50 m. Im Verlauf der Grabung kam in der Mitte der Steinsetzung ein in das Erdreich eingesunkener achter Stein (VIII) an den Tag. Er ist der kleinste, von würfelförmiger Form mit den Maßen $0,40 \times 0,40$ m, bei einer Höhe von 0,45 m. In der Mitte der Fläche von $0,40 \text{ m} \times 0,40 \text{ m}$ befindet sich eine rechteckige eingemeißelte Ausnehmung von $25 \text{ cm} \times 13 \text{ cm}$ und einer Tiefe von 5,5 cm.

Mit diesem Fund — setzt Dolenz fort — waren alle Überlegungen, die mit der 7-Zahl der Steine in Verbindung stehen könnten, hinfällig. Die neue Situation ergab eine Steinsetzung, in deren Mittelpunkt aber ein achter Stein stand, der eine Ausnehmung wie für eine Stele hat. Infolge der Kleinheit des Steines und der geringen Tiefe der Ausnehmung konnte kein schwerer und hochaufragender Gegenstand, etwa ein Pfahl, in diesem Zapfenloch gestanden haben.“ (S. 18).

Und Dolenz fügt noch eine weitere Überlegung an, wie sich die Steine sozusagen zueinander verhalten haben mochten, und wozu sie gedient haben könnten. „Für diese Steinsetzung, die zumindest für den Ostalpenraum als Unikat anzusehen ist, ist bisher kein Gegenstück als Vergleichsbasis bekannt. Die Freilegung und die dabei aufgedeckten Gräber von urgeschichtlicher und von frühmittelalterlicher Herkunft lassen die Steinsetzung als ein einzigartiges Grabmal erscheinen. Eine zeitliche Einordnung war erst nach Abschluß der Grabung möglich, auf die in der anschließenden Zusammenfassung für die frühmittelalterlichen Gräber nochmals eingegangen wird.“ (S. 18). Die Schlußfolgerungen dieses Satzes erscheinen mir nicht ganz klar. Inwiefern die Grabung einerseits und die aufgefundenen Gräber andererseits gerade auszusagen vermochten, daß es sich um ein „Grabmal“ gehandelt habe, ist zumindest aus den bisherigen Ausführungen nicht zu erkennen. Zur zeitlichen Ansetzung der Steinsetzung gehört jedenfalls folgende Feststellung von Dolenz: „Bei der Grabung in der Steinsetzung zeigte es sich, wie schon erwähnt, daß die Störung der Hallstattgräber nicht allein bei der Verlegung der Steinblöcke erfolgte, sondern daß tieferliegende jüngere Gräber ebenfalls mit einer Ursache gewesen sein mußten. Diese konnten, nach früher am Fuße des Hügels gemachten Funden der Spätantike, dem Frühmittelalter bis Hochmittelalter oder, nach dem schon am ersten Tage der Aus-

grabung an den Tag gekommenen römerzeitlichen Relief, auch dieser Zeit angehören.“ (S. 28). Das heißt doch wohl, daß die Steinblöcke jünger als die hallstattzeitlichen Gräber, und daher überhaupt nicht urgeschichtlich sind. Welcher der erwähnten historischen Epochen sie angehören, bleibt hier noch unerörtert.

Die Erläuterung folgt erst nach den detaillierten Angaben über verschiedene Gräber, die eine Steinauflage oder eine Steineinfassung aufwiesen. „Im Zusammenhang mit den Steinsetzungen in und auf den Gräbern muß auch die große Steinsetzung I—VIII stehen. Nach der Lage der Gräber ist diese wahrscheinlich erst dann errichtet worden, als der oberste Punkt des Gipfels bereits durchwegs mit Gräbern belegt war, da z. B. die Gräber J 6 und 7 zum Teil unter dem Stein II lagen. Da diese Gräber der Gipfelpartie am reichsten mit Schmuck des 10.—11. Jahrhunderts n. Chr. ausgestattet waren, ist die Errichtung der großen Steinsetzung in dieselbe Zeit einzu-reihen. Für den Mittelstein VIII — er ist ebenso wie die Steinsetzung I—VII ohne Vergleichsmöglichkeit — bleibt nur die Annahme übrig, daß er als Sockel eines Grabmales unbekannter Art diene.“ (S. 44) Verstehe ich recht, so nimmt Dolenz an, daß die Steinsetzung, weil sie über Gräbern aus dem 10. bis 11. Jahrhundert stand, auch aus dieser Zeit stammen muß, und daß sie selbst, oder doch der Mittelstein (VIII) wieder zu einem Grabmal gehörten.

Da Dolenz selbst zugibt, daß ihm keine Vergleichsmöglichkeit bekannt sei, welche in dieser Hinsicht beweiskräftig sein könnte, mag es wohl erlaubt sein, den Komplex „Steinsetzung“ von einem anderen Standpunkt aus zu betrachten. Eigentlich von einem, den Dolenz einstmals offenbar schon selbst eingenommen hat. Schreibt er doch (S. 17), von der Überlegung, ob vielleicht „ein rechtshistorisches Denkmal, etwa ein Bauerngericht“ vorliege. Ich sehe nicht, daß die Grabung diese Überlegung zu stören oder unwirksam zu machen imstande war: So viele Gräber der Judenbichl auch getragen hat, so viele auch unmittelbar unter der Steinsetzung aufgefunden werden konnten, die Steinsetzung selbst muß deshalb doch nicht auch noch ein Grabmal gewesen sein. Vielmehr ist es nach den entsprechenden Parallelen gar nicht anzunehmen, daß sie eines war. Es lag und liegt bei weitem näher, hier ein rechtshistorisches Denkmal, etwa ein „Bauerngericht“ anzunehmen. Wenn Dolenz meint, im Bereich der Ostalpen seien keine Entsprechungen bekannt, so hindert dieser Umstand ja nicht, ähnliche Steinsetzungen in anderen Landschaften zum Vergleich heranzuziehen. Und diese anderen Steinsetzungen sind eben durchwegs rechtsgeschichtliche Denkmäler, etwa im Sinn von „Bauerngerichten“.

Die rechtsarchäologische Situation ist bekannt. Im ganzen deutschen Bereich, auch an seinen Grenzsäumen, hat es im Mittel-

alter Gerichtsstätten im Freien gegeben, an denen Steinsitze für den Richter und die Schöffen standen. Ich zitiere der Einfachheit einige Stellen aus der „Rechtlichen Volkskunde“ von Eberhard Freiherrn von K ü n ß b e r g: „Eine Bodenerhebung war für die Dingstätten sehr beliebt und geeignet“ (S. 98). „Die Schöffen sitzen auf Bänken, die oft im Rechteck aufgestellt sind; daher ist von den vier Bänken oder der ‚vierschar‘ die Rede, in fränkischer Zeit von den quattuor solia. Da Stühle und Bänke aus Holz im Freien immer erst herbeigeschafft werden mußten, so waren solche aus Stein zweckmäßiger. Diese haben jedenfalls das Gericht Jahrhunderte überdauert und sind heute noch Zeugen der Vergangenheit.“ (S. 98). Soweit die Bauunternehmer und ihre Planiererraupen sie nicht von ihrem alten Platz verdrängt haben, möchte man heute hinzusetzen. Aber lassen wir weiter Künßberg über die Schöffenstühle berichten: „Bei dem Blutgericht an der Kreuzgasse in Bern war einst der Richterstuhl aus Stein, später wurde er jedesmal aus Holz neu aufgebaut. Noch heute ist die Gerichtsstätte in Nonn bei Reichenhall zu sehen, die sog. ‚Schranne‘. Um einen Nußbaum liegen auf steinernen Sockeln im Quadrat 4 Balken von je 10 Fuß Länge, die als Bänke dienen. Runde Steinbänke hat die Gerichtsstätte von Cavalese im Fleimser Tal. Den Gerichtstisch in Trautliebendorf (Schlesien) umgeben 9 Sitze, von denen 2 niedrige Rückenlehnen hatten; alle sind aus Felsblöcken herausgearbeitet. Das sog. „Römer Femgericht“ in Hainhaus im Odenwald ist nicht echt, sondern diese 6 Steinsitze stammen aus dem 18. Jahrhundert und waren nie Gerichtsstühle“²⁾. Man sieht, die Rechtsarchäologie kennt die verschiedensten Formen solcher Gerichtssitze im Freien, man konnte sich über die Sitzsteine auf dem Judenbichl längst genau orientieren, wenn man sie richtig, nämlich eben im Sinn der Rechtsvolkskunde einordnen wollte.

Vielleicht erscheint es angezeigt, noch einige weitere derartige Rechtsstätten mitten im altdeutschen Gebiet vorzustellen, um für das alte bambergische Land bei Villach von vornherein die richtigen Zusammenhänge anzudeuten. Wilhelm F u n k hat mehrere Hinweise eindrucksvoll zusammengestellt: „Die erhaltenen steinernen Tische und Stühle gehören zum weitaus überwiegenden Teil zu dörflichen Dingstätten, höchst selten zu Zentgerichtsstätten, vermutlich deshalb, weil die meisten Blutgerichte schon sehr frühzeitig in Rat- oder Gerichtshäuser verlegt worden sind, so daß man im Freien keine steinernen Stühle und Bänke mehr aufstellte.

²⁾ Eberhard Frhr. von K ü n ß b e r g, Rechtliche Volkskunde (= Volk — Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 3). Halle 1936.

Können wir doch bereits seit dem 18. Jahrhundert künstliche Nachahmungen solcher Dingstätten feststellen, die einer barocken spielerischen Laune ihr Entstehen verdanken. () Die meisten dörflichen Dingstätten mit steinernen Tischen und Bänken nennt Hessen-Nassau sein eigen. Nahezu ein halbes Hundert ist dort noch erhalten, vom roh behauenen Steinklotz — so der Tisch von Vollmarshausen bei Kassel und die Steinsitze von Sterzhäusen — bis zur sauberen Steinmetzarbeit. Häufig sind es Tische mit kleiner quadratischer Platte auf kubischem Fuß, an die man auch rechts und links Steinbänke gestellt hat.“ Und Funk versucht einen Überblick über das ganze Gebiet zu geben, wobei es sich herausstellt, daß aus Süddeutschland weniger derartige Steinsetzungen bekannt geworden sind als aus Hessen und Franken. Das gilt also auch für unsere an Süddeutschland angrenzende Landschaften, in denen man freilich die eigentlichen historischen Beziehungen jeweils erst zur näheren Erklärung der Situation heranziehen muß. Funk hat den Bestand nur ganz cursorisch gekennzeichnet: „Aus dem Donauland und dem Alpengebiet sind bisher nur wenige Beispiele bekannt geworden die steinernen Sitze von Hohenaltheim bei Nördlingen, die vier Holzbalken auf Steinfüßen um einen jungen Nußbaum bei Nonn (Reichenhall), ferner im ehemaligen österreichischen Gebiet die Tische von Oberalm bei Hallein, von Leonbrunn und St. Georgen bei Bruneck. Ihnen schließt sich die einzig schöne Malstatt von Cavalese im Fleimser Teil (Südtirol) an, um deren runden Tisch als Mittelpunkt sich die Steinbänke und der umfassende Mauerkranz in konzentrischen Kreisen legen. Zu diesen süddeutschen Steinstühlen im Freien zählen außerdem die zwei schon genannten Beispiele, der Herzogsstuhl auf dem Zollfeld bei Klagenfurt und der Richterstuhl des kaiserlichen Hofgerichtes zu Rottweil.“ Und auch Funk schließt wie Künßberg mit berühmten schlesischen Beispielen: „In Schlesien treffen wir außer dem ‚Butterstein‘ am Rathaus zu Strehlen die ausgezeichnet erhaltene Gerichtsstätte bei Trautlieborsdorf (Landeshut), die aus einem mächtigen Steintisch und neun sesselartigen Steinstühlen besteht“³⁾.

Man sieht, die Rechtsarchäologen haben sich im wesentlichen besonders für unsere Landschaften immer mit den gleichen, längst bekannten Beispielen begnügen müssen. Freilich sind die erhaltenen und gepflegten Rechtsdenkmäler dieser Art, der Herzogsstuhl auf dem Zollfeld oder die „banca della reson“ bei Cavalese leichter festzustellen, darzubieten und abzubilden als verlorene, vergessene Denkmäler, die eigentlich der gleichen Gattung angehören, aber

³⁾ Wilhelm Funk, Alte deutsche Rechtsmale. Sinnbilder und Zeugen deutscher Geschichte. Bremen-Berlin 1940. S. 54 ff.

nicht einmal der nächsten Umgebung mehr ihrer ehemaligen Eigenart nach bekannt sind.

Die Zusammenstellungen von Künßberg und von Funk lassen noch nicht erkennen, daß die von ihnen behandelten Gerichtssteine nicht selten im Bereich von Heiligtümern und von Begräbnisstätten, beziehungsweise an oder auf Friedhöfen standen. Gerade solche Bezeugungen finden sich in Österreich wie in Südtirol mehrfach: In Wien war es der Asylstein der „Schottenfreyung“, also der Rechtsstein im Friedhof des Schottenklosters, wohl seit dem 12. Jahrhundert⁴⁾. In Graz steht der Gerichtsstein noch an der Ecke der mittelalterlichen Leechkirche⁵⁾. Der „Gerichtsstein“ auf dem Friedhof von St. Georgen bei Bruneck in Tirol ist schon 861 als „in publico placito prope ecclesiam Sancti Georgi“ erwähnt⁶⁾. Der „Malstein von Amlach in Osttirol“ liegt hinter der dortigen St. Ottilienkirche, ein mit drei Eisenreifen umfangener „Malstein“⁷⁾. Gerichtsstätten früh- und hochmittelalterlicher Art auf Grabstätten sind bei uns also nicht ungewöhnlich, man kann in einem Fall wie dem des Judenbichls bei Villach also stets und von vornherein daran denken.

Man muß dies wohl noch in weit stärkerem Ausmaß, wenn man bedenkt, was John Meier über den Zusammenhang von „Ahnengrab und Rechtsstein“ zusammengetragen hat⁸⁾. Der Komplex „Vorgeschichtliche Gräber als Rechtsstätten“ ist zumindest seit John Meier für die volkscundlich-rechtshistorische Forschung eine Selbstverständlichkeit. Wenn ein ganz offensichtlich mit ur- und frühgeschichtlichen Gräbern belegter Hügel wie der Judenbichl bei Villach eine entsprechende Steinsetzung aufweist oder besser gesagt aufwies, dann konnte man sich wirklich die Dutzende von Beispielen bei John Meier hernehmen und die ungefähr verwandten Fälle überprüfen. Es ist dabei in diesem Zusammenhang nicht von erstangiger Bedeutung, nun den gedanklichen Zusammenhang von Begräbnisstätte und Rechtsstätte, im besonderen der zu Gerichts-

⁴⁾ Gustav Gugitz, Sagen und Legenden der Stadt Wien. Nach den Quellen gesammelt und mit kritischen Erläuterungen herausgegeben. Wien 1952, S. 132 f. Nr. 124.

⁵⁾ Viktor von Geramb, Zur ältesten Geschichte des Grazer Lechhügels (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. XXVI, Graz 1931, S. 127 ff.)

⁶⁾ Deutsche Gaue, Bd. 31, Kaufbeuren 1930, S. 14 f.

⁷⁾ Hans Hochenegg, Die Kirchen Tirols. Die Gotteshäuser Nord- und Osttirols in Wort und Bild. Innsbruck 1935. S. 269.

⁸⁾ John Meier, Untersuchungen zur deutschen Volkskunde und Rechtsgeschichte. Ahnengrab und Rechtsstein (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde Bd. 1). Berlin 1950.

zwecken dienenden Steinsetzung weiter herauszuarbeiten. Es hat diese Zusammenhänge gegeben, es ist an sie geglaubt worden, in vielen Fällen haben sich Hügel, auf denen derartige Dingsteine standen, bei Grabfunden als ur- oder frühgeschichtliche Begräbnisstätten herausgestellt. Daher man also umgekehrt berechtigt sein dürfte, den Judenbichl, der so viele Gräber enthalten hat, auch als Rechtsstätte anzusprechen, die er gerade deshalb war, weil er eben ein einziger großer Grabhügel war.

Zwei Dinge scheinen in diesem Zusammenhang noch besonders bemerkenswert: Der Judenbichl als traditioneller Platz der Sonnwendfeuer und der Name der Lokalität. Daß der Platz, an dem Jahresfeuer abgebrannt werden, traditionell gegeben erscheint, ist bekannt⁹⁾. Ob es sich dabei und in welchem Ausmaß es da um Stätten, vor allem um Anhöhen handelt, die in den Bereich der Rechts- wie der Totenbräuche gehören, ist dabei anscheinend noch weniger beachtet. Die Möglichkeit ist jedenfalls gegeben. — In ungefähr gleichem Zusammenhang muß noch der Name des Hügels erörtert werden. Dolenz hat den Namen des Judenbichls im Zusammenhang mit dem Ort Judendorf behandelt, und sich bei den weiteren Überlegungen von der Erforschung der mittelalterlichen Judendörfer in den Alpenländern und weiterhin leiten lassen. Die tatsächlich als Judensiedlungen bezeugten Judendörfer haben jedoch mit anderen Juden-Ortsnamen nichts zu tun. Es gibt genug Höhen, Felsen, Steine usw., die heute Juden-Stein usw. heißen, ohne etwas mit Juden zu tun zu haben. Es steht dabei ähnlich wie mit Zusammensetzungen mit Heiden, die auch mit wirklichen Heiden, also Vorchristen, nichts zu tun haben müssen, die vielleicht nur so heißen, weil die Bevölkerung irgendetwas daran absonderlich fand. Bei den Juden-Bezeichnungen spielt vermutlich noch mit, daß ältere ähnlich klingende Benennungen unverständlich wurden und deshalb dann die geläufige Juden-Bezeichnung an die Stelle des älteren Namens treten konnte. Das dürfte beispielsweise bei dem vielgenannten Judenstein bei Rinn auf dem Tiroler Mittelgebirge der Fall sein¹⁰⁾.

Aber ganz abgesehen von solchen Fragebereichen, die ihrer eigenen Problematik wegen auch eigens behandelt werden müßten, dürfte nun doch schon feststehen: Die Steinsetzung auf dem Judenbichl, diesem großen Grabhügel mit den weit zurückreichenden Bestattungen, mit dem merkwürdigen Namen, mit der Eigenheit,

⁹⁾ Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (= Deutsches Volkstum, hg. John Meier, Bd. 5). Berlin und Leipzig 1936. S. 70 f.

¹⁰⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 3: Tirol und Vorarlberg. Wien 1956. S. 64 f.

Stätte der Sonnwendfeuer zu sein, diese Steinsetzung ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine traditionelle Stätte der volksmäßigen Rechtsprechung gewesen. Die Zahl und Stellung der Steine dürfte anzeigen, daß es sich um den Stuhl eines Richters auf der einen Schmalseite des Rechteckes, und um die Stühle von insgesamt sechs Schöffen, nämlich je drei auf den beiden Langseiten des Rechteckes gehandelt hat. Die Westseite des Rechteckes blieb frei, dort stand offenbar der Beschuldigte. Auf dem kleinen, versunkenen Stein in der Mitte (VIII) mag eine Tischplatte angebracht gewesen sein. Der Vergleich mit anderen „Bauerngerichten“ zeigt, daß die Zahlenverhältnisse immer wechseln, und daß auch bei gut bekannten Steinsetzungen nicht immer die gleiche Zahl von Steinen festgestellt werden kann. Die in Wort und Bild mehrfach festgehaltenen „Neun Steine“ von Hettenleidlheim in der Pfalz waren einmal neun, dann sollen es wieder elf, ein andermal wieder vierzehn gewesen sein¹¹⁾. Alle dinglichen Beziehungen können, wie der besonders durch die Zusammenstellungen bei John Meier ermöglichte vergleichende Blick ergibt, überall wechseln. Es bleiben nur die Grundzüge fest: Die Rechtsstätte auf dem durch Gräber geheiligten Hügel, die steinernen Sitze in einer gewissen Ordnung, die man sich nicht zu starr vorstellen darf. Sie kann seit der Errichtung dieses Freigerichtes mehrmals gewechselt haben.

Man könnte hier die Frage anknüpfen, wann mit dieser Errichtung, mit der Aufrichtung der Steinsitze auf dem Judenbichl wohl gerechnet werden darf. Dolenz hat auf das Frühmittelalter hingewiesen, weil die Gräber des 10. bis 11. Jahrhunderts unter diesen Steinen liegen. Man könnte umgekehrt daraus schließen, daß die Steine jedenfalls später, also erst nach dem 10. Jahrhundert hier zusammengestellt worden sein mögen. Mag sein, daß die Gerichtsstätte noch im 11. Jahrhundert, als Bamberg den Ort Villach erhielt und dort auch seine Rechtsgewohnheiten heimisch machte, errichtet wurde. Wenn das Marktrecht von Villach 1057 nach dem Marktrecht von Hersbruck in Franken geformt wurde¹²⁾, warum sollen nicht auch die Rechtsstätten im Villacher Bamberger Bereich nach den gerade in Franken wie in Hessen so stark verbreiteten Vorbildern gestaltet worden sein. Das würde die Beobachtung von Dolenz unterstreichen, daß ähnliche Anlagen in den Ostalpenländern bisher nicht bekannt worden seien: Es handelt sich eben nicht um eine Angelegenheit in einem allgemeinen Rahmen der „Ostalpen“, sondern um eine Rechtsstätte, und die ist zweifellos unter dem Einfluß

¹¹⁾ John Meier, wie oben, S. 12.

¹²⁾ August Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. Bd. I. Urzeit bis 1246. Klagenfurt 1928. S. 194.

der ihr Recht mit sich führenden bambergischen Lehensverwalter gestaltet worden.

Auch dieser Zug ließe sich mit den Methoden der rechtsgeschichtlich beeinflussten historischen Volkskunde sicherlich noch weiter verfolgen. Zunächst soll hier nur auf den ganzen Komplex hingewiesen werden, nicht zuletzt freilich mit dem Hinweis, daß diese Stätte nun eben doch verlorengegangen ist. Nach ungefähr neunhundert Jahren ist etwas zerstört worden, das wohl bei etwas mehr Denkmalschutz auch auf diesem Gebiet hätte erhalten werden können. Vielleicht ist zu hoffen, daß die Steinsetzung an einer anderen Stelle wieder errichtet wird. Auch das ist, wie Beispiele zeigen, mitunter schon durchgeführt worden. Eine museale Betreuung, eventuell eine Aufstellung in einem Freilichtmuseum oder irgendeine ähnliche sinnvolle Gestaltung des alten Rechtsdenkmales würde sich wohl finden und durchführen lassen.

Tiere und Tiersymbole auf Waagen

Von Fritz Fahringer¹⁾

I. Schlangenwaagen

Hermes, Merkur und der Kaduceus

Hermes ist der griechische Gott, der Herold und Bote des Zeus. Erfinderisch und verschmitzt, vielbegabt und vielseitig, wurde er zum Beschützer der Kaufleute und Diebe, aber auch die Glücksrute und die Lose sind ihm geheiligt. Er wurde auch zum Gott der Gymnastik und zum Gott der gewandten Rede. Später wurde Hermes Begleiter der Geister der Verstorbenen in die Unterwelt: Seelengeleiter. (Im Christentum übernahm diese Aufgabe im abgewandeltem Sinne unser St. Michael, der Waagenheilige.) Das Attribut von Hermes ist der Heroldstab und Flügel. Von den Römern wurde er dem Merkur gleichgesetzt. Der Kaduceus ist der Hermes- oder Merkurstab, ein mit zwei zusammengeschlungenen Schlangen, die einander die Köpfe zukehren, bekrönter Stab. Der Kaduceus dient als Sinnbild des Handels.

Ladenschlangen

Arthur Haberlandt beschreibt die Ladenschlange so: „Eine über dem Ladentisch von Gewürzkrämern, vielfach auch in Apotheken, an der Decke hängende, geschnitzte und bemalte Schlange oder Basiliskengestalt — manchmal auch zwei ineinander verschlungen —, an die man Waren wie Würste, Schnüre und Bänder oder auch Tücher anhängte. Ladenschlangen sind so vom 16. Jahrhundert bis auf die Gegenwart von den österreichischen Ländern über Ostdeutschland bis Mittelschweden bezeugt, während sie in Mitteldeutschland in älteren Bierwirtschaften als Huthalter Verwendung fanden. Es kommt ihnen in ihrer Erscheinung zumal in Apotheken wohl eine verborgene glückhafte Bedeutung zu, zum

¹⁾ Der Verfasser hat eine umfangreiche Bildersammlung zu seinem Text angelegt, die wir in unserer Zeitschrift leider nicht veröffentlichen können. Die Liste der von Fahringer gesammelten Waagen-Bilder bleibt dennoch so wertvoll, daß wir sie hier in extenso abdrucken. Red.

ändern entspricht ihre Anbringung zwischen dem Geschäftsinhaber und dem Kunden der Abschränkung der schwedischen Wohnstuben durch gleichartig gestaltete Kronstangen in hausrechtlich festgelegte Streifen nächst der Eingangstüre, im Mittelteil und beim Tischwinkel. — Ihre Stilgebung zeigt romanische Anklänge.“

Zwei solcher Ladenschlangen fand der Verfasser in Pürgg, in einem längst aufgelassenen Kramladen (Pürgg, Hausnr. 3, „Hois'n“, früher zum uralten Kaufladen des A d o l f A d a m gehörig und von dessen Vorfahren aus Konkurrenzgründen aufgekauft und stillgelegt.) Eine andere in Weißenkirchen bei Frankenmarkt in Oberösterreich, wo sie noch bis zum Zeitpunkt der Erwerbung durch den Verfasser so in Gebrauch stand, wie dies Haberlandt beschreibt. Als der Hois'n-Kramladen vor wenigen Jahren ausgeräumt wurde und das alte Inventar teils als Brennmaterial, teils auf den Schutt geworfen wurde, fand sich ein alter Holzstempel mit dem Kaduceus und den Namensinitialen des A. A. = Adolf Adam. Achtlos beiseite geworfen, verdanke ich den Fund meinem Sohn Sigurd, welcher die Abfuhr des Schuttes übernommen hatte.

Schlange n w a a g e n

Anlässlich der Bestandsaufnahme meiner umfangreichen Waagensammlung fanden sich eine größere Anzahl von gleicharmigen Balkenwaagen, deren Waagebalkenenden („Orte“) als Schlangenköpfe ausgebildet sind. Doch auch an anderen Stellen trat die Schlange unverkennbar auf. Bisher meines Wissens in der Literatur unbeschrieben, war die Assoziation nicht mehr schwierig. Kurz und bündig nannte ich alle Waagen, auf welchen Schlangenköpfe, manchmal auch ganze Schlangenleiber vorkommen, einfach „Schlangenwaagen“. Das Vorkommen von z w e i Schlangenköpfen auf einem Waagebalken deutet doch unzweifelhaft auf die beiden Schlangen des Kaduceus hin. Wo die Schlange allein vorkommt, kann es auch nur die „Kaufmannsschlange“ sein. Das folgende Inventar bringt eine kleine Auswahl solcher Schlangenwaagen.

Inventar

Abb. 2056/berta:

Merkur mit dem Kaduceus. (Titelblatt des „Allgemeinen oder neuesten Wiener Secretär für alle im Geschäftsleben ... vorkommende Fälle“, 1838.)

Abb. 2052:

Der Kaduceus nach einem pompejanischen Wandgemälde.

Abb. 2050: / a:

Zwei Ladenschlangen, untereinander hängend, 2,49 m lang, 4 cm Holzstärke, Fichtenholz, aus dem alten Kramladen des Adolf Adam, Pürgg-Hois'n. (Zum leider schlechten Foto: unten nur Schatten! Die beiden oberen herausretuschieren.)

Abb. 2050/berta:

Details der Köpfe der Adamschen Ladenschlangen.

Abb. 2051/berta:

Ladenschlange, Weißenkirchen bei Frankenmarkt, O.-Ö., 4,20 m lang, Kopf 400 x 220 x 120 mm. Bis Oktober 1967 im dortigen „G'wölb“-Kramladen in Gebrauch gestanden. Bemerkenswert durch die Leibwindungen. Dadurch entsteht das Bild eines Brezels. Der erste Teil dieses Brezels ist 460 mm hoch. Die Brezel bedeutet Fruchtbarkeit und ist ein Ewigkeitssymbol.

Abb. 2051/c:

Detail des Kopfes der Weißenkirchner Ladenschlange. Einige Zähne fehlen, die Zunge sitzt lose im Maul. Durch diesen Kopf wirkt die ganze Schlange furchterregend. Meines Wissens ist eine so große Ladenschlange — aus einem Stück Fichtenholz geschnitten und geschnitzt — zumindest sehr selten, wenn überhaupt in solcher Größe unbekannt.

Abb. 2051/a:

Ladenschlange in einem alten Gewölbeladen, wie beim alten Hois'n-Kramladen über der Budel hängend. Aus den „Fliegenden Blättern“, 1888.

Abb. 2057/a:

Der Merkurstab in der Lebzeltermarke von Josef Hofer, Rottenmann, datiert 1822. A n t o n H o f e r jun., ein Sohn des letzten Lebzelters Anton H. sen., der die Lebzelterei noch in seiner Jugend betrieb, hatte die Liebenswürdigkeit, mir die Deutung des von ihm befragten Symbolforschers Rosenberg, Horw, England, bekanntzugeben, der zu dieser Lebzeltermarke sagte: „Ich halte den unteren Teil der Figur für ein Brezel, also ein Berufssignum. Die Brezel ist, wie der Seelenzopf und wie die Schnecke, ein Unendlichkeitszeichen. Demnach ein Zeichen für unendliches Leben bzw. Wiederkehr nach dem Tode. Der längliche obere Teil ist zu oberst der sogenannte Merkurstab, der die Grundform vieler Kaufmanns- und Handelszeichen bildet.“

Abb. 2057/e:

Einer der vielen Model der Hofer'schen Lebzelterei, welche alle das vorbeschriebene „Werkstattzeichen“ tragen. Links seitlich die Lebzeltermarke mit der Jahreszahl 1822. Die Hauptseite zeigt einen Spielmann. Der Model ist 224 mm hoch, 106 mm breit und 33 mm stark. Birnholz. Die leihweise Überlassung dieses wertvollen Modells danke ich wiederum Herrn Anton Hofer jun.

Abb. 2058:

Firmenstempel, aus Holz geschnitzt „A(nton) A(dam)“ mit dem Merkurstab. Im Negativ geschnitzt. 80 x 105 mm.

Abb. 2060:

Das Zweischlangennmotiv kommt aber auch auf anderen Gegenständen, die in irgend einem Zusammenhang zum Kaufmannsleben stehen, vor. Auf barocken Zinnpitschen = Schraubflaschen zum Beispiel. Ganze Henkelbreite 75 mm.

Abb. 2062:

Zweischlangenn-Tür- oder -Kastenbeschlag, Eisenblech, verzinkt, 250 mm. Barock.

Abb. 2063:

Zweischlangennmotiv auf einer Trientiner-Fußwärmer-Schüssel. (Diese wird mit glühenden Holzkohlen gefüllt und auf den Boden gestellt. Insbesondere auch in den im Winter so fußkalten Kaufmannsläden.) Griff 85 mm breit.

Abb. 2065/berta:

Gleichschenkeliger Waagebalken, Schmiedeeisen, 940 mm lang. Die beiden Orte als typische Schlangenköpfe ausgebildet. (Balken mit vielen Eichjahreszeichen: Ältestes Jahr 1702 („702“), ferner deutlich lesbar: 1775, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786 und 1788.

Abb. 2065/c:

Detail eines Ortes. Die Schlangenzunge muß man sich — mit einiger Phantasie — in diesem drehbaren Haken vorstellen. — Kopf: 73 mm Länge.

Abb. 2065/d:

Auch der Aufhängehaken kann als gekrümmte Schlange gedeutet werden (übrigens bei anderen Stücken noch wesentlich deutlicher). 106 mm Höhe.

Abb. 2066/a:

Ein „k. k.“ Waagebalken, Schmiedeeisen, 640 mm lang. 10 lb Tragkraftangabe. Viele Eichzeichen und -jahre. Ältestes 1866.

Abb. 2066/berta:

Einzelansicht eines Ortes mit Schlangenkopf. 70 mm Länge.

Abb. 2066/d:

Die Mittelschneide ist beiderseits durch einen Habsburgeradler (Gelbguß) verkleidet. Natürliche Größe: 50 x 45 mm.

Abb. 2067/a:

Schmiedeeisen-Waagebalken, 640 mm lang. Datiert und mit Symbolen versehen. Jahreszahl 1807. Beide Orte mit Schlangenköpfen.

Abb. 2068/berta:

Was diesen Balken so interessant macht, sind seine Symbole. Von links nach rechts: „18“ (zur Jahreszahl gehörig), Dreieck mit Punkt in der Mitte: steht für das Auge Gottes („Gott sieht alles“), Blattornament als Lebensbaumsymbol = Ewigkeitszeichen. „S. R.“ sind Initialen des Besitzers, Blattornament = Lebensbaum zugehörig, Frucht (Eichel) = zum Lebensbaum gehörig und Fruchtbarkeitszeichen schlechthin. Es folgt Kreuzzeichen mit je einem Punkt zwischen den Balken. Kreuz = Lichtsymbol. Punktkerben? „07“ gehört zur Jahreszahl 1807.

Abb. 2068/c:

Detail der Symbole. Links das Auge Gottes, rechts Lebensbaummotiv.

Abb. 2068/d:

Die auf der rechten Balkenseite befindlichen Fruchtbarkeits-Lebensbaumzeichen.

Abb. 2069/a:

Schmiedeeiserner Waagebalken, 612 mm lang. Die beiden Orte mit sehr eigenwilligen Schlangenköpfen, 18. Jh. oder früher.

Abb. 2069/berta:

Detail eines Ortes mit dem spitzen Schlangenkopf. 52 mm lang.

Abb. 2071/a:

Sehr primitiv geschmiedeter Waagebalken, 536 mm lang, mit wiederum sehr eigenwilligen Schlangenköpfen. Auch der Aufhängehaken ist Schlangenleib-ähnlich.

Abb. 2071/berta:

Detail eines Ortes.

Abb. 2073/a:

Sehr schön gearbeiteter, schmiedeeiserner Waagebalken, 493 mm lang. Die beiden Orte sind als merkwürdige Schlangenköpfe ausgebildet; das Krönlein wanderte vom Haupt zur Maulseite, die Zunge wiederum zweckentsprechend als Schalenaufhängehaken umgebildet. Auch der Aufhängehaken ist Schlangenleib-artig.

Abb. 2073/berta:

Detail eines Ortes. Das Auge ist wie eine Swastika. 44 mm Kopflänge.

Abb. 2074/a:

Ständerwaage mit Schlangenleib am Ständer. Ständerhöhe 750 mm. Waagebalken 370 mm. Geeicht vom Wiener Filialeichamt 1878. Der Aufhängehaken geht in einen Schlangenleib über.

Abb. 2074/berta:

Detail des Schlangenleibes, 160 mm lang.

Abb. 2075/a:

Schmiedeeisen Waagebalken, 357 mm lang, mit langen Schlangenköpfen an beiden Orten. 18./19. Jh. Sign. mit „2 lb“ (Tragkraftangabe = 1,12 kg). Später am Balken mit „1 kg“ (1 kg Tragkraft) umsigniert. Zahllose Eichzeichen und -jahre ab 1900 bis 1946.

Abb. 2079/a:

Apotheker-Schlangenwaage. Eisenbalken 150 mm lang, an beiden Orten Schlangenköpfe. Geeicht vom Wiener Filialeichamt 1900.

Abb. 2080/a:

Apotheker-Reisewaage. Vollständig zerlegbare Ständerwaage. Die einzelnen Teile finden in der mit violetterm Samt ausgeschlagenen Lade, vorbestimmte Plätze. Schatulle 215 x 112 x 50 mm. Waagebalken vernickelt, 107 mm lang. Beide Orte Schlangenkopf-ähnlich. Nicht diese interessieren uns aber, sondern der Aufhängehaken, der als Schlangenkopf mit Teil des Leibes ausgebildet ist. Ständerhöhe: 160 mm.

Abb. 2080/d:

Detail des Schlangenkopfes als Aufhängehaken. Der ganze Bügel (Kopf mit Leibstück) ist nur 30 mm lang und ca. 4 mm breit und stark. Erst in der fotografischen Vergrößerung ist die geradezu

minutiöse und groteske Darstellung gut sichtbar. Sogar die Zähne dieses nur 4 x 4 mm großen Kopfes sind noch angedeutet. Der Aufhängehaken ist 8 mm lang und auf der Kopfunterseite fixiert. — Waage vor 1900. Trient.

Abb. 2083:

Auch eine sogenannte „Galgenwaage“ (weil Waagebalken durch eine Kordel betätigt wird und bei Nichtgebrauch arretiert ist) weist einen Schlangenleib als Träger des Waagebalkens auf. Diesmal beißt die Schlange förmlich „vor Wut“ in den obersten Teil der Schere. Etwa 19. Jh.

Abb. 302:

Eine Ständerwaage, ganz aus Eisen, Waagebalken 365 mm lang, zeigt an den beiden Orten typische Schlangenköpfe. Man beachte die Bauart dieser Waage, die zu den ältesten Waagentypen der Welt gehört. Eine sehr lange, nach unten stehende Zunge ist augenfällig. Der Typus dieser Waage läßt einen gewissen Vergleich mit den in den altägyptischen Totenbüchern bildlich dargestellten Waagen zu. Diese altägyptischen Waagen dienten der Seelenwägung und gehören mit zu den ältesten Waagendarstellungen, welche wir besitzen. — Etwa anfangs 19. Jh. Nicht sign., nicht geeicht.

Abb. 2081:

Sehr häufig sind die Schneidhaken der Laufgewichte alter Stangenwaagen (römische Schnellwaagen, ungleicharmige Hebelwaagen) mehr oder minder als Schlangenkopf mit anschließenden Leibteil geformt. 155 mm ist der Haken dieses frühbarocken Laufgewichtes lang, das aus einem Stück herausgeschmiedet ist. (Die dazugehörige Birne ist übrigens eine „abgewanderte“ gotische Bronze-Schelle, mit Eisenschrot gefüllt.)

II. Andere Tiersymbole auf Waagen

Die Schlange auf Waagen ist symbolhaft für den Kaufmannsstand. Ihre Herkunft vom Merkurstab ist nicht anzuzweifeln. Kommen aber noch andere Tiersymbole oder anderes Getier auf Waagen vor? Jawohl! Die Exponate der Waagensammlung des Verfassers lassen noch zwei Gruppen erkennen. Da ist einmal die große Gruppe der Tafelwaagen mit ihren „Schnabelzungen“. Wir wollen diese in einem eigenen Abschnitt besprechen. Sodann als andere, kleine Gruppe, ist das vereinzelt Vorkommen von Tiergestalten und Tiersymbolen festzustellen. Nehmen wir diese kleinere Gruppe vorweg zur Besprechung, so konnte der Verfasser bei seinen Exponaten

nur auf drei Waagen solches Getier feststellen. Dies schließt natürlich nicht aus, daß verschiedene Tiersymbole sicher auch anderswo vorkommen müssen (außer Schlangen, deren Häufigkeit ja unter Beweis gestellt wurde).

Sporadische Tierzeichen

Abb. 423/b:

Die „Rösl-Schnellwaage“ gehört zu den Kostbarkeiten der Sammlung. Das Waagebalkenende nächst dem Gehänge einer sehr kleinen (218 mm Balkenlänge) Schnellwaage, Schmiedeeisen, zeigt zwei wohl als Pferdeköpfe anzusprechende Rössel-Köpfe, welche die Abb. vergrößert zeigt. Von Maul zu Maul gemessen ist die natürliche Größe der beiden Köpfe nur 23 mm. Der Sinngehalt dieser Rösl-Köpfe kann wohl nur symbolhaft mit der Tatsache erklärt werden, daß das Pferd ein mythisches Sonnentier ist, als das es in den germanischen Sagen vorkommt. (Die Waage ist sehr früh, etwa 16./17. Jh.)

Abb. 433/d:

Der Vogelkopf auf einer gotischen Schnellwaage aus Bronze (Bruneck, Südtirol) ist, weil auf einer ungleicharmigen Stangenwaage, recht selten. (Der bronzene Waagebalken ist 415 mm lang.) Die natürliche Größe des Vogelkopfes: 30 x 45 mm. Das Vogelmotiv an sich ist bekanntlich sehr alt. Die germanische Überlieferung kennt den Adler und den weisen Raben. Der Sinngehalt schlechthin kann mit Wachsamkeit (in unserem Falle = Richtiges Wägen!), stetige Bereitschaft (wiederum die Waage!) angenommen werden. Zudem gilt der Vogel als Spender des Lebenstrankes und ist damit Teil des Lebensbaummotives.

Abb. 449/a:

Der Eisenbalken einer Schnellwaage (Balkenlänge 720 mm) ist mit der Jahreszahl 1861 datiert, also recht spät. Neben der Jahreszahl stehen zwei mysteriöse Vierbeiner mit der etwaigen Symboldeutung als Hüter und Bewahrer des Lebenswassers! Denn diese beiden Vierbeiner müssen gemeinsam mit dem Pendantbild der gleichen Stangenwaage betrachtet werden ...

Abb. 449/b:

Die Kehrseite, genau der Bild-Stelle gegenüber, zeigt nämlich einen „Nadelbaum“ = Lebensbaum und die tierischen Wächter, unser Vierbeinerpaar der anderen Seite, bekommen dadurch erst

Sinngehalt. Der durch den anderen Vierbeiner — einen Hund? (Man beachte: Der Waagebalken ist nur 8 bis 9 mm breit!) erneut unterstrichen wird ...

Vogelschnäbel als „Schnabelzungen“ bei Tafelwaagen

Die Tafel- oder oberschalen Waagen gehören zu den gleicharmigen Hebelwaagen. Man unterscheidet die ältere Konstruktionsart von Roberval — um 1670 —, welche durchwegs Stehzeiger aufweist. Und damit bei unserer Betrachtung ausscheidet, da bei dieser Zeigerart wohl kunstvolle Scheren, aber keinerlei Tiergestalten oder Tiersymbole auftreten. Die jüngere Konstruktion, wiederum von einem Franzosen: B é r a n g e r — um 1850 — bedient sich sowohl der Stehzeiger als auch der Schnabelzeiger. Letztere ahmen Vogelköpfe mit mehr oder minder langen Schnäbeln nach. Meist auf Schwanenhälsen, aber auch anderen Vogelarten ähnelnd. Damit übernahm die Béranger-Tafelwaage mit Schnabelzungen, erst verhältnismäßig spät (zweite Hälfte des 19. Jh.), das in der Volkskunst so beliebte Liebesmotiv, denn „Schnäbelelei“ übersetzt sogar der Duden als Küssen. Bei uns in Österreich sagt man „Schnäbeln“ schlechthin und meint Küssen und Kosen.

Zunächst sei das Vogelschnabelbild als Liebesmotiv in der Volkskunst vorgestellt.

Abb. 346:

Kolorierter Stich, 76 x 111 mm, gedruckt in Prag bei Sig. Rudl. 19. Jh. „Ich bringe was ich habe / Vieles habe ich nicht / nehmen Sie die Gabe / Rosen und Vergißmeinnicht.“ Als Beleg für das besonders anfangs des 19. Jhs. aufkommende Motiv der sich schnäbelnden Vögel, in unserem Falle der besonders liebesbedürftigen Tauben. (Wie der Pfarrer den Kindern Heiligenbildchen gibt, so schenkten sich Liebende im „nichtautomobilen Zeitalter“ Bildchen gleicher Art mit weltlichen Motiven, besonders von Wallfahrten mitbringend.) Das Bildchen bringt sie mit, sich selbst in das lodernde Herz stellend, wobei die Sinndeutung „Herz“ vielfach ist. Rechts und links neben dem Herzen Blumensträuße in Empirevasen — späte Lebensbaumotive. Sie bedient sich der „SIE“-Ansprache — obgleich das Landvolk immer nur Du sagt, angenommen an Respektpersonen, zu denen auch die eigenen Eltern zählen (die mit „ÖS“ angesprochen werden). Das „SIE“ im Spruch ist bewußt, so leicht man sich Du sagt — so schwer nimmt sich dies gedruckt aus. Sie anerkennt gleichsam seine, des Mannes, Vorherrschaft.

Abb. 348/a:

Liebesmotiv, dargestellt durch zwei gegenständige Tauben auf einem zweitürigen Kasten, Obersteiermark, datiert 1805. Die linke Taube trägt in Ihrem Schnabel ein lodernes Herz, in das ein Dreier mit arabisch „3“ hineingesetzt ist. Und 3 heißt: treu — ein beliebtes Wortspiel, insbesondere heute noch auf Lebkuchenherzen: „Ich bleib Dir immer 3“, oder „3, 4 und 4“ (treu für und für = immer).

Abb. 348/b:

Detail aus vor. Abb. Der Tauberich mit dem lodernen Herzen — das Herz brennt voll Liebeslust und -begier. (Übrigens wird der tiefe religiöse Glauben zu Maria und Jesus gleichfalls mit solchen Herzen, aus denen die Flammen lodern — Herz Maria und Herz Jesus — dargestellt.)

Abb. 350:

Tiroler Glasschleiferarbeit der Jetztzeit. Liebesszene zweier Singvögel, zwei lodernde Herzen dazwischen.

Die folgenden Bilder stellen eine Auswahl unter einer großen Anzahl von Béranger-Tafelwaagen dar, die sich des Schnabelzeigers bedienen. — Mit diesen Waagen betreten wir bereits das Zeitalter der industriellen Serienproduktion. Die bis zur Erfindung der Tafelwaagen dominierenden Krämerwaagen verschwinden insbesondere in den privaten Haushalten. An ihre Stelle treten die billig hergestellten Tafelwaagen, welche im Volke bezeichnender Weise „Küchenwaagen“ genannt wurden. — Die Béranger-Tafelwaagen bzw. deren Schnabelzungen, die in den nachstehenden Bildern gezeigt werden, stammen aus der Zeit um die letzte Jahrhundertwende, aber auch noch aus den ersten Jahrzehnten dieses Jh. — Heute verschwinden auch diese Waagen aus unseren Küchen. Die gewichtslosen Schalenwaagen (ihrer Konstruktion nach zusammengesetzte Hebelwaagen mit Schiebegewichten) erübrigen den schon als lästig empfundenen Gebrauch von Gewichtsstücken.

Bildteil

Abb. 352/a:

Kleine Tafelwaage, sign. mit „1 k“ (Tragkraft 1 kg) ohne Erzeugerangabe. Zwei Schnabelzungen, etwa Schwanenköpfe, darstellend.

Abb. 352/b:

Detail der Schnabelzeiger. Natürliche Größe der Zeiger: Gesamthöhe 42 mm, Kopf samt Schnabel 20 mm lang.

Abb. 354/a:

Eine Tafelwaage, sign. mit „5 kg Florenz“ aus der Jugendstilzeit. (Florenz ist die älteste Waagenfabrik in Österreich.) Die Firma wurde vor 200 Jahren, 1768, gegründet. Man beachte zweierlei zu unserem Thema: 1. Die typischen Schnabelzungen; 2. Die Ausbildung der Gestellfüße als Tierpranken.

Abb. 354/f oder Wahlbild 354/b:

Detail der Schnabelzungen. Beim Einbalancieren „schnäbeln“ sich die beiden Zeigerzungen.

Abb. 354/e:

Detail eines der vier Gestellfüße, deutlich eine fünfzehige Tierpranke nachahmend. Damit haben wir einen weiteren Beleg für die Verwendung tierischer Körperteile beim Bau von Waagen. (Deutlich ist auch die Firmenmarke „FLORENZ“ erkennbar.) Der Verfasser besitzt einige, zum Teil sehr alte Waagen dieses Waagenherstellers.

Abb. 356/b:

Schnabelzeiger einer anderen FLORENZ-Tafelwaage. (Sign.: „J. FLORENZ — 5 KG — AG. WIEN.“ — Diese Waage ist also bereits aus der Aktiengesellschaftszeit, demnach jüngeren Datums. Sie muß in einem der Eichpflicht unterworfenen Kaufmannsgeschäft in Verwendung gestanden haben und weist als letzte Eichung noch 1962 auf.) Die Schnabelzungen weisen eine natürliche Länge von 33 mm und eine ganze Höhe samt Schwanenhals von 52 mm auf.

Abb. 359/b:

Tafelwaagen mit Schnabelzeiger sind unzählige vorhanden und viele davon noch heute im Gebrauch. Wir beschließen in weiser Beschränkung unsere diesbezügliche Schau mit diesem Schnabelzeigerbild einer sehr alten Tafelwaage der Bauart von Béranger. Sign. mit „20 KF“ (20 kg Tragkraft, F = Force). Die äußerst robust gebaute Tafelwaage dürfte französischen Ursprungs sein („F“ = Force) und bald nach der Mitte des vorigen Jhs. entstanden sein. Die im Bild gezeigten „Vogel-Greif“ ähnlichen Vogelköpfe aus massivem Eisen haben eine natürliche Größe von 43 mm Kopflänge, ganze Höhe mit Hals 66 mm.

Schrifttumsnachweis

- Fritz Fahringer: Alte Waagen — Altes Maß. Unveröffentlichtes Manuskript.
Arthur Haberlandt: Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. 2 Bände.
Raudnitz-Reimpell: Handbediente Waagen. Handbuch des Waagenbaues, Band 1, Berlin, 1955.

Über den Quellenwert älterer Märchen- und Sagensammlungen

(am Beispiel des seemännischen Erzählgutes)*)

Von Helge Gerndt

I

Es ist vielfach üblich geworden, heute statt von Quellensammlung gleichbedeutend von Dokumentation zu reden. Dieser Sprachgebrauch klingt nicht nur zeitgemäßer, sondern er läßt sich zum Beispiel mit etymologischen Gründen auch durchaus vertreten. Kann es aber wirklich sehr sinnvoll sein, all die vielfältigen Formen der Quellendarbietung, ältere und moderne, in einen Topf zu werfen und mit demselben Etikett zu versehen? Zumindest sollten wir die Frage prüfen, ob uns der neue Begriff nicht neue Chancen gibt. Ob wir nicht in der inneren Anlage von einer Dokumentation anderes und mehr verlangen können als von den bisher üblichen Quellensammlungen. Voraussetzung für eine Antwort ist die genaue Kenntnis der letzten Gruppe.

Diese bisher üblichen Quellensammlungen bestehen für die Erzählforschung neben unveröffentlichten Aufzeichnungen und Tonbändern in verschiedenen Volkserzählarchiven vor allem aus publizierten Märchen- und Sagenbänden. Unter ihnen sind diejenigen des 19. Jahrhunderts von großer Zahl und von besonderer Bedeutung. Sie bilden eine unentbehrliche Grundlage jeder historisch orientierten Erzählforschung und sind in ihrer Anlage bis heute Vorbild für viele Erzählungsanthologien geblieben.

Der Maßstab für die der wissenschaftlichen Erkenntnis dienende Bedeutung eines Dokumentes ist sein Quellenwert. Je höher er liegt, desto besser; doch leider gibt es — was dringend nötig wäre — in der Volkskunde noch keine Ansätze zu seiner Quantifikation. Er bildet den Schlüsselbegriff auch für die Einschätzung unserer Erzählüberlieferung und wird durch verschiedene Faktoren determiniert.

*) Leicht erweiterte Fassung eines Referates, das während der wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Detmold vom 22. bis 27. 9. 1969, in der Kommission für Erzählforschung gehalten wurde. Die Arbeitstagung stand unter dem Rahmenthema „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“.

Der Quellenwert ist grundsätzlich von der Authentizität der Quelle abhängig: wieweit sie echt, in sich einheitlich und vollständig ist. Er ist ferner vom Grad ihrer Objektivität bedingt, wenn die faktische Aussage durch subjektive oder zweckbestimmte Tendenzen, die oft einen allgemein geistesgeschichtlichen Hintergrund haben, eingeschränkt ist. Gerade an den älteren Märchen- und Sagensammlungen läßt sich zeigen, daß ihnen die wechselnden Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts — den einzelnen Sammlern mehr oder weniger unbewußt — ihren Stempel deutlich aufgeprägt haben¹⁾. Es wurden verschiedene Motive einmal über-, einmal unterbetont oder gar ausgesondert, bestimmte Erzählformen bevorzugt oder vernachlässigt, manche Inhalte spezifiziert oder verallgemeinert, Zusammenhänge getrennt oder hergestellt usw. Solche Verzerrungen in bezug auf die Richtigkeit einer Quelle kennt jede Wissenschaft, die mit tradiertem Material arbeitet. Hier hat die historische Quellenkritik anzusetzen²⁾.

Unter volkswissenschaftlichem oder kultur- bzw. sozialwissenschaftlichem Aspekt kommt zu der Objektivitätsfrage noch eine weitere hinzu. Volkskunde will Volkskultur erfassen, um schließlich allgemeine kulturelle Strukturen zu erkennen. Die Vielfalt der kulturellen Erscheinungen verlangt eine Auswahl; es ist einleuchtend, daß diese nur dann zu allgemeinen Schlußfolgerungen taugt, wenn sie nicht der Willkür unterworfen, sondern repräsentativ ist. Erst der Stellenwert einer Erscheinung im Kulturgefüge läßt ihre kulturelle Bedeutung und damit auch ihre Bedeutung für die volkswissenschaftliche Forschung richtig erkennen. Darüber muß sich jeder klar werden, der seine Arbeitsenergie nicht an vielleicht noch so interessantem, aber letztlich bedeutungslosem Material verschwenden will.

Der Repräsentationsgrad ist neben dem Objektivitätsgrad ein ganz wesentliches Element innerhalb des volkswissenschaftlichen Quellenwertes einer Kulturercheinung. Wieweit zum Beispiel eine Seemannserzählung richtig überliefert ist, das heißt in welcher Form sie einst von einem Seemann erzählt wurde, ist die e i n e Frage. Wieweit eine Seemannserzählung auch wirklich typisch ist, das heißt unter anderem, ob sie von vielen Seeleuten einer bestimmten Zeit und nur von Seeleuten erzählt wurde, ist eine z w e i t e Frage. Damit wollen wir uns im Folgenden näher beschäftigen.

¹⁾ Vgl. dazu in bezug auf Seemannsüberlieferungen Helge G e r n d t, Seemannssagen auf See und an Land. Zur Sagenaufzeichnung im 19. Jahrhundert. (Zeitschrift für Volkskunde 65, 1969, S. 207—215.)

²⁾ Die Adaption der historischen Quellenkritik für die Volkskunde wurde erst jüngst anschaulich vorgeführt von Karl-S. K r a m e r, Zur Erforschung der historischen Volkskultur. Prinzipielles und Methodisches. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde 19, 1968, S. 7—41.)

II

Die Quellenüberlieferung seemännischen Erzählgutes erweist sich schon auf den ersten Blick als äußerst disparat und mangelhaft. Wie haben hier im 19. Jahrhundert keine im Stoff den landschaftlichen Sammlungen vergleichbare Publikation. Vielmehr sind gerade für die Seeleute die verstreuten Einzelquellen in Erinnerungsbüchern, Reiseberichten, in literarischen wie allgemeinen Werken zu Seefahrt und Matrosenleben besonders wichtig³⁾. Dennoch gibt es auch so etwas wie „Seemannserzählensammlungen“, und zwar von dreierlei Art.

1. Novellensammlungen mit volkstümlichen Seemannsstoffen. Bezeichnenderweise haben romantische Schriftsteller nicht nur die „Poesie“ des Seemannslebens entdeckt und davon einzelne Aspekte dargestellt⁴⁾, sondern in literarischen Werken auch die ältesten Zusammenstellungen von See-Erzählungen geschaffen. Alexander von Sternberg veröffentlichte 1837 zwei Novellenbände unter dem Titel „Schiffer-Sagen“, in denen neun Seestoffe behandelt werden. Wichtiger ist der ehemalige Seemann Heinrich Schmidt mit seinen ebenfalls zweibändigen „Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen“ 1835/36, deren zweite, etwas erweiterte Auflage 1849 zweiundzwanzig verschiedene novellistisch umgegossene Seemannserzählungen enthält. Charakteristisch für diese Sammlungen ist, daß der volkstümliche Erzählkern von dichterischer Umrahmung und Ausschmückung stark überwuchert wird.

2. Positivistische Sammlungen zum Seemannsglauben. Relativ umfangreich sind die zwischen 1885 und 1888 nacheinander in verschiedenen Ländern veröffentlichten Werke von Basset, Sébillot und Heim s⁵⁾. Ihre Buchtitel „Legends and Superstitions of the Sea“, „Légendes, Croyances et Superstitions de la Mer“, „Seespek. Aberglauben, Märchen und Schnurren“ deuten bereits an, daß wir hier auch Erzählungen finden. Sie sind in den fortlaufenden Text eingeflochten, zum Teil nur referiert und vor allem weitgehend

³⁾ Vgl. Wolfgang Stämmler, Seemanns Brauch und Glaube. In: Deutsche Philologie im Aufriß, hg. von W. Stämmler. Berlin² 1962. Bd. III, Sp. 2901—2971. — Zur Kritik seiner Quellenbasis: Walter Hävernick, Volkskundliche Streiflichter Nr. 11. (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 2/3, 1958, S. 154—156.)

⁴⁾ Hier ist neben anderen Heinrich Heine zu nennen, dessen „Reisebilder“ (unter anderem von der Nordsee, 1826) besonders wirksam waren.

⁵⁾ Fletcher S. Basset, Legends and Superstitions of the Sea and of Sailors in all Lands and at all Times. London 1885. — Paul Sébillot, Légendes, Croyances et Superstitions de la Mer. 2 Bde. Paris 1886. — Paul Gerhard Heim s, Seespek. Aberglauben, Märchen und Schnurren. Leipzig 1888.

älterer Literatur entnommen. Auf die Erzählinhalte wird Wert gelegt, die Erzählstruktur bleibt vielfach undurchsichtig.

3. Sogenannte „Seemannserzählsammlungen“. Diese Gruppe ist eine Erscheinung erst der letzten Jahrzehnte. Nachdem die Volkskundler des 19. Jahrhunderts den Seemann nicht systematisch befragt hatten und inzwischen mit der Segelschiffahrt auch die Gelegenheit dazu verschwunden war, blieb nur der Ausweg zu Sekundärkompilationen. Das Paradebeispiel gibt J. A. Benkert 1939 mit seinem Buch „Das Meer ist tausend Wunder voll ... Deutsche Meersagen. In der ursprünglichen Form aus Chroniken, mündlichen (sic!) und schriftlichen Quellen“. Es enthält 114 Volkserzählungen. Sie stammen aus den Sammlungen von Müllenhoff, Henninger, Grässe, Bartsch, Pröhle, Haas und anderen, also aus den klassischen Erzählsammlungen der Küstengebiete und bieten dementsprechend auch im Wesentlichen Stoffe über Ereignisse an der Küste.

Die drei verschiedenen Gruppen von „Seemannserzählsammlungen“ erwecken — selbst wenn wir die Darstellungsformen ignorieren und nur auf die Inhaltskerne schauen — die unterschiedlichsten Vorstellungen über die Erzählungen der Tiefwassermatrosen. Nicht etwa, daß bloß die Akzente anders gesetzt wären. Die Stoffbereiche wie die Auswahlkriterien scheinen kaum vergleichbar und sind manchmal sogar in demselben Werk uneinheitlich⁶⁾. Kein Zweifel: Wer mit diesem Material arbeiten will, muß vorher sondern und Gewichte verteilen; er muß die Frage beantworten: wie weit sind die Sammlungen repräsentativ, oder wenigstens: wie weit enthalten sie im Einzelnen eine repräsentative Überlieferung? Doch halt: — repräsentativ w o f ü r ? Damit kommen zu den praktischen die theoretischen Schwierigkeiten.

Die Volkskunde hat im Laufe ihrer Geschichte eine Reihe von Blickrichtungen entwickelt bzw. sie sich von Nachbarfächern angeeignet: den historischen und den räumlichen, den soziologischen und den psychologischen, schließlich den funktionalen Aspekt. Bis heute hat die volkskundliche Methodenlehre (soweit es sie überhaupt gibt) aus dieser Summe kein Ganzes gestalten können. Im Stadium der Materialsichtung erschöpft sich das In-Beziehungsetzen zudem meist in der bloßen Einordnung allgemeiner Aufzeichnungsdaten in das Koordinatennetz von Raum und Zeit. In der

⁶⁾ Benkert zum Beispiel kennt die wohl charakteristischste Seefahrersage des 19. Jahrhunderts vom „Fliegenden Holländer“ nicht, obwohl er aus den Volkserzählsammlungen des 19. Jahrhunderts schöpft, wo in Temmes „Volkssagen von Pommern und Rügen“ (Berlin 1840) eine — zwar verstümmelte — Variante und später in Kristensens „Danske Sagn“ (Århus 1892—1901) und in Mackensens „Hanseatischen Sagen“ (Leipzig 1928) Belege enthalten sind.

Erzählforschung hat die „geographisch-historische Methode“ so verfahren⁷⁾. Sie konnte aber mit ihrer recht mechanischen Arbeitsweise nur darum gute Ergebnisse erzielen, weil sie im Wesentlichen an der Urform und an den zeitlich-räumlichen Ursprüngen eines Erzähltyps interessiert war und nicht an der Einbindung der Erzählung in das komplexe, sich wandelnde Volksleben.

Nun kann jedoch für einen Volkskundler selbst die genaue Lokalisierung und Datierung einer Erzählung und vielleicht noch die Berufsangabe einer Gewährsperson nicht genug sein. Diese Aussagen sind zu flach und zu eingeschränkt. Die Korrelation zwischen Aufzeichnung und Aufzeichnungsdaten wird von ihrer Trivialität erst dann befreit, wenn man weiß, ob sie im konkreten Fall zufällig oder mit einer gewissen Häufigkeit auftritt. Gerade bei den Seeleuten, die sehr mobil sind, oft weit zurückliegende Erinnerungen auskramen und zum Teil aus ganz anderen Berufen stammen, ist das eine wichtige Frage. Wie groß also ist der Verbindlichkeitsgrad einer Gleichung Volkserzählung $x = \text{Ort } a, \text{ Zeit } b, \text{ Beruf } c$?

Vergessen wir nicht, daß neben diesen üblichen Bezugspunkten noch zahlreiche andere stehen: zum Beispiel die Tätigkeit während des Erzählens, Erzählinhalte oder Erzählhaltungen, die gleichzeitig oder eben nicht gleichzeitig geäußert werden usw. Die möglichen Korrelationen sind so vielfältig wie die Fragen des Volkskundlers. Aus jeder ergibt sich für die Erzählung x eine andere Verbindlichkeit. Der Repräsentationsgrad ist folglich nicht wie der Objektivitätsgrad allein durch einen Faktenvergleich bestimmbar. Er ist nur in Bezügen beschreibbar und schillert unter jeder Fragestellung anders⁸⁾.

Objektivierbar aber wird die Repräsentation einer Erscheinung in bezug auf ein hypothetisches Kulturmodell, daß das wissenschaftliche Vorgehen aller Forscher, die sich an ihm orientieren, vereinheitlicht. Ein Kulturmodell vermindert zwar nicht die Vielschichtigkeit der Repräsentationsaspekte, aber es ordnet sie nach Gewichtigkeiten und nähert damit die Repräsentationssumme einem konkreten Wert.

⁷⁾ Walter Anderson, Geographisch-historische Methode. (Handwörterbuch des deutschen Märchens, hg. von Lutz Mackensen. Berlin 1930/40. Bd. 2, S. 508—522.)

⁸⁾ Auch unter einer bestimmten Fragestellung bleibt es technisch schwierig, den Repräsentationsgrad einer volkskundlichen Erscheinung zu einem historischen Zeitpunkt konkret festzustellen. Einen methodischen Ansatz bildet der Versuch, Analogieschlüsse zu klassifizieren, bei Günter Wiegelmann, Möglichkeiten ethnohistorischer Nahrungsforchung. (Ethnologia Europaea 1, 1967, S. 185—194.)

Wenn wir zu unserem Beispiel zurückkehren, können wir an den „Seemannserzählensammlungen“ einige Repräsentationsbezüge erläutern:

1. Zur räumlichen Verteilung. Eine Lokalisierung der Erzählungen wird in den positivistischen Sammlungen zuweilen sehr oberflächlich versucht, indem man Orts- und Nationalitätsbezeichnungen aus dem Erzähltext selbst herausstellt. Andererseits wird der Anschein der Internationalität erweckt, was sicher vielfach stimmt und gute Argumente für sich hat. Dennoch läßt sich nachweisen, daß auch unter den Seeleuten bestimmte Erzähltypen räumliche Bindungen aufweisen. So wie manche Shanties nur auf ganz bestimmten Segelrouten populär waren⁹⁾, hat zum Beispiel die Holländersage unter den katholischen Seeleuten der Romania einen ganz anderen Charakter als unter den Protestanten der germanischen Küstenländer¹⁰⁾.

2. Zur zeitlichen Schichtung. Die Sammlungen erwecken den Eindruck, als wären die verschiedenen Erzählungen unter den Seeleuten über ziemlich große Zeitspannen lebendig. Hier wirkt das Vorurteil von einer statischen Volkskultur. Dagegen scheint es in Wahrheit so zu sein, daß zum Beispiel nicht nur antike Seesagenstoffe bei den Matrosen des 19. Jahrhunderts praktisch unbekannt waren, sondern auch Stoffe jener Zeit — wie etwa die Klabautermannsagen vom Streit der Geister — nur wenige Jahrzehnte lang erzählt wurden¹¹⁾.

3. Zum sozialen Erzählbereich. Eine Erzählung gilt den Sammlungen als seemännisch, wenn in ihr irgendwo das Meer angesprochen wird, und gar, wenn es „dämonisch“ interpretierbar ist. Dieser Kurzschluß läßt sich sowohl aus der (für die Seemannsüberlieferung prekären) Sammelsituation als auch aus Vorstellungsaspekten von einer (angeblich überall in den „Grundschichten“ gültigen) primitiven Gemeinschaftskultur erklären. Genauere Motivuntersuchungen dagegen deuten darauf hin, daß zum Beispiel die „Dämonie der See“ von Erzählern auf dem Lande stärker betont wird als von den Fahrensleuten¹²⁾.

4. Zum Umfang des Erzählchatzes. Wer die Sammlungen der Positivisten und die Benkerts heranzieht, bekommt den Eindruck eines vielfältigen seemännischen Erzählkanons. Eine sorgfältige

⁹⁾ H. T. Møller, Shantysang i sejskibenes sidste dage. In: Handels- og søfartsmuseets-årbog (Helsingør) 1964, S. 109—124.

¹⁰⁾ Helge Gerndt, Fliegender Holländer und Klabautermann. Sagen-gestalten der See. Diss. (Masch.) Kiel 1966, S. 291—293.

¹¹⁾ Gerndt, ebenda, S. 186.

¹²⁾ Gerndt, ebenda, S. 234.

Untersuchung zeigt aber, daß es sich dabei größtenteils um allgemeine Glaubensbelege und besonders um Überlieferungen des Festlandes handelt. Die Gesamtquellenlage legt uns den Schluß nahe, daß der Vorrat spezifisch seemännischer Volkserzähltypen bei den Seeleuten des 19. Jahrhunderts viel geringer ist als entsprechend eigentümliche Erzählungen bei der ländlichen Bevölkerung.

5. Zu den einzelnen Erzählgattungen. Unsere Sammlungen enthalten überwiegend Sagenstoffe, weniger Märchen und Schwänke. Ob dieses Bild mit der Wirklichkeit übereinstimmt, läßt sich schwer prüfen. Möglicherweise können uns die Liedstoffe der Shanties Anhaltspunkte geben; aber wir wissen zum Beispiel gar nichts darüber, ob etwa der Vorsänger beim Ankerhieven oftmals zugleich der Döntje-Erzähler auf der Freiwache war. Jedenfalls deuten manche Quellen darauf hin, daß — von den Arbeitserzählungen überhaupt abgesehen — zumindest die Schwänke unterrepräsentiert sind.

Die Sammlungen verzerren also die wirklichen Gewichte im Gefüge der Seemannsüberlieferung, manchmal bis zur Unkenntlichkeit. Und wir sollten uns bewußt werden, daß für volkskundliche Untersuchungen mangelnde Repräsentation oft viel schwerer wiegen kann als mangelnde Überlieferungstreue.

Es ergibt sich also die Notwendigkeit, einmal zu versuchen, Tendenzen der Repräsentationsverzerrung zu erfassen. In unseren „Seemannserzählensammlungen“ finden sich zum Beispiel:

(1) eine naiv-assoziiierende Tendenz in bezug auf den Zusammenhang zwischen Erzählmotiv und Erzählgruppe. Es herrscht weitgehend die unreflektierte Vorstellung, daß nur ein Seemann von der See erzählen könne.

(2) eine ignorierende oder doch stereotype Tendenz in bezug auf die Erzählsituation. Diese Fragestellung ist in ihrer funktionalen Differenziertheit im 19. Jahrhundert nicht aktuell (und — nebenbei gesagt — auch heute noch keineswegs theoretisch durchdacht). Dabei kann es, wie wir etwa von den Seemannsliedern wissen, sehr bezeichnend und charakteristisch sein, was wann und wo geäußert wurde.

(3) eine kumulative Tendenz in bezug auf die Motivüberlieferung. Alle unsere Sammlungen möchten einen bestimmten Erzählstoff so umfangreich wie möglich wiedergeben und erstellen aus zeitlich und räumlich weit gestreuter, fragmentarischer Überlieferung oft scheinbar kompakt überlieferte Komplexe.

(4) eine undifferenzierte und konservierende Tendenz in bezug auf die Glaubensfunktion. Der Blick auf das Alte und die Freude

über das „Noch-vorhanden“ registrierte die Glaubensbelege und verallgemeinerte schnell: nicht ein paar Seeleute, einige Außen-seiter, sondern fast alle glauben dann an eine Sagengestalt; und sie glauben — im nächsten Schritt — nicht nur an die Tatsächlichkeit der Sagengestalt, sondern auch an ein mit ihr verbundenes Sagen-geschehen¹³⁾).

III

Fassen wir zusammen: Die älteren Volkserzählsammlungen wurden fast alle vom Stofflichen her angelegt. Der Stoff faszinierte. Provoziert durch geläufige Hypothesen, daß in den volkstümlichen Erzählungen die germanische Mythologie durchschimmere, daß Volkspoese das Weltbild landschaftlicher Bevölkerungsgruppen und sozialer Schichten ausdrücke, sammelte man in einem regional oder ständisch verallgemeinerten Rahmen mit dem Blick auf möglichst vielseitige Inhalte. Man fragte nicht nach Erzählsituationen, sondern häufte ähnliche Motive, ganz gleich, aus welchem funktio-nalen Zusammenhang sie stammten, ob sie plaudernd in der Erzähl-runde oder redensartlich bei der Arbeit verwendet wurden. Man suchte das Alte und gab — unterstützt durch die Sympathie für das Naive — dem Konservativen ein zu großes Gewicht. Vor einem echten oder vermeintlichen „Noch“ vergaß man das Differenzieren. Irgendwelche Häufigkeiten blieben außer Betracht. Die Märchen und Sagen wurden gewissermaßen eindimensional nur als geistige Aussagen angesehen. Daß sie darüberhinaus auch wirkende Bau-steine im Volksleben sind und jeweils einen bestimmten Stellen-wert im Kulturgefüge einnehmen, war für den volkskundlichen Blick noch verborgen.

Diese Einsichten müssen für uns Konsequenzen haben: einmal in bezug auf die Quellenkritik, damit wir trotz allem die älteren Sammlungen für unsere Arbeit nutzbar machen können; zum anderen in bezug auf die Quellendarbietung, damit nicht der Volkskundler des 21. Jahrhunderts vor unseren Samm-lungen genauso verzweifelt die Hände ringt wie wir vor denen des 19. Jahrhunderts.

Die Quellenkritik darf nicht nur auf die Objektivität zielen und fragen, wieweit eine Erzählung durch die Aufzeichnung und eventuelle spätere Einwirkungen verändert wurde. Wenn wir sie zur Interpretation des Volkslebens heranziehen wollen, müssen wir neben den Aufzeichnungsdaten auch feststellen, wieweit diese für eine bestimmte Landschaft, eine Erzählgruppe, eine Erzähl-gattung usw. repräsentativ sind. Das ist bis zu einem gewissen Grade

¹³⁾ Gerndt, ebenda, S. 257 f.

möglich, wenn wir die Modellvorstellungen der Aufzeichner oder doch wenigstens zeitbedingte Vorstellungstendenzen erarbeiten und sozusagen „gegensteuern“. Da aber in jede Repräsentationsbestimmung auch der Untersuchende mit seinen Fragestellungen eingeht, benötigen wir als Maßstab für die allgemeine Verwendbarkeit der Repräsentationswerte ein modernes Kulturmodell, innerhalb dessen die wichtigsten kulturellen Beziehungen und damit die unterschiedlichen Repräsentationsmöglichkeiten zu einem System geordnet werden¹⁴⁾.

Damit hätten wir zugleich auch die nötige Voraussetzung, die unsere Quellen d a r b i e t u n g e n erst sinnvoll machen.

Seien wir uns über die Grenzen jeder historischen Quelle oder Dokumentation völlig klar! Geschichtliche Wirklichkeit als solche ist nicht reproduzierbar. Dokumentation kann 1. immer nur einen Ausschnitt der Realität bieten, d. h. sie ist selektiv. Dokumentation kann 2. nie in der originalen Umwelt stehen, d. h. sie verfremdet. Der dokumentierte Gegenstand bekommt, selbst wenn er am ursprünglichen Ort konserviert wird, wenigstens ein gebrochenes Verhältnis zur Zeit; er wird aber im allgemeinen bei der Fixierung in einem anderen Medium — in Schrift und Bild — noch weiteren Änderungsfaktoren unterworfen sein. Dokumentation muß also reale Zusammenhänge notwendigerweise verschlüsseln. Der Schlüssel ist das theoretische Modell; nur wenn wir es ins Bewußtsein heben und zusammen mit dem Dokument überliefern, kann mit seiner Hilfe auch unter anderen Denkkategorien der eingefangene Wirklichkeitsaspekt wieder dechiffriert werden.

Von einer modernen Quellendarbietung wären vier Forderungen zu erfüllen:

1. In einer Präambel sind die D o k u m e n t a t i o n s b e d i n g u n g e n zu reflektieren, einschließlich persönlicher Daten des Dokumentaristen und der Dominanten seines Kulturmodells, und

¹⁴⁾ Der Versuch zu einer volkskundlichen Theorie mit Modellcharakter findet sich zum Beispiel bei Gerhard L u t z, Die Sitte. Zu den philosophischen Grundlagen der Volkskunde. (Zeitschrift für deutsche Philologie 77, 1958, S. 337—361.) Vorarbeiten zur Erfassung der Volkskultur auf der Grundlage des kulturellen Gewichtes volkskundlicher Erscheinungen gibt Günter W i e g e l m a n n, Probleme einer kulturräumlichen Gliederung im volkskundlichen Bereich. (Rheinische Vierteljahrsblätter 30, 1965, S. 95—117.) Diese Ansätze sind nun zunächst mit konkreten Inhalten zu füllen, wie zum Beispiel bei Karl-S. K r a m e r, Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500—1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen. Würzburg 1967, bes. S. 312 f. Dann wären sie theoretisch weiter auszubauen, wozu abermals auf Überlegungen von Karl-S. K r a m e r (wie Anm. 2, bes. S. 40 f.) verwiesen sei.

im speziellen Bezug darauf ist der Dokumentationsrahmen abzustecken und ein konkretes Dokumentationsziel zu beschreiben.

2. Es ist das angemessenste **Dokumentationsmedium** zu benutzen, um eine möglichst große Plastizität zu erreichen.

3. Innerhalb des **Dokumentationsrahmens**, den man u. a. zeitlich, räumlich oder nach Sozialgruppen begrenzen könnte, sollte mit statistischen Methoden Gleichmäßigkeit erreicht werden.

4. In Hinsicht auf das **Dokumentationsziel**, das z. B. stofflich, formal oder funktional zu umschreiben wäre, ist Vollständigkeit anzustreben.

Selbstverständlich ist nun nicht alles, was diesen Ansprüchen nicht genügt, unbesehen zu verwerfen. Die eindringliche Reflexion aller Sammel- und Ordnungstätigkeit sollte für wissenschaftliches Tun allerdings unabdingbar sein. Moderne Sagenbücher jedoch, sind aus praktischen Gründen weiterhin möglich und nützlich, auch wenn das Tonband zweifellos für die sprachliche Überlieferung das bessere Dokumentationsmittel ist. Auch Sammlungen, die nicht mit statistischer Gleichmäßigkeit eine Landschaft oder einen sozialen Stand oder eine Altersgruppe oder einen bestimmten Zeitraum erfassen, bleiben wertvoll, z. B. für literaturwissenschaftlich orientierte Motivuntersuchungen. Schließlich kann sogar ein Sammelwerk ohne eine irgendwie geartete Vollständigkeit zu begrüßen sein, wenn es gilt, unwiederbringliches Material festzuhalten.

Nur: Wir müssen uns über die Beschränkungen solcher Sammlungen völlig im klaren sein. Das beginnt damit, daß diese Anthologien auf den modernen — um nicht zu sagen: modischen — Anstrich „Dokumentation“ verzichten. Eine echte Dokumentation sollte die vier genannten Forderungen erfüllen. Von einer volkskundlichen Dokumentation erwarten wir einen zwar begrenzten, aber klar umgrenzten und möglichst plastischen Ausschnitt der Realität; zwar nur ein Abbild, aber ein in seiner Blickrichtung bekanntes und in seinen Proportionen nicht verzerrtes Abbild des Volkslebens. Darauf kann die eigentliche Arbeit des Volkskundlers aufbauen. Denn das Volksleben ist sein Forschungsobjekt, und die Strukturen dieses „Lebens in überlieferten Ordnungen“¹⁵⁾ zu erkennen, ist eines seiner Forschungsziele.

¹⁵⁾ Leopold Schmid, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951, S. 10.

Brauchtum aus Erlaufboden in Niederösterreich

aufgezeichnet von Helga Thiel

Dieser Abhandlung liegt ein Protokoll über das Jahresbrauchtum in Erlaufboden, das ich zu Ostern 1966 aufgenommen und am 22. November 1969 ergänzt habe, zugrunde. Als Gewährsleute standen zur Verfügung: Leopold Schmied (geb. 1894, bereits verstorben), ehemals Angestellter der NEWAG, Josef Wutzl (geb. 1921) aus Trübenbach, Forstarbeiter, Margarete Wutzl (geb. 1927), Landwirtin, Frau Wutzl (geschätztes Alter: zwischen 45 und 50 Jahren), Landwirtin.

Erlaufboden, eine kirchenlose Ortschaft, die zur Gemeinde Mitterbach gehört, liegt an den Grenzen von Puchenstuben, Wienerbruck, Annaberg und Mitterbach. 1923 erbaute dort die NEWAG ein Laufkraftwerk, das den Erlaufbodenern neue Arbeitsmöglichkeiten bot; ansonsten waren die meisten in der Forstwirtschaft tätig. Eines erscheint erwähnenswert: Obwohl nun das Kraftwerk seit 46 Jahren besteht, leiten sich jetzt erst die Leute, die in Richtung Trübenbach, der Nachbarortschaft Erlaufbodens, die gleichfalls keine Kirche besitzt, wohnen, das elektrische Licht ein.

Dieses Gebiet Niederösterreichs mit seinen Anteilen an der niederösterreichisch-steirischen Kalkalpenzone und den dichten Bergwäldern ist bezüglich seiner Volkskultur enger mit den inneren Alpenländern verbunden, in erster Linie mit der Steiermark und dem Salzkammergut¹⁾.

Während der Reformation siedelten sich protestantische Holzarbeiter aus Goisern und Gosau in Erlaufboden und Trübenbach an. Sie hießen: Gamsjager, Spielpichler, Digruber, Sommerer... Diese Namen haben sich bis in die Gegenwart erhalten. Die Einheimischen nannten jene eingewanderten ‚Salzburger‘ die ‚Stierwascher‘. Heute leben noch Protestanten und Katholiken in Erlaufboden nebeneinander. Die für die Katholischen zuständige Kirche ist jene von Annaberg, die nächste protestantische Kirche liegt in Mitterbach. 1966 zählte Erlaufboden 50 katholische und 75 evangelische Seelen.

¹⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, 1. Bd., Wien, 1966, S. 247.

Die Jodler, die man in Erlaufboden zu hören bekommt und sogar von den Jungen (18- und 19jährige Burschen) beherrscht werden, haben vielleicht, berücksichtigt man die Umgestaltungen nicht, jene alpenländischen Holzarbeiter in ihrer alten Heimat gesungen. Gerade die Holzknechte gelten, was die Volksmusik betrifft, als besonders leistungsfähig²⁾.

Vieles im Brauchtum erinnert an die angrenzende Steiermark, z. B. das Altenjahrausschießen, Neujahrssingen, die Perchtenmilch mit dem Löffelorakel, die bevorzugte Verwendung gewisser Pflanzen beim Palmbuschen, bestimmte Vorstellungen von der magischen Wirkung des Karfreitageies und das Schifferlsetzen³⁾.

Des günstigeren einheitlichen Überblicks wegen wird zuerst auf das Frühlings- und Sommerbrauchtum eingegangen, anschließend werden die Winterbräuche von Martini bis Fasching behandelt.

Frühling

Lichtmeß

Die Katholiken aus Erlaufboden begeben sich zur Kerzen- und Wachsstockweihe nach Annaberg. Diese Kerzen und die am Blasius-tag geweihten finden bei der Totenaufbahrung im Haus Verwendung⁴⁾.

Palmsontag

Der Palmbuschen, der eine Mischung aus dem immergrünen Segenbaum (*Juniperus sabina*), Buchsbaum (beide werden angepflanzt), Schradllaub (Stechpalme) und Palmzweigerln ist⁵⁾, wird in der Kirche zu einem Schutz- und Heilmittel geweiht. „Nach den Worten der kirchlichen Benediktion wird durch diese Zweige der Segen Gottes auf alle Räume, in denen sie aufbewahrt werden, und auf deren Bewohner übertragen“⁶⁾. Die vorhin erwähnten Pflanzen gelten von jeher als unheilabwehrend.

²⁾ Schmidt, a. a. O., S. 247.

³⁾ Viktor von Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz, 1924, S. 11; Viktor Theiß, Vom steirischen Palmbuschen (Blätter für Heimatkunde, 10. Jg., Heft 2, Graz, 1932, S. 23 f.); Leopold Kretzenbacher, Vom roten Osterei in der grünen Steiermark (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, Basel, 1957, S. 109); Hans-Hagen Hottenroth, Schifferlsetzen. Nikolausschiffchen in Trübenbach, Bezirk Scheibbs (ÖZV, Bd. 70, Wien 1967, S. 215—219).

⁴⁾ Leopold Teufelsbauer, Das Jahresbrauchtum in Österreich (1. Niederösterreich), Wien-Steyrermühl, 1935, S. 45.

⁵⁾ Theiß, a. a. O., S. 23 f.

⁶⁾ Theiß, a. a. O., S. 23 f.

Die erhoffte Wirkung des geweihten Palmbuschens ist eine mehrfache. Nach der Weihe geht derjenige aus einer Familie, der aus der Kirche am schnellsten zurückkehrte, mit dem Buschen um seinen Besitz den ‚Fuchs einzäunen‘, wodurch die Hühner gegen diesen Räuber geschützt sind. Nach einer anderen Angabe umrunden die Kinder gleich nach der Messe den elterlichen Besitz, was als ‚Hendleinzäunen‘ bezeichnet wird. Als Belohnung erhalten die Kinder eine Eierspeise, ‚um die sie sich immer recht reißen‘. In Mariazell darf nur der Knecht diese Handlung vornehmen⁷⁾.

Die Palmzweige setzt man als Wetterschutz in den Acker, was ein gutes Gedeihen der Feldfrucht bewirken soll⁸⁾. Im Sommer heizt man ein bis zwei Palmzweigerl gegen Blitzschlag ein. Genau das erzielt man auch durch Schlucken von Palmkaterln⁹⁾.

Durch das Schlucken von Palmzweigerln vertreibt man Halsschmerzen. Ein neugeborenes Kalb bekommt etwas vom Palm, Rinnschmalz (Butterschmalz) und ein Ei, damit in ihm der Segen Gottes ist und es später gut milcht. Der alte Buschen wird, sobald der neue im Haus ist (oder am Ostersonntag) verbrannt. Seine Asche streut man den Kühen in der Früh in die Kleie. Wenn das Vieh zum erstenmal aus dem Stall kommt (ca. um den 15. Mai), erhält es vorher ein Mahl: Ein Stück vom Palmbuschen, Erdbeerblätter und Blätter mit schwarzen Punkten (ihr Name konnte nicht ermittelt werden) werden zu einem Knödel geformt und den Tieren eingeschnitten. Das verhindert, daß die Tiere „rotes Wasser“ lassen. Diese Maulgabe, welche allgemein zu bedeutsamen Zeitabschnitten wie Jahreswende, Perchennacht, beim Kalben, Almauftrieb und Verkauf den Tieren verabreicht wird, ist segenserfüllt. Das Verfüttern miteinander vermengter Getreidesorten oder von etwas Grünem läßt an die antiken Panspermien denken und ordnet auch Festgebäcke wie das Kletzenbrot oder die südtiroler Zelt'n, ein reines Fruchtbrot ohne Teighülle, diesem Wirkungskreis zu¹⁰⁾. Jene Speisen, bezogen auf alles, was da Frucht bringen soll, sind entscheidend für das Gedeihen im kommenden Jahr¹¹⁾.

⁷⁾ Geramb, a. a. O., S. 29.

⁸⁾ Teufelsbauer, a. a. O., S. 48.

⁹⁾ Eigene Aufz.: In Kirchberg/Pielach steckt man vor der Weihe noch 7 Haselzweige zum Buschen, in Mariazell Bänder und Apfel. Warum Haselzweige? Weil einst Maria sich während eines Gewitters unter einer Haselstaude verborgen hat. Seither gilt diese als Wetterschutz, besonders gegen Blitz und Hagel.

¹⁰⁾ Helmut Fielhauer: mündlicher Kommentar zu seinem Film über die Dreikönigsnacht in Waasen/Oberndorf, Bez. Melk, Schmidt, a. a. O., S. 357; Richard Wolfram, Weihnachtsgast und Heiliges Mahl (ZfVK, Stuttgart, 1962, S. 10).

¹¹⁾ Wolfram, a. a. O., S. 3.

Karwoche

Fasten

Während der ganzen Fastenzeit ißt man Mittwoch und Freitag kein Fleisch, ab Mitte der Karwoche darf kein Schweinefleisch mehr zu sich genommen werden. Am Gründonnerstag gibt es bei fast allen Familien Mairöhrlsalat (Löwenzahnblätter) und Brennesselspinat¹²⁾. Ab Karfreitag fastet man bis zur Auferstehung streng.

Ratschen

Um 9 Uhr vormittags „fliegen am Karfreitag die Glocken nach Rom“, wo sie bis zur Auferstehung bleiben. Deshalb hört man statt des üblichen Gebetläutens die ‚Ratscherbuam‘ rufen: ‚Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruaß, den jeder katholische Christ beten muaß!‘¹³⁾.

Die Ratschen können sehr klein, aber auch bis zu 1,20 m lang sein. Die Ratsche besteht aus einem Holzrad oder einer Walze mit Einkerbungen. Darauf liegt ein Holzblatt federnd auf. Dreht man die Walze bzw. das Rad, fällt die Zunge oder das Blatt von einer Kerbe in die nächste, wodurch das Ratschen zustande kommt¹⁴⁾.

Karsamstag

Am Morgen werden die Prügel in der Kirche geweiht. Man trägt sie heim und steckt sie in den Dachstuhl, damit kein Feuer ausbricht. „Den angekohlten Holzscheitern der kirchlichen Feuerweihe wird nämlich wie den Karfreitagsfeuern die Förderung der Fruchtbarkeit und Unwetterabwehr zugeschrieben“¹⁵⁾.

Ostereier

Am Ostersonntag gehen die Leute nüchtern zur Messe. Dort lassen sie Fleisch, Schinken, Eier und Weißbrot weihen.

Mit der Bitte um ein rotes Ei ziehen die Kinder von Haus zu Haus. Die protestantischen Kinder gehen nur bitten, solange sie noch nicht konfirmiert sind. Der dabei übliche Spruch lautet:

Bitt goa schen um a rots Oa,
Drei san ma liaba als zwoa!

Ein Besuch, der ab Ostermontag kommt, erhält eines von den am Gründonnerstag gehorteten Eiern. Allen Kindern gibt man ein

¹²⁾ Teufelsbauer, a. a. O., S. 51.

¹³⁾ Franz Schunko, Vom Ratschen in Niederösterreich (Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 12, Wien, 1963, S. 35 f., S. 42).

¹⁴⁾ Schunko, a. a. O., S. 33 f.

¹⁵⁾ Helmut Fielhauer, Die Karfreitagsfeuer in Niederösterreich MAGW, SA, Bd. XCV, Horn-Wien, 1965, S. 290).

solches. Männer und Burschen erhalten zwei rote Eier, blaue wären eine Beleidigung. Am Stephanitag ‚muaß da Mann seiner Frau aufbock'n, sunst kan er zu Ostern um koa rots Oa geh'. Bis Pfingsten darf man um rote Eier bitten. Wenn auch an Kinder anders gefärbte Eier verschenkt werden, bleibt doch rot sozusagen die rituelle Farbe¹⁶⁾.

Es herrscht der Glaube, daß dem Antlaß- und Karfreitagsei starke Regenerationskräfte innewohnen. Sie besitzen eine hervorragende Heilkraft und spielen in der Volksmedizin daher eine entsprechende Rolle¹⁷⁾. Vom Halsweh sucht man sich in Erlaubboden durch Verspeisen eines geweihten Gründonnerstageies zu befreien. Weiters wird behauptet, daß man durch den Genuß eines Antlaßeies das ganze Jahr über vom Halsweh verschont bleibt. Die Männer essen ein Karfreitagsei mit einem Stückchen Schale. Das dient vor allem den Holzfällern als Schutz gegen ein eventuelles Selbsthineinhacken¹⁸⁾. Die Eierschalen werden verbrannt oder den Hühnern zu fressen gegeben, damit sie gut legen. Diese Speisegemeinschaft, bezogen auf Fruchtbarkeit und Wohlergehen von Mensch und Tier, weist sehr deutlich auf den Totenkult¹⁹⁾.

Auch sonst zeigt das Karfreitagsei magische, ja direkt unheimliche Kräfte. In Erlaubboden ist man überzeugt, daß ein Karfreitagsei nicht schlecht wird, eher trocknet es ein. „Brütet man ein Karfreitagsei unter der Achsel aus, kommt der Teufel heraus.“ Bei einem Waldbrand soll man ein Karfreitagsei um die Feuerlinie herumrollen, dann breitet sich der Brand nicht weiter aus, oder er erlischt²⁰⁾.

Ostergäck

Jede Frau bäckt in Erlaubboden für den Ostersonntag einen Mohnstrudel. Eine typische Ostersonntagmehlspeis ist auch das Kletzenbrot. God und Gödel geben ihren Patenkindern ein großes Kipfel²¹⁾. In Josefsberg kannte man den Kipfelsonntag, es dürfte der erste Sonntag nach Ostern gewesen sein. Da konnte man nur Kipfel kaufen. Auch fand eine Unterhaltung statt.

Burgstaller schreibt, daß wir im östlichen Österreich als Patengeschenke hauptsächlich die großen Patenkipfel finden. In diese

¹⁶⁾ Kretzenbacher, a. a. O., S. 104.

¹⁷⁾ Erwin Richter, Das Osterei in der Volksmedizin (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, Basel 1957, S. 88 und 93).

¹⁸⁾ Teufelsbauer, a. a. O., S. 52: Dieser Glaube ist typisch für das alpine Niederösterreich.

¹⁹⁾ Wolfram, a. a. O., S. 12 f.

²⁰⁾ Kretzenbacher, a. a. O., S. 109: Im Mürztal soll man ein solches Ei bei Brandfall ins Feuer werfen, um dieses zu löschen.

²¹⁾ Schmidt, a. a. O., S. 358.

Osterkipfel und Allerheiligenstriezel bäckt oder steckt die Hausfrau für die zu beschenkenden Kinder Geldstücke²²⁾). An dieser Spende haben auch die Erlaufbodener Kinder ihre Freude.

Maibaum

Stehlen

Der Maibaum wird von Burschen in Erfüllung ihrer Gemeinschaftspflicht aus dem Wald gestohlen. Diese Aneignung ohne Rücksicht auf die forstliche Betreuung der Wälder geschieht zum Schutz und Segen der dörflichen Gemeinschaft²³⁾). Vielleicht wurzelt darin das Gefühl der Schande für die Burschen, wenn es der Gegenpartei gelingt, den bereits aufgestellten Maibaum nachts umzusägen, wie es einmal die Trübenbacher Burschen den Erlaufbodenern angetan haben; sicher ist das aber auch umgekehrt vorgekommen.

Aufstellen

Der Maibaum, eine möglichst lange Fichte, wird vor dem Aufstellen mit Seife oder Fett gut eingeschmiert, um das Besteigen zu erschweren²⁴⁾). Auf den Wipfel hängt man neben Bändern eine Wurst und eine Flasche Wein als Preis für den Sieger.

Besteigen

Die Burschen suchen den hohen, glatt präparierten Baum zu erklettern. Des besseren Haltes wegen beschmieren sich alle die Hände mit Pech oder Asche. Fehlen dem Ersteiger zur Spitze höchstens noch 2 Meter, setzt die Musik ein, um ihn anzufeuern. Währenddessen sammelt ein Bursch mit einem Hut in der Hand unter den Zuschauern Geld für den Sieger ein. Hat der Besteiger sein Ziel erreicht, spielt die Musik einen Walzer oder Ländler. Sie spielt während des ganzen Abstieges weiter. Beim Wirt erhält der Sieger einen Gamsbart und Sachen, die er gut brauchen kann. Gelingt es einmal nicht den Baum zu ersteigen, bleibt dieser als Schandmal lange stehen — nach einer Angabe sogar drei bis vier Jahre. Das war früher das Intervall des Maibaumaufstellens. Dieser Brauch scheint sich in Erlaufboden bereits überlebt zu haben, denn der letzte Maibaum wurde vor sechs oder sieben Jahren errichtet.

²²⁾ Ernst Burgstaller (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, Basel, 1957, S. 100).

²³⁾ Leopold Schmidt, Der Maibaum in Niederösterreich (Bauernbundkalender 1957, Wien, 1957, S. 60).

²⁴⁾ Schmidt, Maibaum, S. 61.

Nach dem Erklettern gab es einen Tanz im Freien. Dabei faßten sich alle an den Händen und bewegten sich im Rhythmus der Marschmusik auf den Baum zu und entfernten sich wieder von ihm. Dabei drehte sich der Kreis seitlich weiter. Dazwischen wurde immer geklatscht²⁵⁾.

U m s c h n e i d e n

Meist hat derjenige in Erlaufboden, der den Baum erstiegen hat, am letzten Mai das Recht, diesen zu fällen. Das kann aber auch durch die Holzknechte geschehen²⁶⁾. Dabei führt einer das Kommando und zwei sägen den Baum, im Takt, wie beim Schuhplatteln um.

Wurde einmal der immer vor dem Wirthaus errichtete Maibaum nicht ‚g'stiegn‘, schnitt ihn schließlich der Wirt selbst um. An das Maibaumschneiden schloß sich immer eine Tanzunterhaltung an.

B i t t a g e

In Erlaufboden gibt es keine Prozessionen über die Felder, weil kein Getreide angebaut wird. Trotzdem begibt man sich vor Christi Himmelfahrt von Trübenbach um 5 Uhr früh aufbrechend, auf den 3 Stunden langen Weg nach Puchenstuben, um mit den Einheimischen die Messe zu feiern und die Prozessionen mitzumachen. Am Montag geht man auf den Meidlberg, am zweiten Tag zum Talkreuz, und am letzten Bittag zur Weinberger Johannesfigur. ‚Es wird bet für Glück und Segn fürs ganze Jahr.‘ In Ermangelung an Vorsängern stimmt einer die bei solchen Prozessionen üblichen Lieder an: ‚der öfter in d'Kirchn geht, und der ganze Gschudl singt nach und geht halt mit‘.

F r o n l e i c h n a m

Um die Kirche in Annaberg werden Birken aufgestellt. Man versucht von den Bäumen bei den Altären Äste abzureißen und nach Hause zu bringen. Bei Gewittern verheizt man sie, um sich gegen Blitzschlag zu schützen²⁷⁾.

²⁵⁾ Richard Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg, 1951, S. 59; Schmidt, Maibaum, S. 61.

²⁶⁾ Schmidt, a. a. O., S. 62 f., Gertraude Suda, Volkskundliche Strukturwandlungen in der Buckligen Welt, Niederösterreich, Diss., Wien, 1967, S. 203, Helga Thiel, Die sudetendeutschen Volkstänze, Diss., Wien, 1968, S. 35: Auch im Egerland und Schönhengst sind die Holzknechte beim Maibaumumschnitt Brauchtumsträger.

²⁷⁾ Teufelsbauer, a. a. O., S. 70.

Sommer

Sonnwendfeuer

Der Termin für das Sonnwendfeuer ist die Johannesnacht (vom 23. auf den 24. Juni)²⁸⁾. Für den ganzen Ort gibt es ein Feuer, meist auf einem der Berge, selten im Tal. Schulkinder und Burschen holen Reisig für den Holzstoß und schlichten es um eine lange Stange, damit das Feuer recht hoch brennen kann²⁹⁾. Ungefähr um 9 Uhr abends zündet man das Feuer an. Wer sich traut, springt darüber. Dann wird noch gesungen und gespielt³⁰⁾.

Großer Frauentag

Das ist der 15. August. Dieses Fest scheint an die Muttergottesverehrung gebunden zu sein. „Nach M. Höflers Forschungen geht der Brauch aber auf eine germanische, dreißigtägige Fastenzeit zurück, die als ein Toten- und Fruchtbarkeitsopfer anlässlich der Erntefeste begangen wurde“³¹⁾, schrieb Geramb vor einem halben Jahrhundert.

Am ‚Großen Frauentag‘ gab es in Neuhaus bei Lunz den Almkirtag, den die Leute aus Erlaufboden gern besuchten, weil in ihrem Ort keiner gefeiert wird. Der Reingewinn dieses Kirtags wurde für arme Kinder zu Weihnachten verwendet, z. B. besorgte man vom Ertrag Schuhe. Heute hat sich das bereits aufgehört.

Almwirtschaft

Ende Mai wird das Vieh auf die Alm en getrieben, z. B. auf den „Ochsenboden“. Die Tiere, deren Besitzer das Weiderecht für eine bestimmte Anzahl Vieh haben, bleiben meist bis Ende September dort oben.

Beim Auftrieb kommen die Leute aus der Umgebung zusammen, sogar aus größeren Entfernungen. Sie bringen das Vieh auf die Alm. Da sie schon zeitlich aufbrechen müssen und dann natürlich Hunger und Durst haben, „gibt’s dann auf da Alm a Sauferei“. Aufgetrieben werden Rinder, selten Pferde. Beim Almatrieb wiederholt sich das Feiern. Das Vieh kehrt, wenn es oben ohne Unfall abgegangen ist, aufgeputzt ins Tal zurück.

Das ‚Haltersein‘ ist erblich³²⁾.

Das Ausbleiben diverser Feldbräuche erklärt sich aus dem Fehlen des Getreideanbaues. Gepflanzt werden nur Bohnen, Erdäpfel, Salat, Rüben, Gemüse und etwas Hafer. Der darf aber nicht

²⁸⁾ Fielhauer, Karfreitagsfeuer, S. 294, Anm. 54.

²⁹⁾ Fielhauer, Karfreitagsfeuer; S. 202 ff., Geramb, a. a. O., S. 53—61.

³⁰⁾ Wolfram, Volkstänze, S. 69.

³¹⁾ Geramb, a. a. O., S. 71.

³²⁾ Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich Bd. I, S. 151.

ausreifen, weil er sonst vom Wild (sehr wildreiche Gegend!) abgefressen wird — daher vor allem Vieh- und Almwirtschaft.

Viel Heu braucht man als Wildfutter. Es wird auf ‚Hieflern‘ getrocknet. Zu den Futterkrippen kommen im Winter nur Rehe und Hirsche, Gemsen nie. Um diesen Nahrung zukommen zu lassen, steckt der Förster auf langen Stangen Heubüschel in den Schnee.

J a g d

Die Wälder um Erlaufboden gelten im allgemeinen als ideale Jagdgründe und Reservate³³⁾. ‚Zu Agidi geht da Hirsch in's Grear‘ (1. September). Bis anfangs November, also während seiner ganzen Brunftzeit, darf er geschossen werden, der Rehbock ab 15. Oktober. Dann ist die Gamsbrunft.

Erlegt ein Jagdgast ein kapitales Stück, feiern mit ihm, auf seine Kosten natürlich, alle Männer des Dorfes im Wirtshaus.

Allerheiligen, Allerseelen

Am Tag vorher richten die Katholischen aus Erlaufboden in Annaberg ihre Gräber, die Protestanten in Mitterbach. Weil die Gräber mit viel Grünem geschmückt werden sollen, werden hauptsächlich Latschen, Schradl, Immergrün, Schneerosenblätter, Almräusch und Zapfen verwendet. Der Priester weiht die Gräber und dann zündet man auf ihnen Lichter an.

Die Patenkinder und Kinder aus der Verwandtschaft bekommen den aus Germteig geflochtenen Striezl, in dem ein Geldstück steckt. Die Großen schenkt man den Patenkindern, und in manchen Häusern gibt man allen Kindern, die heischen gegen, kleine derartige Gebäcke³⁴⁾. Daß die Kinder, wenn sie um ihren Striezl kommen, Sprüche aufsagen, erinnern sich die Leute in Erlaufboden nicht.

Winter

M a r t i n i

Wenn auch nicht in dem Ausmaß wie im Weinviertel, hält man in Erlaufboden ebenfalls beim Martiniloben viel auf gutes Essen und Trinken.

A d v e n t

Vor dem ersten Sonntag werden aus Tannenreisig oder Eiben die Adventkränze geflochten, dann befestigt man noch im Kranz vier Kerzen.

³³⁾ Schmidt, S. 247.

³⁴⁾ Burgstaller, a. a. O., S. 99: „Patengeschenke in Gebäcksform sind vor allem zu Allerseelen und Ostern (und in Westösterreich manchmal auch zu Weihnachten und Neujahr) üblich.“

Barbara

Die Arbeiter begeben sich am Festtag der Heiligen in die Kirche. (In Erlaufboden gibt es sogar einen Bergarbeiter, der nur am Barbaratag die Kirche aufsucht.)

Eine Vielzahl von Zweigen und Bäumen finden im bäuerlichen Lebens- und Jahresbrauchtum ihre Verwendung³⁵⁾ — wohl des Segens wegen, den sie zu bringen vermögen. So tun die Leute auch in Erlaufboden Barbarazweigerl (Kirsche) in eine Vase, blühen sie zu Weihnachten, bedeutet das Glück für die Familie und daß ihr wahrscheinlich bald eine Hochzeit ins Haus steht.

Schifferlsetzen

Am 5. Dezember fertigen die Kinder Papierschifferln an, schreiben ihren Namen und einen Spruch darauf, und werfen sie dann in alle Häuser, in der Hoffnung, daß man sie fülle. Weil sie sich dabei nicht erwischen lassen dürfen, laufen sie dann rasch weg.

Hier sei nur ein Nikolausspruch angeführt, da die übrigen, von mir aufgezeichneten, identisch sind mit denen, die Hottenroth in seinem Artikel über das Schifferlsetzen veröffentlicht hat.

Spruch: Husch, husch, mir is kalt,
 in glaub, es kimmt da Winta bald,
 und i kann's net mehr weitermachn
 und muaß bei der Frau X einikrachn!

Mittelpunkt des Schifferlsetzens ist der Raum um Mariazell. Dieser Brauch, den sowohl die katholischen wie die evangelischen Kinder Erlaufbodens kennen, wird allein von den Protestanten ausgeübt³⁶⁾.

Nikolaus und Krampus

Sie erscheinen am 6. Dezember abends. ‚Da Krampus hot a Loafn auf und Heandln und a Fell hot er um‘, der Nikolaus kann eine weiße Maske tragen. Die Kinder müssen fleißig beten, sonst steckt sie der Krampus in seine Butte. Die zwei Gestalten gehen zum Schluß, wenn sie schon alle Kinder aufgesucht haben, ins Gasthaus.

Rauhnächte

Als solche gelten der 24. und 31. Dezember und der 5. Jänner. An diesen Abenden wird vom Hausvater das ganze Haus ausgeräuchert, dazu betet man den Rosenkranz und eine Litanei. Das

³⁵⁾ Schmidt, Volkskunde, S. 219.

³⁶⁾ Hottenroth, a. a. O., S. 215—219.

Räuchern wurde von der Kirche und der antiken Medizin als Schutz gegen böse Dämonen und Krankheiten empfohlen. Dieser apotropäisch-kathartische Ritus erweist sich gerade zur Zeitenwende und dem Beginn eines neuen Jahres als sinnvoll³⁷⁾. Jene Rauhnächte sind, wie der Volksglaube weiß, erfüllt von dem Wirken der Überwelt auf uns und man fürchtet Todesandrohungen (vgl. Perchtennacht). In den Rauhnächten darf in Erlaubboden keine Wäsche im Freien hängen, das bringt Unglück mit dem Vieh, d. h. — „ma hängt sunst Häut naus“, womit Tierhäute gemeint sind. Das bedeutet totes Vieh³⁸⁾.

Andererseits fühlt sich der Mensch dem Übersinnlichen so nahe, daß er versucht, einen Blick in die Zukunft zu gewinnen. Dafür sprechen die vielfältigen Formen des Los- und Orakelbrauchtums. Baum und Orakel stehen seit ältester Zeit miteinander in Beziehung. So glaubt man in Erlaubboden, daß man in die Zukunft sieht, wenn man in der Christnacht einen Baum rüttelt³⁹⁾. Auch in der Silvesternacht sucht man Zukünftiges durch Bleigießen zu erschließen.

Weihnachten

Der 24. Dezember gilt als Schlacht- und Fasttag. Der Schweinefleischverbrauch ist in wirtschaftlich bessergestellten Zeiten kein geringer⁴⁰⁾. Nachmittags schmückt man den Baum. Allgemein ißt man um 7 Uhr abends einen Karpfen, anschließend findet die Bescherung statt.

Vor dem Mettengang in Annaberg spielt eine Musikkapelle die Leute in die Kirche hinein.

„Zu Mitternacht reden die Tiere im Stall“, die Kinder dürfen das ja nicht hören.

Stephanitag

Ab diesem Termin darf wieder getanzt werden, hingegen „sperrt Kathrein den Tanz ein“.

³⁷⁾ Fielhauer, Dreikönigsnacht.

³⁸⁾ Wolfram, Weihnachtsgast, S. 28 f: „Alles was in diesen Nächten hing, galt als Opfer. Zum Trocknen aufgehängte Tierhäute oder menschliche Wäsche standen dabei für menschliche Wesen. So viele Häute hingen, so viel Vieh stirbt im kommenden Jahr. Wessen Besitz hängt, ist gleichfalls des Todes. Das Opfer muß demnach einst für den Totenführer gedacht gewesen sein, der auch das ihm so Geweihte im Laufe des Jahres dann holte.“

³⁹⁾ Helga Thiel, Das Umwickeln der Obstbäume, Seminararbeit, Wien, 1966, S. 53—60.

⁴⁰⁾ Schmidt, Volkskunde, S. 364.

Silvester, Neujahr

Von Silvester abends bis in die Früh des ersten Janners geht man zu zweit oder dritt, Männer und Frauen gemischt, „Neujahrs-singen“. Es ist dies ein Heischegang von Haus zu Haus, an dem Kinder nie teilnehmen. Vor jedem Haus wird ein Lied gesungen, dann bittet man die Gruppe ins Haus, wo sie einen Spruch aufsagt. Dafür gibt es Schnaps und einen kleinen Imbiß. Früher, als das Neujahrssingen noch mehr in Übung war, erhielten die meist sehr armen Sängler für ihr Glückwünschen Gaben, die sie gut brauchen konnten, jetzt nur mehr Geld. Die zwei folgenden Neujahrslieder aus Erlaubfoden und Trübenbach sind typische Vertreter dieser Gattung: Sie werden nicht in der Mundart gesungen und es wird kaum beschrieben, was geschieht. Es sind eben Wunschlieder.

1. Lied: Ein Kind ist geboren zu Bethlehem,
des freuet sich Jerusalem,
Dann freut Euch alle
mit reichem Schalle
zu diesem neuen Jahr! ⁴¹⁾

Das zweite Neujahrslied sang der Forstarbeiter Josef Wutzl (geb. 1921) aus Trübenbach vor. Dieses Lied wird von einer ‚Pass‘ Holz-knechte (4—6 Mann) vor jedem Haus gesungen, der folgende Spruch anschließend im Haus vor der Bewirtung aufgesagt. Nach dem Wünschen werden im Freien die Gewehre abgefeuert. Überhaupt schießt jeder, der eine Flinte besitzt, das alte Jahr hinaus. Es gibt aber auch schon Feuerwerke.

Heu-te geht das Jahr zu En-de lie-be Christen dan-ke! Gott-
Got-tes Stár-ke treu-er Hân-de ha-ben uns be-
schützt vor Not-Hält uns Gott sein Schutz ge-nom-men wár ge-wiß ein Un-glück-
kom-men. A-ber Gott ist Lieb und treu wird ja wie-der bei uns neu.

⁴¹⁾ Leopold Schmidt, Volkslieder aus Niederdonau, Kassel, o. J., S. 3.

⁴²⁾ Transkribiert von Walter Deutsch.

2. Unglück kann ein Tag vollbringen
 Noch viel mehr ein ganzes Jahr
 Gar nichts könnte uns gelingen
 Zu Grunde gehen kann man gar.
 Nur im hohen Himmel droben
 Wohnt ein großer Herr dort oben,
 Der uns helfen will und kann,
 Rufen wir um Hilfe an.
3. Dieses alles könnt' uns treffen,
 In den künftigen neuen Jahr.
 Gau keins kann sich selber helfen,
 Nicht die ganze Christenschar.
 Nur im hohen Himmel droben
 Wohnt ein großer Herr dort oben,
 Der uns helfen will und kann,
 rufen wir um Hilfe an.

(Gesprochen):

Drei Wünsche sind Euch heut geweiht:
 Gesundheit, Glück, Zufriedenheit.

Spruch: I wünsch Enk a glücklich's Neus Jahr,
 's Christkindl mitn kraustn Haar,
 a langs Lebn, a gsunds Lebn,
 des soll Euch Gott gebn.

I wünsch Enk an goldnan Tisch,
 an jedan Eck an brotnan Fisch,
 und Mitten drein a Kandl Wein,
 daß alle recht fröhlich und lusti sein.

I wünsch Enk an goldnan Wagn,
 damit ös kennts in Himmel auffahrn.
 Aber des tua i mir ausbittn,
 daß 's mi a laßt aufsitzn!

Am 1. Jänner untermittags gehen dann junge Mädchen und Burschen als Rauchfangkehrer verkleidet und mit Leitern und Schweinderln versehen von Haus zu Haus und wünschen Glück. Die Sprüche gelten dem Hausvater und seiner Frau.

Sprüche: Prosit Neujahr! I wünsch dem Herrn und der Frau
 an goldnan Wagn, damit's miteinander in Himmel fahrn!

I Wünsch dem Vetter und da Moam
 a recht a glücklich's neichs Joa.
 Gsundheit und a langs Lebn
 und an Beidl voll Gold danebn,
 in da Mitt a Kandl Wein,
 da solln da Vetter und d' Moam
 recht lustig sein.

In Vettern wünsch i a hirschledane Hosn
 da habn die Dukadn guad losn.
 Und da Moam wünsch i a rots Röckerl,
 daß dasteht wia a Naglsteckerl.
 Und 's Christkindl mit'n kraustn Hoa
 des wünsch i eich heit zum neichn Joa.

Dienstpostenwechsel

Will ein Knecht seinen Posten wechseln, sucht er sich zu Neujahr einen anderen Hof.

Perchtennacht

In Erlaufboden nennt man die Percht „Samparin“. Dieser Name für die Gestalt der Frau Percht ist typisch für den Raum Mariazell—St. Pölten—Krems. „Sampad“ bedeutet in dieser Gegend unförmig dick. Gerade diese Unförmigkeit könnte auf eine fruchtbringende Schwangerschaft hinweisen⁴³).

Am 5. Jänner abends ißt die Familie aus einer Schüssel Milch mit eingebröckeltem Brot oder Semmelbröckeln. Ist nur mehr ein Rest übrig, legen alle an diesem Mahl Teilnehmenden ihre Löffel auf den Schüsselrand, so daß sie sich im labilen Gleichgewicht befinden, oder lehnen sie einfach an die Schüssel an. Dessen Löffel herunterkippt bzw. umgefallen ist, muß noch im kommenden Jahr sterben, was auch wirklich bei den meisten Personen eintritt, wie von den Gewährsleuten ganz ernst versichert wurde. Die „Samparin“, der die Milch gehört, kann nämlich diese Person nicht leiden⁴⁴).

Die Hausfrau oder die Magd muß am 5. die Tenne ordentlich kehren, damit die Samparin mit ihren Kindern, den „Zoderwaschln“ dort gut tanzen kann⁴⁵). Man stellt sich die „Samparin“ wie eine Mutter mit vielen Kindern vor. In dieser Gegend werden Kinder mit der Person der Samparin nicht geschreckt.

Dreikönig

Bei den Drei Königen „is a Schwoaza dabei, sunst schauns hält aus wie König“. Einer trägt einen Bischofstab, nach einer anderen Angabe haben alle drei einen solchen in der Hand. Den Turban des Negers schmückt ein Stern aus Pappendeckel.

⁴³) Eberhard Kranzmayer, Name und Gestalt der „Frau Bercht“ im südostdeutschen Raum (Bayerische Hefte für Volkskunde, 12. Jg., Heft 6, 1940).

⁴⁴) Geramb, a. a. O., S. 11, Karl Haiding, Perchtenbräuche im steirischen Ennsbereich (MAGW, Bd. XCV, Horn-Wien, 1965, S. 325 f., S. 336 ff.); Rosa Hacker, Volkskunde, in: Heimatbuch des Bezirkes Hollabrunn, 2. Teil, 1951, S. 430: Nach der Hausräucherung Perchtenmilch mit Löffelorkel (Beleg aus dem Bezirk Hollabrunn).

⁴⁵) Wolfram, Weihnachtsgast, S. 28, Wolfram, Volkstänze, S. 52: Im Mühl- und Waldviertel „tanzen in der Nacht vor Dreikönig die Heiligen Drei Könige auf der Tenne“.

Die Drei Könige suchen die Leute in ihren Häusern auf und singen ⁴⁶⁾: „Es zogen drei König“ ... Dafür erhalten die als Heiligen Drei Könige auftretenden Kinder Kletzenbrot und Geld.

Der Hausvater schreibt das KMB und die neue Jahreszahl an alle Türen. Dieser Brauch unterbleibt in manchen Häusern.

F a s c h i n g

„Do geht ma maschkan.“ Über die Zeitspanne, in der das geschieht, weichen die Meinungen der Gewährsleute voneinander ab. Einmal heißt es: „Maschkan kann ma nua am Faschingsdienstag“, sonst hört man, daß die Maschkerer von Faschingsamstag bis -dienstag umziehen. Die Maschkerer kommen in die Häuser, wo es Krapfen und Schnaps gibt, und bei diesem geselligen Zusammensein geht es dann meist sehr lustig zu. Dabei kann folgendes vierzeiliges Faschingslied zum Besten gegeben werden; dasselbe mag auch für den Faschingspruch gelten.

Lied: Heut is da Faschingsdag,
 do sauf i was i mag.
 Geldbeidl, machs Testament,
 's Geld geht zum End! ⁴⁷⁾

Spruch: Du lustiger Fasching,
 Du trauriger Advent,
 Du zaudirre Fastenzeit,
 Nimm do scho an End!

Unter den Masken befinden sich Zigeuner, Blumenhändler, die überall mit Schneerosen dekoriert sind, Hexen, Geister und Tiere. Eine Sennerin mit einem Melkstockerl, die eine Holzkanne trägt und mit den Kuhglocken läutet, ist immer dabei. „Es geht quasi da Almabtrieb mit.“ Diese Art der Masken erinnert eher an alpine Fomen ⁴⁸⁾.

A s c h e r m i t t w o c h

Die Katholiken holen sich in der Kirche von Annaberg das Aschenkreuz. Anschließend suchen die Männer und Frauen in Er-laufboden das Gasthaus auf zum Fischessen und „sauftn. Des nennt ma bei uns Häfernwäschn ⁴⁹⁾.“ Der Begriff „Heringsschmaus“ ist

⁴⁶⁾ Geramb, a.a.O., S. 11.

⁴⁷⁾ Hacker a.a.O., S. 430: Heut' is' da Faschingstag, / Heut' sauf' i, was i mag. / Morg'n mach' i 's Testament, / 's Geld is zu End'.

⁴⁸⁾ Leopold Schmidt, Bauernfasching im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (ÖZV, Bd. 72, Wien, 1969, S. 133—171); Wolfram, Volkstänze, S. 45—56.

⁴⁹⁾ Teufelsbauer, a.a.O., S. 45.

ebenso bekannt. Vielleicht wurde früher dieses Essen als Totenmahl für den zu begrabenden Fasching angesehen. Dieser Brauch, bei dem zwei Narren (als solche verkleidete Burschen) eine ausgestopfte Puppe in dunklem Rock und Hosen, eben den Fasching, unter Musikbegleitung eingegraben oder ins Wasser geworfen haben, gehört in Erlaufboden seit bereits zwei Generationen der Vergangenheit an⁵⁰⁾.

Lostage

Christi Himmelfahrt soll schön sein, sonst trocknet das Heu schlecht. Gibt es am Peterstag (29. Juni) ein Gewitter, werden in diesem Jahr die Unwetter nicht mehr stärker.

*

Nachtwachten

Stirbt jemand im Haus, beten alle, denen es ein Bedürfnis ist. Zwei Tage, nachdem man sich den Toten angesehen hat, hält man Totenwache. Am gemeinsamen Nachtwachn sehen wir ein schönes Beispiel nachbarlicher Hilfeleistung, verbunden mit brauchwürdig verankertem Beten und Singen⁵¹⁾. Die am Blasius- oder Lichtmeßtag geweihten Kerzen brennen vor dem Toten, oder seine Kommunionkerze, solange er sich im Haus befindet. Jeder „Leichwächter“, das sind alle anwesenden Männer, Frauen und Kinder „weihen“ den Aufgebarhten an. Um ca. halb 9 Uhr abends hebt das gemeinsame Singen und Beten an. Da hört man zum Beispiel das evangelische Lied: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ — Gebetet werden das Vater Unser, der schmerzhaft Rosenkranz, die Allerheiligenlitanei . . . Es gibt Vorbeter. Dazwischen oder nach der zwei bis zweieinhalb Stunden dauernden Wache wird in einem andern Zimmer gegessen. Nach Mitternacht erfolgt die Verabschiedung und man geht mit Laternen wieder heim.

Stirbt eine Mutter, singt man: „Die Mutter ist das größte Glück auf Erden . . .“, „Hast du noch ein Mütterlein . . .“, „Muttersprache, Mutterlaut . . .“ und verschiedene Marienlieder aus dem Kirchenliederbuch.

Wird der Tote aus dem Haus getragen, betet man den ganzen Weg bis zur Kirche. Im Winter wird der Tote mit einem Schlitten abgeholt. Wenn eine Schwangere einen Toten berührt, bleibt ihr Kind für immer ganz bleich — sagt ein in Erlaufboden herrschender Volksglaube.

⁵⁰⁾ Schmidt, Bauernfasching, S. 169 f.

⁵¹⁾ Walter Deutsch, Vom geistlichen Liedgut in Großarl im Pongau (Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Bd. 15, Wien, 1966, S. 23).

Heilmittel:

Viel Kletzenbrot essen schafft bei einer schlechten Verdauung Abhilfe.

Mairöhrlsalat hilft der Lunge bei Tuberkulose.

Bei Asthma soll man Liebstöckel essen.

Johanniskraut findet als Blutreinigungstee Verwendung.

Der Gewährsmann Leopold Schmied stellte selbst eine Pechschmiere, bestehend aus Hirschtalg, Fichten, und Schwarzföhrenpech, Bienenwachs und Kolophonium her. Diese Salbe streicht man auf Abszesse, offene Wunden, und sie ist sogar bei Blutvergiftung äußerst wirksam. Sie entzieht dem Blut rasch das Gift.

Zu den „Zerkrazten Marientalern“ und dem „heiligen Staub“

(Mit 2 Abbildungen)

Von Hans H o c h e n e g g

In den Tiroler Heimatblättern, Jg. 41 (1966) hatte ich auf Seite 128—129 meine Beobachtung dargelegt, daß viele mit der Patrona Bavariae geschmückte bayerische Taler des 18. Jahrhunderts an der Seite des Madonnenbildes durch Messerschnitte entstellt sind, während die Vorderseiten mit dem Bildnis des Kurfürsten, auch die bayerischen Löwentaler, keine solchen Schäden aufweisen. Die auf meine Frage erhaltene Antwort, es handle sich bei den Kratzern um Justierstriche, um ein Übergewicht der Münzplatte abzutragen, befriedigte mich nicht: erstens, weil zu schwere Schröttlinge v o r der Prägung und nicht nachher befeilt wurden, zweitens, weil das Gewicht durch Messerschnitte nicht zu beeinflussen war, drittens, weil, wie gesagt, nur die Bildseiten Kratzer zeigten.

Meine Vermutung, es handle sich um ein Einritzen des Gnadenbildes zum Gewinnen „heiligen Staubes“ war in jener Veröffentlichung zu wenig untermauert, um überzeugend zu wirken. Bei späterer Beschäftigung mit dem Thema ergaben sich zwar keine Beweise, doch einige Anhaltspunkte, um die ausgesprochene Ansicht glaubhafter zu machen.

Zuerst sei darauf hingewiesen, daß Liebfrauentaler schon als solche als wunderkräftig gegolten haben. Das Kind sollte allerdings auf dem rechten Arm der Gottesmutter sitzen; die Patrona Bavariae auf den bayerischen Talern hält es auf dem linken, was ihrer Verehrung aber kaum Eintrag getan hat. Nach dem Handbuch des deutschen Aberglaubens, Band 8, Spalte 657 ff., vertreiben Marienmünzen böse Geister, in der Hand gehalten helfen sie bei Geburten, sie stillen innere Blutungen und sind heilsam bei Lähmung, Fallsucht und Geisteskrankheit.

Der 4. Band des Handwörterbuches verweist auf Spalte 1417 ff. auf ähnliche Wirkungen des in Kirchen zusammengekehrten Staubes. Lenz Kriss-Rettenbeck spricht in seinen „Bildern und Zeichen religiösen Volksglaubens“, München 1963, auf S. 44 vom „heiligen

Staub“ in der Volksmedizin; er berichtet vom Späneschneiden aus Heiligenstatuen und vom Abschaben kleiner Tonfigürchen. Auch ich besitze ein kleines unglasiertes Dreifaltigkeitsrelief aus gebranntem Ton, ähnlich wie er eines vom Sonntagsberg in Oberösterreich (Bild Nr. 93) zeigt. Auch eine glasierte Tonnachbildung der Gnadenmutter von Einsiedeln ist in meiner Sammlung.

Gustav Gugitz erwähnt in seinem „Fest- und Brauchtumskalender“, Wien 1955, S. 110, den von irdenen Kopien des Einsiedler Gnadenbildes als Heilmittel abgeschabten Staub. Im Besitz eines Einsiedler Wallfahrtsbuches hoffte ich unschwer Näheres über den „Heiligen Staub“ zu finden. Leider erzählen Schriften, die zum Besuch eines bestimmten Ortes einladen wollen, lieber vom Erfolg versprochener und durchgeführter Pilgerreisen als von Andachtsübungen, die man auch zu Hause durchführen kann! Ich mußte in der mehr als 600 Seiten umfassenden „Dreyfachen Cron oder Chronica der U. L. Frauen Capell zu Einsiedeln“ des P. Ignatius Stadelmann, Einsiedeln 1718, lange Zeit blättern, bis ich auf wenige Bemerkungen über dasjenige stieß, das ich wissen wollte.

Da wird auf S. 310 von reisenden Franziskanern erzählt, die auf dem Lago maggiore in ein Unwetter gekommen waren. Als aber ein P. Marcus ein „Einsidlich Mariäbildlein“ ins Wasser tauchte, beruhigte sich plötzlich der tobende See. Welcher Art jenes Bildchen war, erfahren wir auf S. 340: „Diser Wunder-Gnaden könnte ich eine grosse Anzahl herbey setzen, auss welchen der Leser ersehen mag wie auch die kleinsten aus Leim (Lehm) und Heylthum-Staub zusammen gebackenen Einsidliche Unser Lieben Frauen Bildlein nit allein in Wassers-, sondern auch in Feurs-Nöthen unerhörte Wunder würcken.“ Anschließend ist eine Feuersbrunst zu Annecy in Savoyen geschildert, die ein vom hl. Franz von Sales gegründetes Frauenkloster bedrohte. Zum Glück war eine Schwester Maria Michaela im Besitz etlicher „kleiner irdener Einsidler-Bildlein“. Sie warf eines davon voll Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter in „die erschrocklichen Flammen und sihe Wunder! in selbigem Augenblick ersticket das grausame Feur!“

Auf S. 519 sind jene Tonfiguren auch als Hilfe in Kindsnöten empfohlen: „... Dergleichen Gnaden geschehen fast täglich an unsern Einsidlichen Müttern, absonderlich an denjenigen, die zur Zeit der Geburt ein kleines von Leim und Heyltumb-Staub zusammen gebachenes U. L. Frauen-Bildlein in der Hand tragen ...“ Ferner ist auf S. 591 von einem bei einem Unfall schwer Verletzten die Rede; dieser habe „von einem steinernen Einsidlichen Mutter Gottes-Bildlein alle Nächst etwas eingenommen, worauf die entsetzlichen Schmerzen in etwas gelinderet ...“. Nach einem Wallfahrts-

gelöbnis sei er gänzlich geheilt worden. Man begnügte sich also mit dem von Nachbildungen des Gnadenbildes abgeschabten Staub; das was jedenfalls schonender, als wenn man den Kultgegenstand selbst mit dem Messer bearbeitet hätte, wie es die Verehrer eines wunder-tätigen Kurzifixes in Bruck am Ziller oder der Christophorusstatue im Hospitz auf dem Arlbergpaß getan hatten!

Wenn schon „heiliger Staub“ und Splitter von frommen Figu-ren als Heilmittel gebraucht wurden, drängt sich von selbst der Gedanke auf, daß auch gepulvertes Edelmetall gleiche Verwendung gefunden habe. Auch aus der profanen Medizin fanden sich Ver-gleichspunkte. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens schreibt auf Spalte 2 des 8. Bandes, daß geschabtes Silber mit Wein-steinöl vermischt als Mittel gegen böse Wunden angewendet worden ist. Ein solcher Gebrauch des Silbers in der Volksmedizin war nicht widersinnig, denn auch moderne Erkenntnisse bestätigen die des- infizierende Kraft des Silbers. Ähnlich äußert sich des Andreas Glo-rez „Neu angeordnete vollständige Haus- und Landbibliotec“, Nürnberg 1719, auf S. 874: „Silber verzehret in faulen Wunden das böse Fleisch und heilet die Wunden zusammen, also daß man sie nicht hefften darff.“ Weniger einleuchtend ist der auf S. 873—874 gegebene Rat, daß man gepulvertes Gold oder Silber gegen Fall-sucht, Herzleiden, Milzschmerzen und Traurigkeit einnehmen sollte. Warum aber sollte der als heilsam erachtete metallische Staub nicht auch durch Befehlen von Geldstücken gewonnen werden?

Im bayrischen Raum hat man das vermutlich getan! Ausge-rechnet im frommen Bayerland hat man die Mariendarstellungen der Münzen so grob zerkratzt; nicht nur die Taler der Kurfürsten Max Josef III. (1745—1777) und Karl Theodor (1777—1799) sind selten unentstellt zu erlangen. Der 227. Münzkatalog des Wiener Dorotheums beschreibt unter anderem einen undatierten Würz-burger Taler des Bischofs Peter Philipp von Dernbach (1675—1683): „Am Avers Brustbild und Wappen, am Revers Madonna. Am Revers zwei Feilstriche.“ Nur aus bestimmten religiösen Vorstellungen läßt sich das erklären!

Ich machte eine Probe. Mit meinem Taschenmesser zog ich einige Furchen über ein schlecht erhaltenes Silberstück, das mir nicht leid tat. Ich legte dann den Daumen auf die Münze; durch die abgeschabten Späne war die Haut gleichsam versilbert! Jetzt kann ich mir gut vorstellen, daß ein so mühelos hergestellter Silberüber-zug als Mittel gegolten haben kann, um das Eitern kleinerer Ver-letzungen zu verhindern. Besonders wenn das Silber vom Bilde einer verehrten Schutzpatronin herrührte, konnte man auf den Erfolg vertrauen.

Zur „Volkskunde des Autos“

Von Linde Schuller

1. *Hic Rhodus, hic salta!*

Das Auto ist sicherlich noch nicht die letzte Errungenschaft auf dem Gebiete des Verkehrs; aber es ist ein wesentlicher Bestandteil des heutigen Alltagslebens. Wenn es dereinst zu den auffallend konservativen Fortbewegungsmitteln gehören wird, werden Volks-, Völker- und Kulturkundler, Liebhaber aussterbender materieller Güter, Sammler, Amateurbastler usw. an Formen und Accessoires des Autos unserer Tage und an der Mentalität seiner Besitzer anteilnehmendes Interesse nehmen. Meine Aufzeichnungen über diesen Punkt waren „für später“ gedacht; eine Rundfunksendung vom 28. 12. 1968 über annähernd das erwähnte Thema gab den Anstoß, daß ich doch jetzt damit herausrücken möchte:

Oft wird beklagt, daß so vieles an immateriellen und materiellen Gütern der Volkskultur vor unseren Augen verschwinde. Es überleben sich, meint man, Vorgänge und Dinge, die Volks- und Völkerkundler als Ausdruck wesentlicher kultureller Kraft anzusehen gewohnt sind. Vielleicht stimmt das ebenso wie die Behauptung, daß unsere Zeit mit ihrem unausgegorenen Willen zum Neuen zwar den revolutionären Geist, nicht aber — auf geistigem Gebiet — die schöpferische Kraft für Änderungen aufbringe. Man sagt, daß in dieser Hinsicht so vieles vergehe, aber nur wenig an allgemeingültiger, von der Gemeinschaft aufgenommener, bodenständiger, individuell variierbarer Kleinkunst oder Unkunst entstehe. Es heißt, daß Votive, Trachten, Feste, Arbeitsbräuche dort, wo sie erhalten oder geschaffen würden, häufig *bewußt* als altüberliefert gepflegt würden. Das kann — Geschmack und Bodenständigkeit der Initiatoren vorausgesetzt — 1. läuternd auf alte Formen wirken, kann Spätes, Fremdes, Ungewachsenes ausschalten, kann auch zu mehr Ästhetik, sogar zu mehr anteilnehmender Lebendigkeit und größerer Verbreitung führen; es ist dann oft eine in etlicher Hinsicht begrüßenswerte Erscheinung nicht erst der Letztzeit. — Es kann 2. (bei in den Augen der Volkskundler weniger geschickter Handhabung) zu „Folklore“, zu *Publicity*, zum *Mode*,

Show- und Souvenirgeschäft führen. In beiden genannten Fällen ist es etwas nicht: Es ist nicht naiv!

Nun fragt es sich: Hat unser zivilisatorischer Alltag etwas anzubieten, das „unschuldig“, manchmal unbewußt, im konkreten Einzelfall unbedacht, jedenfalls also naiv blieb? Es wäre das etwas, das zwar im Detail nicht um der Tradition willen gepflegt wird, aber in simpler Form den „traditionell“ menschlichen Wunsch nach Schutz, nach Sicherheit, nach Humor oder nach Übereinstimmung mit den jenseitigen Mächten usw. zum Ausdruck bringt. Besitzen wir etwas dergleichen? Ein Etwas, das jetzt und hier naiv entsteht und lebt, das aber bestimmt niemand „um der Erhaltung der Volkskunst willen“ pflegt? Ich meine es in den Automaskotten gefunden zu haben.

Dagegen läßt sich einwenden, daß diese — in materieller Hinsicht — nicht „Volkskunst“ sind: Erstens, weil ihre Formen alles andere denn bodenständig sind, zweitens, weil die Herstellungsweise und vor allem das Material den Begriff „Kunst“ ausschließen. Sie sind nicht bodenständig: Es gibt Glücksfiguren „made in Hongkong“ mit der deutschen Aufschrift „Glück“ oder der englischen „good luck“. Trachtenpuppen werden zum geringeren Teil von Leuten aus der betreffenden Gegend und zum größeren von Reisenden, die sie als Souvenirs mitbrachten, vor dem Rückspiegel aufgehängt. Bei einzelnen freilich gilt die Trachtenpuppe, gilt der Städtewimpel, gilt die Abziehbildortsansicht doch als „Heimatschein“. Es gibt auch Einzelanfertigungen und sogar „ortseigene“ Traditionen. Freilich selten und in kleiner Zahl und wohl auch über zu kurze Zeiträume, um nicht als Mode, sondern als Tradition gelten zu können. Trotzdem sind sie die Brücke, die den Unterschied gegenüber alten Gegenständen materieller Kunst vom prinzipiellen zum graduellen machen.

Und noch etwas: Auflösung der engräumigen Gesellschaft und des ortsüblichen Geschmackes, Vereinheitlichung der Formen, Verflachung des Milieutypischen (bei seiner gleichzeitigen, sozusagen „sekundären“ Betonung im Souvenirfach), Kontakte, intensiver Verkehr und Weltbürgertum, manchmal gepaart mit der Verwechslung von Angleichung und Nachahmung, sind Erscheinungen und sind Ausdruck unserer Zeit! Es fragt sich nun: Ist das gleichbedeutend mit dem Verlust dessen, was man Volkskunst nennt, oder gleichbedeutend mit einer Stagnation, die uns auf das Pflegen und Bewahren des Alten verweist? Sicherlich bedeutet es den Verlust dessen, was mir an der alten Volkskunst gefällt: Das Verschwinden nämlich des augenfälligen, aber gewachsenen Lokalkolorits und des traditionellen, den einfachen Werkzeugen zugänglichen Materials.

Aber auch die hier geschilderte Differenz zwischen „Automaskotte“ und „Volkskunst“ ist eine graduelle, nicht prinzipielle. Wie es Metallkeulen nach den steinernen gab, gibt es traditionelle Korbflechtmuster, die heutzutage aus Nylonschnüren angefertigt werden. Wie andererseits die Metallverwertung neue Formen schuf, bietet das neue Kunststoffmaterial neue Möglichkeiten.

Aber: Ein großer Teil der Automaskotten ist maschinell hergestellte Serienware. Das ist ein gewaltiger — aber gradueller — Unterschied gegenüber Gegenständen materieller Volkskultur: In den Wachsmodeln bestimmter Werkstätten zum Beispiel wurden Votive in Serie hergestellt. Es gibt, wenn man will, also Brücken zur Serienware.

Wenn man alle die genannten Punkte — mit einer gewissen Berechtigung — ad absurdum führen wollte, bleibt noch eine Frage offen: Wie steht es mit dem Geiste, in dem die Dinge geschehen? Zum Beispiel: Gewiß, Automaskotten haben im allgemeinen nichts von Frömmigkeit an sich; aber ich sah immerhin Madonnenbilder, schlichte Holzkreuze, Herzen Jesu aus Porzellan, Zettel mit aufgeschriebenen Koransuren oder Krishna- und Brahmabilder an Auto rückspiegeln befestigt (Madrid, Marokko, Maharashtra). Autosegnungen gibt es bei uns seit 1928, und manche Familien nehmen sozusagen in der dritten oder einer noch späteren Generation daran teil. Man kann es als Unterschied gegenüber den Pferdeweihen ansehen, daß bei jenen der Segen auf ein lebendes Wesen herabgerufen wird, hier auf einen toten Gebrauchsgegenstand. Dieser Unterschied ist nicht maßgeblich. Denn erstens weiht man recht oft „das Fuhrwerk“ und nicht „das Tier“, zweitens segnet man ja auch andere tote Gegenstände (wodurch freilich wieder sie „an Leben gewinnen“).

Ein Hufeisen an der Kühlerhaube ist grundsätzlich nichts anderes als eines über der Haustür. Man mag über die Begriffe Tradition, Brauch, „Kind im Manne“, Aberglauben, Schmuck, Erinnerung, Gewohnheit usw. richten; man kann auch darüber streiten, ob Maskotten, Amulette, Talismane, Kultgegenstände und Reliquien ihre Berechtigung aus der gleichen Schicht des menschlichen Seelenlebens ableiten. Man kann sich fragen, ob sie entweder einer echten Religiosität abträglich sind, oder sie — zweitens — gar nicht berühren, oder aber drittens Ausdruck einer Differenziertheit und Toleranz sein können, die manche Formen der Frömmigkeit erst möglich machen. Jedenfalls sind aber auch wenig hübsche und in Serie hergestellte Maskotten sogar noch dort, wo sie, sinnentleert, der reinen „Zierde“ oder Unterhaltung dienen, ein Volksanliegen. Wo sie auftauchen, handelt es sich um jemandes

naives Bemühen, und sei es das eines Kindes oder einer „schwachen Stunde“ eines „Aufgeklärten“. Selbst Nachahmung und Geschenk bleiben gemeinhin „naiv“.

Wo Automaskotten verschwinden, kann das — wie bei den Kühlerfiguren — gesetzliche Forderung zum Zwecke der Unfallverhütung sein. Es kann sich auch um eigene oder von außen angelegte Geschmackskorrektur, gelegentlich (und zwar auch eingeständenermaßen) um die Verbannung eines Talismans, der sich als wirkungslos erwies, handeln.

Automaskotten sind nicht nur Modeartikel: Christophorusplaketten sollen auch schützen. Der Totenkopfwimpel am Moped soll Gefahren abwenden oder — wie man mir sagte — auch herausfordern: „Schicksal, hau nur zu! Wir wollen seh'n, wer stärker ist, ich oder du ...“ Kleeblatt und Glücksschwein sollen — auch das wird ausgesprochen — beim „Schicksal“ ein gutes Wort einlegen. Schließlich ist die Gefahr des Straßenverkehrs die erste, die wahrscheinlichste, die alltäglichste unserer Zeit, aktueller als Seuchen, Feuer und Lawinen, mancherorts in bestimmten Zeitabschnitten sogar aktueller als der Krieg. Die Verhütung der Gefahren der Straße liegt nicht völlig beim einzelnen Verkehrsteilnehmer selbst. Immer bleibt auch „der andere“, bleibt „das andere“, das Überraschende, Unberechenbare. Und damit ist die uralte und weltweite psychologische Situation für das Amulett, die Maskotte, den Talisman, aber auch für die Hinwendung zum heiligen Fürbitter gegeben. Unglück läßt sich als Strafe auffassen. Der Fürbitter kann daher auch als Mahner auftreten. Ich sah einen — nicht sehr geschmackvollen, aber immerhin originellen — Christophorus mit erhobenem Zeigefinger und der Aufschrift „Vorsicht“. Mahnen läßt sich auch in Profanform: Der Kinderschuh, das Familienphoto, die Schutzmannfigur, das „rote Licht“ gehören hierher.

Es gibt also ein Brauchtum rund um das Auto. Es hat den erwähnten Schönheitsfehler, daß es sich nicht bodenständiger Materialien und Formen für seine materiellen Auswirkungen bedient, es hat den Vorteil, daß es jetzt und hier lebt — als Ausdruck gegenwärtigen Volksgeschmackes (oder, wenn man so weit nicht gehen wollte, eigentlichen Geschmack und aktuellen Ausdruck gleichzusetzen, seiner heutigen Erscheinungsform). Das Brauchtum um das Auto wird nicht rekonstruiert, nicht „gepflegt“, nicht „bewahrt“, wir wenden daran keine Pietät, es unterliegt keiner Weltanschauung, nur sehr vereinzelt künstlerischen Bemühungen; niemand nimmt es ernst genug dazu. Verbote schränken es ein, unterdrücken es aber nicht. Es ist um seiner selbst oder um jenes gewissen Etwas willen da, das ein lebender Mensch nicht missen möchte:

Jenes kleine Lächeln über eine Überflüssigkeit, die man „sich leistet“; jene kleine Rückversicherung, die man „besser doch nicht unterläßt“; jenes kleine Zugeständnis an die Spielfreude, „um dessentwillen man sich nicht zu genießen braucht“. Freilich kann in dieses Brauchtum auch diffizilere Frömmigkeit oder feiner Humor sein. Kurz und gut es umfaßt etliches zwischen menschlicher Schwäche und Menschlichkeit, gehört zu dem, was man „Volksseele“ oder wie immer genannt hat. Das Innesein der Gewißheit, daß unser Leben von einem Mächtigeren, Absoluten, abhängt, hat hier ebenso Anteil, wie es an anderen Brauchtumsformen seinen größeren oder geringeren Anteil hat. Es gehört mit zum Volksglauben. Und gerade der ist dort lebendiger, wo er seiner selbst nicht bewußt ist, als dort, wo er um seiner Tiefe willen absichtlich gepflegt oder um seiner Vielschichtigkeit und Ungeläutertheit willen bekämpft oder umgelenkt wird.

Es ist überflüssig zu sagen, daß dieses oft grob das „Primitive“ genannte, dieses Naive, jetzt und hier nicht Angelegenheit einer bestimmten Menschengruppe ist, eines Volkes oder Standes, einer Kaste oder Klasse, einer Konfession oder Profession, sondern etwas in jedem Individuum in verschiedenem Ausmaß oder verschiedener Form Vorhandenes, etwas Psychisches. Aber gerade das am Psychischen, oder doch eines von den Details am Psychischen, die kaum exakt mit den Methoden der wissenschaftlichen Psychologie zu fassen sind. Es handelt sich um das im Detail, im Einzelfall gesetzmäßig ungesetzlich Verlaufende. Grob gesprochen: Der Volks- und der Völkerkundler, soferne er Volkspsychologie betreiben will, fragt dann nicht etwa wie der Psychologe „Was ist Gefühl?“ Er fragt: „Was erlebt Herr X?“ Und weil er nicht dasselbe erlebt wie Herr B, kann er Gegenstand dieses Teilbemühens der Volkskunde sein. Eine solche Fragestellung läßt sich natürlich leicht und aus vielen Blickrichtungen berechtigt als unwissenschaftlich abtun. Damit ist nichts getan. Vielmehr sind die Volks- und die Völkerkunde in diesem Teilbereich eben Wissenschaften vom notwendig „Unwissenschaftlichen“.

Diese Auffassung mag ketzerisch erscheinen, sie mag auch unpraktisch sein, weil sie die Selbstbehauptung unserer Wissensgebiete erschwert, weil sie ständig Gefahr läuft, Dilettantismus zu werden. Trotzdem sind solche Fragestellungen da und sind berechtigt. Sucht man sie nicht richtig zu beantworten, werden sie größtenteils falsch beantwortet. Häufig wird die Antwort in einer Schilderung bestehen.

Jenes als „romantisch“ Empfundene, das Utilitaristen, Rationalisten und Ästhetiker gerade aus dem Verkehr ziehen wollen (weil

es verbraucht, erstarrt, abgesunken ist, erklärt oder aber in seiner Bedeutungslosigkeit „erfaßt“ wurde), schafft sich eventuell im noch Bedeutungsloseren Ersatz. Es wird dadurch nicht wertvoller. Trotzdem: Zugeständnisse an die Begriffe „Heimat“, „meine Jugend“, „meine Zeit“, die „gute alte Zeit“ und selbst „Festesstimmung“ werden im Erfolgsmenschenalltagsleben eventuell als kompromittierend empfunden. Harmlose Automaskotten oft nicht. Und selbst wer ästhetische Bedenken gegen sie hätte, kann Humor genug besitzen, sie dennoch zu belassen. Außerdem: „Man weiß ja nicht, wozu es gut ist!“

Trotzdem nimmt auch die Zahl dieser kleinen Zugeständnisse an „Individualität aus zweiter Hand“ ab, die Nüchternheit zu. Bemühungen um Verkehrssicherheit (durch Beseitigung von sichtbehindernden Gegenständen), „Zeitmangel“, Geschmacksfragen, vor allem aber auch bewußte Ablehnung jeder Art von vermeintlicher Selbstentblößung durch die Wahl bestimmter Gegenstände als Maskotten wurden mir als Gründe für dieses Seltenwerden genannt. „Auffallen“ möchte man zu Werbezwecken, keinesfalls „privat“. Mehr oder minder „wirklich und wahrhaftig“ als Talisman gemeinte Gegenstände verschwinden — soweit mir bedeutet wurde und soweit derartige Dinge überhaupt erklärt werden — nicht um einer geläuterten religiösen oder ästhetischen Einstellung willen; eine solche vermeidet zwar geschmacklose Verquickungen, besitzt aber gewöhnlich Toleranz und Humor genug zur Duldung volksnaher Anliegen; sie bedarf des Puritanismus nicht, weil sie das, was ihn hervorrief, überwunden hat. Der „naive Talisman“ verschwindet, „weil er nicht geholfen hat“. Sein Verschwinden ist nicht Zeichen der Befreiung von einem Aberglauben, sondern Ausdruck der Sehnsucht nach einem wirksameren und doch leichtfaßlichen Glauben. Es ist auch Unsicherheit selbst noch gegenüber dem als harmlos Erkannten. Das sind Grenzfälle.

Immerhin glaube ich, nachdrücklich dargelegt zu haben, daß ich Automaskotten und Autoweihen, Autofahrerkapellen, Marterln für Verkehrsunfälle und sogar noch Motels als die Nachfahren alter Fuhrgasthöfe für volkskundlich interessant halte.

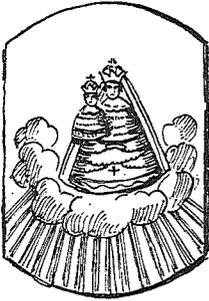
2. In jedem dritten Auto hängt ein Talisman

Im Jahr 1966 zählte ich einige Monate lang und stellte fest, daß ein Drittel aller Autos in unseren Straßen durch kleine Maskotten geschmückt war. Heute liegt die Zahl nach meinen sporadischen Zählungen und laut Auskunft Herrn Niesners von der Rundfunksendung „Autofahrer unterwegs“ etwas tiefer.

Automaskotten werden kaum in klar bewußter Absicht angefertigt und angebracht. Daher wird ihre Einteilung Überschneidungen aufweisen. Man kann am einzelnen am Bande vor dem Rückspiegel baumelnden Figürchen oft nicht ablesen, „wes Geistes“ es gemeint ist: Der Stoffwachmann als Warner und Mahner oder als Abwehrzauber gegen Interventionen von lebendigen Vertretern seiner Art kann auch herausfordernde Karikatur („mir kann keiner“) oder freundschaftliche Geste an den „Freund und Helfer“ sein. Selbst der Rauchfangkehrer muß nicht immer als Glücksbringer gemeint sein; ich sah ihn auch als Innungszeichen. Eine Einteilung wird daher weniger konsequent als vielmehr Hilfe zu einer gewissen Übersichtlichkeit sein.

Da gibt es etwa solchen Autoschmuck, der — wie anderer Festtagsschmuck — nur zu einer bestimmten Zeit des Jahres angebracht wird. Dabei denke ich weniger an die Weihnachts-, Oster- oder allgemeinen Frühjahrsarrangements, die an auffallend deklarierten Firmenwagen ebenso der Werbung dienen wie Aufbauten anlässlich des Ausverkaufes oder der Weißen Wochen; ich denke vielmehr an die winzigen elektrisch beleuchteten Christbäume an der Frontscheibe von Fernlastern oder am Arbeitsplatz anderer Berufsfahrer; ich sah sie auch in Omnibussen, Taxis, Lieferwagen, seltener in Privatautos. Meist ebenfalls auf die Zeit zwischen dem ersten Adventsonntag und Dreikönig beschränken sich vor dem Rückspiegel schwebende Darstellungen der Heiligen Drei Könige, Glocken, Miniaturadventkränze, Glaskugeln, Wattle- und Schokoladebaumbehangstücke, Tannenzapfen, Nüsse, Schlittenschellen und Christkindl-, Engel-, Weihnachtsmann-, Nikolaus- und Krampusfiguren. (Allerdings gibt es auch dauernd angebrachte Teufelfiguren, die der Welt die Zunge herausstrecken und vermutlich so abschreckend gegen alles Unheil wirken sollen wie die Dachrinnen-drachen an Häusern.) Christbäume an der Tankstelle und Weihnachts- wie Neujahrsgeschenke an Schutzleute gehören bei uns zu den eingebürgerten Gewohnheiten.

Frühlingsblumen aus Filz und Woll-Osterhasen vor dem Rückspiegel halten sich oft über den ganzen Sommer hin, manchmal bis in den Advent, während ausgeblasene Eier naturgemäß bald nach dem Fest verschwinden. Was man zum 1. J ä n n e r anbringt, Rauchfangkehrer, Hufeisen, Schweine, Briefkästen, Schimmel, Geldsäcke, Kleeblätter, Fliegenpilze, Fische, Briefträger, Glücksmünzen usw. aus verschiedenstem Material, bleibt in der Regel das ganze Jahr über hängen, oft auch länger; dann wird es eventuell zum nächsten Neujahr durch weitere Stücke ergänzt. Diese Dinge gehören zu den Maskotten im engsten Sinn, zu den Glücksbringern.



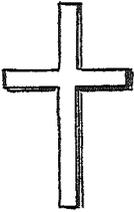
"Zellenmutter"



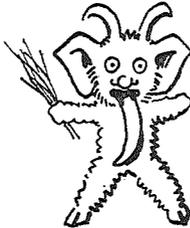
moderne
Christophorusplakette



Sankt-Ulrichs-
Münze



Edelholzkruzifix



Teufel mit gebledeten roten Zunge



Totenkopfwimpel



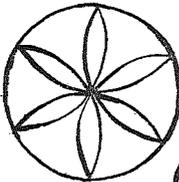
LOTOS



SVASTIKA,
SONNENRÄDER
↓
CAKRAM



SCHWAN

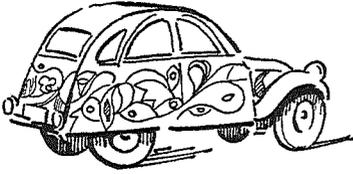


an die Wände indischer
Public Carriers gemalte Motive

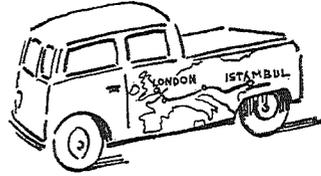
Die vernickelten Hufeisen an der Kühlerhaube kann man ebenfalls hierher zählen, in jüngster Zeit auch haarige, zottige Gebilde, Schweife oder Knäuel mit einem Puppengesicht, eventuell auch mehr oder minder deutlichen Gliedmaßen: Puppen aus sozusagen neun Zehnteln Frisur. Teilweise hat man sie in Cellophan geschachtelt mit der Aufschrift „Glück“. Auch Haarbüschel ohne Gesicht oder „Pferdeschwänze“ sah ich, ebenso Imitationen südamerikanischer Schrumpfköpfe. Über diese Schrumpfköpfe äußerte einer der „zugehörigen“ Personenwagenfahrer mehr oder minder ernsthaft, daß sie „irgendwie krafthaltig sein sollen“, ein anderer lachend, daß sie „ja manahältig sind“.

Als Maskotten, Glücksbringer im weiteren Sinn, können vermutlich so ziemlich alle Tierfiguren angesprochen werden. Ähnlich lebendigen Regimentshunden, -enten, -ziegen- und -schafböcken oder exotischen Vögeln auf Hochseeschiffen leben bei vielen Lastwagenfahrern kleine Hunde. Sie betrachten das Führerhaus buchstäblich als Ort ihrer Bestimmung. Andere Autofahrer (und die Firmen, die sie bedienen), wählen die anspruchsloseren vierbeinigen Kameraden aus Stoff und Holzwolle, Plastik, Gummi, Holz, Blech usw. Viele Modelle tragen an sich, häufiger an ihrer Verpackung, wie erwähnt die Aufschrift „good luck!“. Die Firma Steiff nennt in ihrem Verkaufskatalog ein Gummiband, das zum Aufhängen der von ihr erzeugten Stofftiere oder -zwerge im Auto dient, „Maskottband“. Die Firma „berg“ in Tirol erzeugt „Tiere mit Herz“, ausdrücklich „für Kinder und fürs Auto“. „Macky-Igel“, das sind angezogene Igelfiguren, gelten heute allgemein als ausgesprochene Glücksbringer. Häufig erzeugt man liegende Hunde, Löwen usw., die man vor das Rückfenster legt; Modelle mit nickendem Kopf täuschen, sobald der Wagen fährt, Lebendigkeit vor. Einen derartigen „Dackel“ sah ich „Bitte, vorsichtig fahren, bin stoßempfindlich“ gegen die Rückscheibe „hauchen“; die Schrift an der Glasscheibe sah etwa so aus wie Seifenschrift an einem Spiegel.

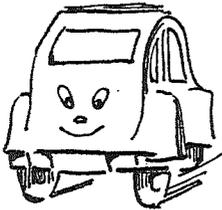
Eine Gruppe von Gegenständen, die vor dem Rückspiegel aufgehängt werden, möchte ich als **Z u n f t z e i c h e n** aufgefaßt wissen, mögen sie nun der tatsächlichen oder der für die Freizeit gewählten Profession ihres Besitzers dienen. Sie sind Merkmale eines Berufes oder einer Berufung, eines Hobbys, Handwerks oder einer Kunst und so fort: Es gibt Miniaturfußbälle, -fußballschuhe, -berg-, eislauf-, -ski- und -reitstiefel, -reitgerten, -ski und -skistöcke, -pinsel, -paletten, -hubertushirsche, -stoffdackel im Järgergewand, Gamsbärte und Angelfliegen vor dem Rückspiegel. (Fuchsschwänze an der Autoantenne dürften dagegen mehr den Charakter von Trophäen haben; im Burgenland galt es zeitweise als trauriger Sport



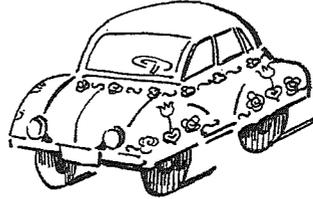
Citroën als "Hippieauto"



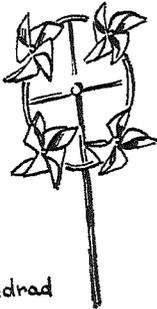
Volkswagenbus auf der
Fahrt London → Konstantinopel



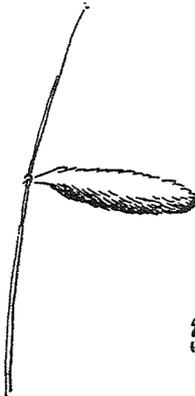
"schielender" Wagen



"Bauernblumen" muster



Windrad



Fuchsschwanz
an einer
Autoantenne



elektrisch beleuchteten Christ-
baum aus Draht und Papier

präpariertes
junges Nilkrokodil



junger Leute, Gänse zu überfahren. Eine Feder jedes toten Tieres hängte man ins Auto.)

Es gibt kleine Kochlöffel, Köche in Puppenformat, Miniaturwerkzeug, winzige Schreibmaschinen, Notizblöcke und Bleistifte, die wieder Zunftzeichen sind. Je einmal sah ich eine Rauchfangkehrerpuppe am Wagen eines Rauchfangkehrermeisters, einen winzigen Jockey an dem eines Jockeys, einen tönernen Wachmann am Auto eines Polizeibeamten und selbst einen konservativen, wattebärtigen, bebrillten, holzstetoskopbewehrten Onkel Doktor im Kleinstformat an einem Arztwagen. Es gibt winzige Campingzelte, aufgefädelte Ping-Pong-Bälle, kleine Rackets, Kegel, Schlitten, Zylinder und Sektflaschen.

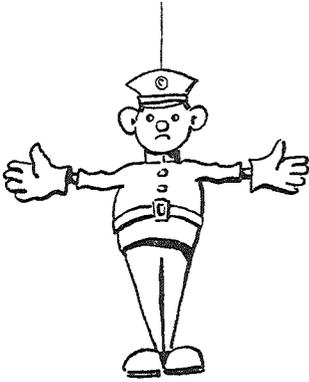
Jugendclubs haben ihre Mopedwimpel und Autoantennenflaggen. Ärzte, Diplomaten, auch Rettung, Feuerwehr, Film, Presse, Rundfunk und Fernsehen führen allen Ernstes Merkzeichen ihrer Profession an ihren Wagen. Anhänger des Europagedankens versehen ihre Autos außer mit dem Staatskennzeichen auch noch mit dem bekannten „EU“.

Von den mehr heiteren Zunftzeichen erwartet man, daß sie Glück bei der Ausübung der Profession bringen. Sie sind oft als echte Maskotten gemeint.

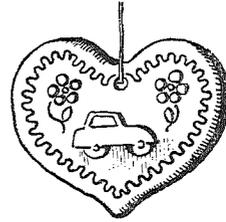
3. Auf Reisen

Auch die eigentlichen Souvenirs, die Reiseandenken, können Maskotten sein; allerdings steht hier die Erinnerung mit der schon in ihr liegenden mehr oder minder großen Beglückung im Vordergrund. Städte- und Länderwimpel, Städte-, Länder-, Hotel- und Veranstaltungsmarken, Abziehbilder ähnlich den Koffermarken sowie Trachtenpuppen, von der schmucken Vierländerin bis zum hochbeinigen Tussi, sowie Wahrzeichen verschiedener Städte sind keine Seltenheit. Da gibt es etwa kapuzentragende Münchner Kindln, Berner- und Berliner Bären, Alt-Wiener Biedermeierdamen im Kleinformat oder schiefe Plastiktürmchen aus Pisa.

Junge Globetrotter, Weltenbummler und Ferienreisende haben oft die Gewohnheit, die geplante Reiseroute auf ihrem meist geländegängigen Cheep oder Rover aufzumalen. Auch Citroens und Volkswagenomnibusse sah ich in solcher Weise geziert. Ich traf einen Wagen „London — Konstantinopel“ an seinem Ziel in Urkudar, einen „England — Australien“ in Bombay, einen „Nordkap — Sizilien“ und einen „Stuttgart — Rom“ in Wien. An einem hübschen, sauber mit weißer Farbe auf eine Volkswagenwand gezeichneten



↑
Wachmann und
Kindenschuh
ermahnen
den Fahrer →



Lebkuchenherz

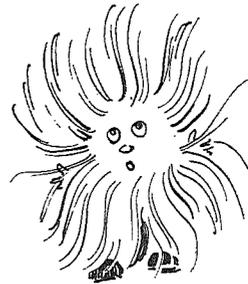


an die Kotflügel
gemalte Silhouetten
↓

Vierländerin →



"Girl" als
Abziehbild



"Gong" nennt man diesen
haarigen Glücksbringer

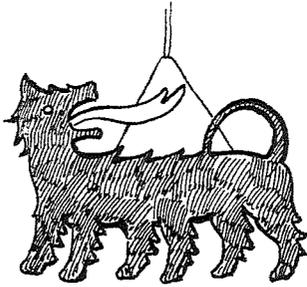
Reisenplan „München — Konstantinopel“ war in der Gegend irgendwo südlich von Nis ein roter Punkt mit wild ausstrahlenden Blitzen zu sehen. Darunter stand zu lesen: „Bis hierher und nicht weiter.“ Solche Abbildungen einst ganz oder teilweise geglückter Reiserouten bleiben nach der Heimkehr natürlich eine Weile bestehen. Manchmal wird auch die Reiseroute jedes Jahres in einer neuen Farbe in den Plan von Südeuropa gezeichnet. Etwas Derartiges beobachtete ich an einem Wohnwagenanhänger.

Darüber, daß am Armaturenbrett angebrachte Stocknägeln Reiseandenken darstellen, besteht wohl kein Zweifel.

4. Die Mahnung, das Märchen

Fahrer, die gern aufs Gaspedal steigen, bedürfen einer gelegentlichen Warnung. Der erste Schuh des eigenen Kindes und Säuglingsspielzeug, wie Rasseln und „Schnuller“, können diese Funktion haben. Gewöhnlich hängen solche Dinge vor dem Rückspiegel. Einmal sah ich einen Gummisauger auch an einer feinen Kette in der Gegend der vorderen Stoßstange an der frischen Luft baumeln. Herberer Ausdruck der Warnung sind Wachleute mit gezücktem Bleistift, Totenköpfe, Sanduhren und sogar groteske Unfallphotos und -zeichnungen.

Vom Christophorus mit erhobenem Finger war an anderer Stelle die Rede. Der Totenkopf mahnt übrigens nicht immer nur den Fahrer, er soll — wie der Teufel — Gefahren abschrecken; das gleiche gilt manchmal für ausgestopfte kleine Nilkrokodile im Fond oder Metalleidechsen auf der Kühlerhaube. Beide können als Drachen fungieren, die sowohl Glück zu bringen als auch Unglück abzuwehren imstande sind. Manche Leute fassen, wie sie sagen, den sechsbeinigen Höllenhund, der doch bekanntermaßen Werbesymbol und Werbegeschenk einer Benzinfirma ist und die Geschwindigkeit, mit der man bei Verwendung von Supercortemaggiore fährt, symbolisieren soll, als gefahrenbannend auf. Auch Rumpelstilzchen und Zwerg Nase, Gnomen, Hexen, Krähen, schwarze Katzen oder die vier Bremer Stadtmusikanten in Miniaturausgabe können, heißt es, Gefahren wenden. Hingegen sind Nixen, Nymphen, Putten und blondhaarige Prinzessinnen mitsamt den modernen Pin-up-Girls in Abziehbildergestalt Glücksbringer. Hans-im-Glück, das gabenbringende Rotkäppchen, der talerspeiende Esel-streck-Dich sowie die Sterntaler gehören auch hierher, soferne Märchenfiguren überhaupt mit einer anderen Absicht als dem Wunsche nach Abwechslung, Romantik und einem alltagsfernen Milieu in geistigem und seelischem Allgemeingut angebracht und erklärt werden.



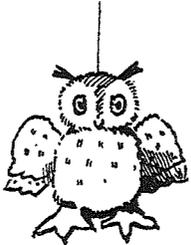
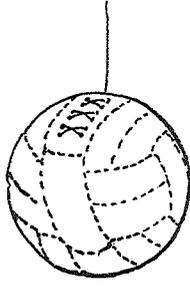
Höllenhund
der Fa. Supercontemagione



↑
"Disney-Figuren"



Münchner Kindl



Maskottefiguren
der Firma Steiff



5. Humor und Persiflage

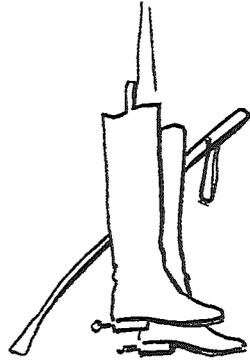
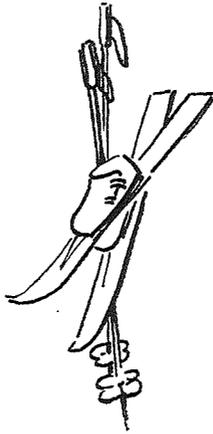
Bebrillte Affen und Esel, stenogrammblockzückende Gänse und rotköpfige Managertypen mit einem Gesichtsausdruck à la „knapp vor dem Herzinfarkt“ sind harmlos — heitere Selbstpersiflage oder — was ebenfalls arglos bekannt wird, Ventile für angestauten Ärger über mißliebige Chefs und Mitarbeiter (soferne sie nicht „nur“ Zunftzeichen bilden). Im zweiten Weltkrieg gab es — als Paradestück der Geschmacklosigkeit in dieser Richtung — Chamberlainfiguren zum Aufhängen. Auch der „mithörende Feind“ und — etwas harmloser — der „Kohlenklau“ wurden gehängt. Solche Dinge halten sich nur ephemär. Sie sind nicht naives Bedürfnis, sondern gezielter Ersatz.

6. Devotionalien

Der hl. Christophorus gilt als Patron aller Reisenden, in jüngster Zeit besonders der Autofahrer. Figuren, Bilder, Plaketten, auch als Autoschlüsselanhänger, werden häufig gebraucht. Vereinzelt sind auch „Ullr“, Schmuckmünzen mit Abbildungen des hl. Ulrich, wie sie im und nach dem Zweiten Weltkrieg bei Skifahrern und Soldaten so stark im Umlauf waren, ins Auto übergesiedelt. In Italien und Spanien sah ich Madonnenbilder, Porzellanfiguren der Maria aus der Lourdesgrotte und des Herzens Jesu, sowie kleine, stoffbekleidete Madonnenfiguren in Taxis. Oft waren darunter Kunstblumen angebracht, oder Naturblumen in engen kumpf- oder röhrenförmigen Miniaturvasen waren da. Es gibt auch „Herzen Jesu“ aus Porzellan, die oben offen, mit etwas Wasser gefüllt und blumengeschmückt sind. Die Öffnungen sind in allen Fällen so klein, daß kaum Wasser verspritzt wird. Auch Rosenkränze sah ich und — bei uns — je einmal ein Bild der Dreifaltigkeit vom Sonntagsberg und der „Zellermutter“, sowie ein schlichtes kleines Holzkreuz. Davon wie von den marokkanischen Koransuren und den indischen Heiligenbildern im Führerhaus von Fernlastern Maharashtras war schon die Rede. Solche Lastwagen sind an ihren Bordwänden häufig bunt bemalt. Grün, Gelb, Rot, Rosa und vor allem Himmelblau dominieren als Grundfarben, als Motive die Lotosblume und ihre stilisierten Stiele, Blätter und Ranken, sowie Schwäne, Pfauen und Sonnenräder.

7. Autofahrerwallfahrten und Unfallsmarterln

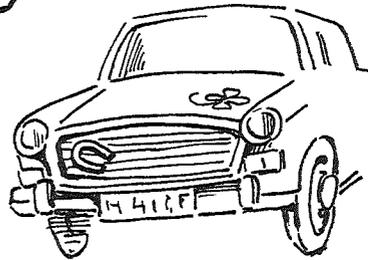
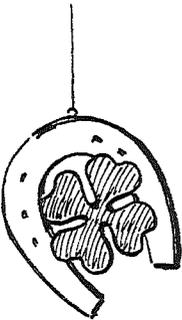
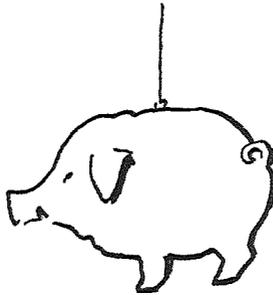
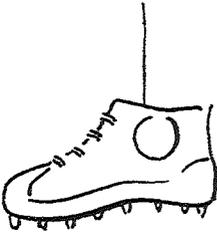
Autosegnungen erfreuen sich im österreichischen Raum schon ziemlich weiter Verbreitung. Am bekanntesten sind die von St. Christoph am Arlberg und von St. Christophen an der Autobahn, die im Juli stattfinden. Laut Angaben der Autofahrersendung im öster-



"Zunftzeichen"

und

Glückssymbole



reichischen Rundfunk finden in St. Christophen derzeit auch jeden Sonntag um zehn Uhr vormittags Autoweihen statt. Die im 13. Jahrhundert entstandene Kirche beherbergt ein im 18. Jahrhundert von Daniel Gran geschaffenes Altarbild, den hl. Christophorus darstellend. Die erste Kraftfahrzeugweihe in St. Christophen fand 1928 statt, der Brauch kam aus Frankreich, ein Taxichauffeur brachte ihn nach Österreich.

Die Kirche von Siegmundsherberg bei Horn ist Wallfahrt für Eisenbahner, Wanderer und Kraftfahrer. Auch dort sollen jeden Sonntag Kraftfahrzeugweihen stattfinden; Zwettel hat seine Autoweihe im Juli. „Maria an der Straße“ bei Bad Ischl ist ebenfalls Kraftfahrerwallfahrt. In Mariazell finden jeden Sonntag Autoweihen statt, die Kirche auf der Hohen Wand wird zu 80 Prozent von Kraftfahrern besucht.

Bäuerliche Marterln für Opfer von Autounfällen trifft man schon ziemlich oft. Konkret erinnere ich mich an einen Bildstock in Bad Gastein und an einen in Pettenbach, O.Ö. Aus dem Unterhaltungsteil einer (bayerischen?) Lokalzeitung stammt folgende Persiflage auf eine Wegstockinschrift für Vater und Sohn, die an der gleichen Wegstelle, beim „Grabenstadl“, „gerade noch davon kamen“:

„Den Vater schmeißt der Ochs,
Du lieber Herr, in Grabenstadl,
Heut sitzen d'Ochsen, sagt der Bua,
scho hinterm Steuerradl.“

Die uniformeren „öffentlichen“ Unfallkreuze — zumindest die zahlreichen an der Strengbergstraße — sind jedermann bekannt.

Wer im Falle eines Autounfalles den Beistand eines Priesters wünscht, kündigt diesen Wunsch durch ein Klebeschild an seinem Wagen an. In Wien ist der Autofahrerkaplan in seinem aufopfernden Dienst eine gewohnte Erscheinung an Unfallstellen.

Am Comosee bei Bellagio liegt die speziell von Radfahrern besuchte Kapelle Santa Maria di Ghisallo. Soldaten haben die Räder, mit denen sie im Krieg waren, nach glücklicher Heimkehr hier aufgehängt. Rennfahrer bringen ihre Tricots, Fausto Coppi opferte das Rad, mit dem er den Giro d'Italia gewann, auch Pokale und Wimpel sind da. Papst Pius XII. bestätigte Santa Maria Ghisallo als Schutzherrin der Radfahrer.

8. Das Auto von außen und „das ganze Auto“

Es gibt Umzüge, die dem Auto an sich gelten, in dem es sich selbst als Gebrauchs- und Luxusgegenstand ersten Ranges, als Träger von Prestige, eines bestimmten Colorits von Schick oder Sportlichkeit beweisen soll. Das gilt für manche Korsos, für Auto-

veteranenfahrten, bei denen man schon bewußt „das Alte pflegt“. Auch bei den Autosegnungen ist das Fahrzeug Mittelpunkt, Gegenstand des täglichen Gebrauches, auf den Gottes Wohlwollen herabgerufen wird.

Bei anderen Gelegenheiten ist das Auto — ein Unterschied, der ja auch für das Pferd gilt — vornehmlich Transportmittel bei Umzügen oder Festlichkeiten. Girlandengeschmückte Hochzeits- und Firmungswagen sind uns allen ein Begriff. Blumenüberladene Autos haben die Fiaker und Herrnfuhrwerke bei vielen Korsos — auf der Prater-Hauptallee wie in etlichen Badeorten — abgelöst. Im Faschingszug, im Trachtenzug bedient man sich nicht nur der Autos, sondern auch landwirtschaftlicher Zugmaschinen. Bestattungsautos passen sich in ihrem Aussehen den Gewohnheiten bei Begräbnissen an; etliche Autoverleiher besitzen „weiße Traumschlitten“ für Hochzeitsreisende, der repräsentative Wagen in Schwarz oder Dunkelblau charakterisiert oft die höhere Diplomatie, andere halten sich mehr ans Sportliche, nicht ohne die eventuelle Teilnahme an Rallyes, Bergwertungen usw. durch Klebeplaketten oder Längsstreifen anzuzeigen; auch Lorbeerkränze und Pokale sah ich im Rückfenster.

In den letzten Jahren bemalen junge Leute, Hippies, ihre Wagen; ich sah Citroens, Steyr, Goggomobile, Renaults und Volkswagen mit Blumen und mehr oder minder abstrakten Ornamenten und kurvenbegrenzten Farbflächen ausgestattet. Kleine Volkswagen dieser Art nennt man „Popkäfer“. Blumendarstellungen können dabei verhältnismäßig realistisch sein; in anderen Fällen sind sie mehr oder minder glückliche Nachahmungen bäuerlich bemalter Möbel. Das kann peinlich wirken, bedient sich aber oft auch anderer für Bauernmöbel charakteristischer Motive; Herzen, aus denen Blumen oder Dreisprosse wachsen, Weinstöcke, Bauernrosen und Spiralen konnte ich in Wien beobachten.

Manche Leute richten ihre Autos für einen bestimmten Zweck ein: Ich kenne „Jagdhütten“ in Kombiwagen, die neben Kochstelle, Gewehrschrank und Hundekorb auch noch Trophäenschmuck, Bett und Ofen enthalten. (Einen Ofen soll übrigens schon Leibnitz in seiner Pferdekalesche gehabt haben.) Daß Zirkus- und Zigeunerwagen ihr Zunftkolorit haben, kennt man. Auch Baufirmen besitzen Aufenthaltswagen für ihre Straßenarbeiter, in denen Trophäen und Maskotten in der Gegend von Toilettespiegel, Kalender und Uhr ihren Platz haben. Wohnwagenfahrer bevorzugen Reiseandenken; ich kenne eine aus Italien eingeführte Katze, die Maskotte heißt, und bereits Südeuropa, die Türkei und Nordfrankreich im Wohnwagen bereist hat.

Fahrbare Röntgenstationen, Werbeausstellungen, Büchereien und Funkstationen sowie Sonderpostämter sind uns ein gewohnter Begriff, während die Taxis guter alter Prägung, die in ihrem Inneren mehr einem *Chambre séparée* gleichen, so ziemlich verschwunden sind. Sie waren oft mit Stofftapeten, Kordeln, Spiegeln, Kunstblumenarrangements, Jugendstilrandleisten, Klapptischen, Schiebefenstern, Kissen, engen Glasvasen, herunterklappbaren Treppen, eventuell auch Wappen am Wagenschlag ausgestattet. Übrigens sah ich auch Wappen am Schlag von im Dienste der Landesregierung stehenden modernen Personenwagen.

9. Wort und Lied

Aufschriften auf Autos dienen — wo nicht der Werbung — der Sicherheit. Mit mehr oder weniger Humor wird in dieser Richtung zu wirken gesucht. Solche Hinweise können auf die Bordwand von Lastwagen gemalt sein, auf Tafeln im Rückfenster von Personenwagen prangen, oder auch auf Polster gestickt sein: „Wieviele Promille, das ist hier die Frage.“ Oder: „Lieber erst um zehn zu Haus, als zehn vor zehn im Krankenhaus!“ (Das ist auch der Refrain eines Autofahrerliedes.) Oder: „Nimm Dir Zeit und nicht das Leben!“ „Komm gut heim!“ Andere Aufschriften haben ausschließlich praktischen Charakter; der Hinweis „Übungsfahrt“ oder „Anfänger“ wird allerdings häufig verständnisfördernd originell, manchmal auch mehr „farblos“ illustriert: Man zeichnet ängstlich an ein Lenkrad geklammerte Hände, einen gewandten Kater, der mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Schrift oder den Fahrer hinweist, einen Schutzmann, der mit warnend gebreiteten Händen „*Largo largissimo*“ für den nachkommenden Wagen deutet. Eine junge Dame, die von nachkommenden Wagen nicht gedrängt werden will, soll — laut Autofahrerrundfunksendung — in Abwandlung des Firmenlogos „Tiger im Tank“ ein Schild mit der Aufschrift „Maus im Tank“ angebracht haben. Der indische Fernfahrer, der auf der glühenden Asphaltbahn und auf der höchsten Wölbung der Straßenmitte müde dösend im Zentrum seiner Staubwolke an den Ochsenkarren vorbeizieht, will im Falle einer eventuellen Begegnung mit seinesgleichen geweckt werden. Er trägt die Aufschrift: „Horn please!“ an der Bordwand.

Humor in allen Lebenslagen bedeutet wohl die einer satirischen Zeitschrift entnommene Teufelssilhouette; der Satan hebt höflich den Halbzylinder und meint „pardon!“ — so gesehen an einem kleinen älteren Renault. Ein flott kurvenschneidender Jüngling hatte im Rückfenster seines Sportwagens eine Tafel mit der Aufschrift: „Ich mein's nicht so!“.

Auch Lebkuchenherzen finden ihren Weg vor den Rückspiegel: Ich sah solche mit den altbekannten Aufschriften „aus Liebe“, „Ich liebe Dich“, „zum Andenken“, „Heiliger St. Florian, verschon mein Herz, zünd andre an“ oder „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd“. Eine Aufschrift war mir neu: „St. Christoph, beschütze uns!“ Bei einem Jahrmarktstand in einem Dorf der Poebene gab es Lebkuchenherzen mit Autobildchen im Zuckergußkranz, aber ohne Aufschrift.

Es ist nicht ganz sicher, ob die Autofahrerlieder, die im Augenblick noch die Peinlichkeit der bewußten Neuschöpfung an sich haben, diese Peinlichkeit auch für spätere Generationen behalten, oder daß sie verschwinden. Es gibt eine Autofahrerhymne: „Wir sind Straßenkameraden“ und sogar die Parodie auf die Liebe der kleinen Autodame, die sich in den So-und-so-viel-Zylinder von der Garage nebenan verliebt, ist schon geschrieben.

Gedichte im — beinahe — Volkston über die Autofahrerei siehe bei Roth und Pecinka. Autowitz gibt es schon viele: Die Schilderungen des Verhaltens der Vertreter der verschiedenen Nationen am Steuer, Antworten auf die Frage, was eine aus dem Wagenfenster gehaltene Hand alles bedeuten kann, die Frage des Lastwagenfahrers an die neben ihm parkende Rollerfahrerin, ob der Kleine schon Benzin oder noch Muttermilch bekäme, sind ebenso bekannt wie die Geschichte von dem Priester, der „Teufel noch einmal“ überrascht ist, daß sein Segen ein streikendes Motorrad so schnell zum Anspringen bringt. Hier ein subtilerer Autowitz:

Ein alter Ford und ein Maultier begegneten einander auf einem steilen Pfade in den Pyrenäen. Beide atmeten schwer. „Wer bist Du?“, sprach das Maultier zum Ford. „Ich bin“, sprach dieser, „ein Auto“. „Und ich“, antwortete das Maultier, „bin ein Pferd“. Und beide lachten herzlich.

Um in den Sprichwortschatz einzugehen, muß ein Gegenstand täglichen Gebrauches vermutlich älter sein, als das Auto es ist. Ich kenne nur schwache Ansätze in dieser Hinsicht: Es sagte ein Mitfahrer zu einem Firmenchauffeur, der seit Monaten zwei Häuserlängen weit von der falschen Einbahnseite in meine Gasse fährt: „Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er — na, weißt eh; und auch ein Ferrari (Rennwagenmarke) bleibt einmal stehen!“ — Auch der Werbeslogan des letzten Krieges: „Räder müssen rollen für den Sieg!“ ist auf dem Wege, eine oft auch ironisch angewandte Redensart zu werden. Andere willkürlich geprägte Merksätze haften nicht. Von den Reimbemühungen verschiedener Wettbewerbe in Autofahrersendungen haftete nichts länger als höchstens der Slogan: „Überholen? Im Zweifelsfalle nie!“ Das hörte ich Fahrlehrer und Fahrschüler wiederholen.

Ich kannte etliche Fernlastfahrer und auch Taxler, die aus Fuhrmannsfamilien stammten. Sie sind wahrscheinlich nicht besonders geeignet, Sprachgewohnheiten des neuen Metiers zu begründen, denn sie behalten zunächst die Ausdrücke ihres alten Gewerbes bei. Der Taxler hat wie der Fiaker „a Pratzn“ zum Fahren, er kennt „a nobliche Fuhr“, „a Porzlanfuhr“ und „a nodiche Fuhr“, er steht „am Stand“, obwohl er statt des „Zeugls“ „a Kistn“ hat. Mechanisch-technische Fachausdrücke dagegen entnimmt er nicht dem Familienwortschatz, sondern der Tagespresse und der Mechaniker- und Autohändlerumgangssprache. Autorennfahrer dagegen haben wie die Jockeis ihren „Stall“.

Heil auf alle Autofahrer kann man in Worten direkt oder aber indirekt über gegenteilige Wünsche herabrufen: Man wünscht: „Gute Fahrt“ oder „Gute Reise“, oder aber „Hals- und Beinbruch!“ und „derstöß Di!“ In Rußland hält man „die Minute“, eine Minute der Andacht, ehe man aufbricht, und überall in der Welt pflegen Mütter Scheidende zu bekreuzen. Es schützt vor Unfällen, jemandem „toi, toi, toi!“ symbolisch über die Schulter zu spucken.

11. Spiele und Zahlen

In der Spielzeugindustrie hat das Auto das Pferd verdrängt. Auch im klein gewordenen Bereich der Unikate ist das so: Das Ringelspiel-, das Stecken- und das Schaukelpferd nehmen es an Verbreitung mit den Liebhaberminiaturlwagen nicht auf. Heute kennt der erfolgreiche Dreikäsehoch nicht den Unterschied zwischen Forellen-, Fliegen- und Honigschimmel, sondern den zwischen Volkswagencombi und Volkswagencombi Luxusausführung (falls es die gibt; ich weiß es nicht). Die rechte Karosseriefarbe und -form zur rechten Gelegenheit erhöht für den Erwachsenen wie für den kleinen Jungen das Prestige, das ohnehin weitgehend von der Automarke abhängt. Eine niedere Nummer, eine charakteristische Nummer, oder — als letzter Schrei — die unauffällige Nummer, helfen mit. Die Ziffer 5 ist bei manchen Leuten unbeliebt, 7 beliebt, bei 13 scheiden sich die Geister.

Für viele ist das Auto zum Fetisch, zum krafthaltigen Gegenstand, geworden, an dem sich die Energie zur Selbstbehauptung aufrichtet, sich Selbstgefühl und Erwachsensein bestätigen.

12. Individualnamen und Lokalformen

Manche Autos bekommen von ihren Besitzern Individualnamen. Ich kenne solche, die auf „Valentin“, auf „Schnuffi“, „Schnucki“, „Kajetan“, „Sebastian“ oder auf „Doppelpony“ (von Deux chevaux) und „Springender Hirsch“ „hören“.

Pferdegespanne hatten oft Lokalkolorit: Kärntner Leiterwagen sind niedrig, sizilianische Karren hoch, in Rußland gibt es Troikas und in Ungarn Fünferzüge. Autofirmen liefern gemeinhin in die ganze Welt das gleiche Modell. Trotzdem gibt es Autos mit Lokalkolorit: Von den indischen „Public Carriers“ mit ihrer Plankensbemalung war schon die Rede. Auf Ischia sah ich 3rädriige Vespas, wie man sie gewöhnlich als Lieferloris verwendet, als Personenfahrzeuge umgebaut und gleich den Pferdekutschen landesüblich mit Bändern, bunten Decken und Kunstblumen geschmückt.

13. Berufe um das Auto und der Trend an die Straße

Der „Wasserer“, der die Pferde tränkte, ist vom Tankstellenwart abgelöst worden, der Stallknecht vom Betriebsmechaniker, der Kutscher vom Chauffeur, Wettpflügen und Pflugumzüge von Motorpflügekonkurrenzen, das Geschick des Roßtäuschers von dem für den Branchenfremden ebenso undurchsichtigen des Autohändlers. Aber ist das — was die Entwicklung von Standeseigenheiten betrifft — ein prinzipieller Unterschied? Wohl kaum. Graduelle Unterschiede bestehen allerdings vor allem darin, daß man heute weniger Wert auf die Betonung seines Standes legt. Das bewahrt aber viele Fahrlehrer nicht davor, den traditionell freien und lauten Ton der Reitmeister nun in ihrer Branche zu gebrauchen. Und auch da wirkt er nicht, wie glattere Gemüter fürchten, geschäftsstörend, sondern erscheint — wie ehemals in der Reitschule — als Garant guten Lernerfolges. Wie unter den Roßdieben gibt es unter den Autoentführern grob gesprochen zwei Kategorien: Eine reicht vom armen Hund bis zum Verbrecher, die andere stellt die Sportdiebe, die der Ansicht huldigen, Kraftwagendiebstahl sei ein Kavaliersdelikt.

Die Postautobusse haben nicht nur die schwarz-gelbe Farbe, sondern in manchen Berggegenden auch das zur Hupe umgebaute Horn des Postillons beibehalten. Statt Paß- und Durchgangskapellen gibt es Autofahrerwallfahrten, statt „Spitälern“ Motels. Der Trend zur Straße ist vielleicht noch stärker geworden, als er immer schon war. Er verändert die Ortsformen — und zwar nicht nur im afrikanischen Urwald, wo er sogar die Tendenz, sich vor Gefahren zu verstecken und dadurch zu schützen, überwiegt. Aus dem Straßenverkehr läßt sich Nutzen ziehen. Der Mensch neigt zu Handel und Wandel. Mancher so sehr, daß er sogar an der lebensrettenden Umfahrungsstraße zweifelt.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

17. Spatenforschungen im nördlichen und nordwestlichen Europa

Vor etwa zwanzig Jahren haben wir hier begonnen, uns ausführlicher mit dem Spaten, insbesondere mit dem randbeschlagenen Holzspaten zu befassen. Man kann die Anfänge, die besonders durch unsere Umfragen von 1952 und 1956 deutlich markiert wurden, an unseren „Nachrichten“ (Nr. 2, ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 75 ff.) verfolgen. Eine kleine Zahl von Veröffentlichungen begleitete den Weg unserer Sammlung von Nachrichten und Bildern, nicht zuletzt von mittelalterlichen Bildzeugnissen. Unser Archiv enthält dementsprechend eine Reihe von Ordnern mit dem gesammelten Material dazu, es würde der Stoff für eine umfangreiche Arbeit darinstecken.

Deshalb freuen wir uns, hier darauf hinweisen zu können, daß das Interesse an dem gleichen Gerät auch im Norden und Nordwesten Europas in den letzten Jahren gewachsen ist. Die Bestrebungen gehen zum Teil noch auf die Initiative von Sigurd Erixon zurück, der das Spaten-Material der schwedischen Museen längst überblickte. Noch zu seinen Lebzeiten wurde zu einem Symposium „The Spade in Northern and Atlantic Europe“ eingeladen, das dann in der Zeit vom 19. bis 22. März 1968 in Belfast stattgefunden hat. Die Vorträge, welche auf diesem Symposium abgehalten wurden, sind nunmehr erfreulicherweise in einem Band veröffentlicht worden. Dieser Band „The Spade in Northern and Atlantic Europe“ (Ulster Folk Museum, Institute of Irish Studies, Belfast 1970. 257 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln) wird von Alan Gailey vom Ulster Folk Museum in Hollywood und von Alexander Fenton in Edinburgh herausgegeben. Beide Forscher haben in den letzten Jahren über die Spaten in Irland beziehungsweise in Schottland bereits berichtet¹⁾.

Der Band enthält 19 Abhandlungen. E. Estyn Evans gibt zunächst eine Einführung in den Forschungsgegenstand. Dann behandelt Charles Thomas die Spuren bronzezeitlichen Spatenbaues in Cornwall. W. H. Manning gibt einen fundierten Überblick über die Hacken, Hauen und Spaten im römischen Britannien. W. O. Hassell berichtet über mittelalterliche Spaten in England, mit Hinweisen auf die zum

¹⁾ Alan Gailey, Irish Iron-Shod Wooden Spades (Ulster Journal of Archaeology, Bd. 31, 1968).

Alexander Fenton, Early and Traditional Cultivating Implements in Scotland (Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland, Bd. 96, 1962—63);

derselbe, Plough and Spade in Dumfries and Galloway (Transactions of the Dumfriesshire and Galloway History and Antiquarian Society, Bd. 45, 1969).

Teil bekannten Bildzeugnisse. Alan Gailey erweitert seine bisherigen Arbeiten mit einer Typologie des Spatens in Irland, und Caoimhin O'Danachair berichtet über die Verwendung des Spatens ebenfalls in Irland. B. R. S. Megaw erinnert an den Spaten der Insel Man, und I. M. Killip gibt einen längeren Überblick darüber. Johannes av Skardi behandelt Garten- und Torfspaten auf den Färoern. R. A. Dodgshon und C. A. Jewell beschäftigen sich mit der Brandwirtschaft und verwandten Techniken in den südwestlichen Landschaften von England, und Nils-Arvid Bringéus kann aus seinen umfangreichen Studien zur Brandrodung in Schweden weitere Ergebnisse über die dabei verwendeten Spaten vorlegen. Ein Gegenstück dazu gibt A. T. Lucas für Irland. Grith Lerche handelt über die Torfspaten in Dänemark, Alexander Fenton geht auf das gleiche Thema für Schottland ein, und Bertram Frank auf denselben Gegenstand für Ryedale im nordöstlichen Yorkshire in England, noch in unserem Jahrhundert. Holger Rasmussen berichtet über das Torfstechen in Dänemark, Anne-Berit Borchgrevink über die Torfspaten im westlichen Norwegen, und John C. O'Sullivan über „Slanes“, die Torfspaten in Irland. Trefor M. Owen schließlich berichtet über die gleichen Arbeiten und die dabei verwendeten Geräte in Wales.

Das ist also umsichtig geplant und sorgfältig durchgeführt, eine Art von Darbietung auf dem Felde eines einzigen Gerätes oder doch einer einzigen Gerätegruppe, wie wir sie sonst kaum noch besitzen. Der Gewinn für die Spatenforschung ist dementsprechend groß.

Leopold Schmidt

Chronik der Volkskunde

V. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählforschung

In der Zeit vom 26. bis 31. August 1969 fand in Bukarest der V. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählforschung statt. Der Gefertigte hatte dank der vom Österreichischen Bundesministerium für Unterricht gewährten Unterstützung die Möglichkeit an den wissenschaftlichen Veranstaltungen des Kongresses teilzunehmen.

Anläßlich des Bukarester Kongresses wurde eine Sitzung der Internationalen Gesellschaft für Ethnologie und Volkskunde (S.I.E.F.), einer Mitgliedsorganisation des Internationalen Rates für Philosophie und Geisteswissenschaften (CIPSH) der UNESCO abgehalten. Der Präsident dieser internationalen volkskundlichen Gesellschaft, Prof. Dr. Karel C. Peeters (Antwerpen) sowie der Vizepräsident Prof. Dr. Mihai Pop (Bukarest), der auch den Volkserzählforscherkongreß organisiert hatte, setzten mich davon in Kenntnis, daß der für 1970 in Paris geplante internationale Kongreß der S.I.E.F. speziell der Erörterung von Fragen der Anwendung elektronischer Datenverarbeitungsmaschinen im Bereich der internationalen volkskundlichen Forschung gewidmet sein sollte. In diesem Zusammenhang hat der CIPSH, vertreten durch Generalsekretär Lawrence Krader (New York) der Internationalen Gesellschaft für Volkskunde das Angebot unterbreitet, noch verfügbare Kapazitäten der in Wien stehenden Datenverarbeitungsmaschinen der UNESCO für Aufgaben der internationalen volkskundlichen Forschung zur Verfügung zu stellen. Es bestehen also nach diesen Erfahrungen und Mitteilungen auf dem Bukarester Kongreß für die Volkskunde einige ganz neue Möglichkeiten.

Klaus Beitzl

Der wissenschaftliche Film in der Volkskunde

Der Filmkommission in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. bot sich heuer anläßlich einer wissenschaftlichen Arbeitstagung die Gelegenheit, der interessierten Fachwelt Einblick in ihre Arbeit zu geben.

Die Tagung fand in der Zeit vom 22. bis 27. September 1969 in den Räumen der Nordwestdeutschen Musikakademie und des Lippischen Landesmuseums in Detmold statt. Sie wurde von der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. an Stelle des ursprünglich geplanten Deutschen Volkskundekongresses veranstaltet und stand unter dem Gesamthema: „Probleme und Techniken volkskundlicher Dokumentation“.

Dank dieser Themenstellung war es der Filmkommission möglich, ein reichhaltiges Filmprogramm, das in die Sachgebiete Volkserzählung und Volkslied, soziale und soziologische Erscheinungen, aussterbendes Handwerk und volkstümliche Arbeiten, Volkstanz und Brauchtum gegliedert war, zu bieten.

Die Filme konnten an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Vortragsaal des Lippischen Landesmuseums gezeigt und zur Diskussion gestellt werden. Hiezu wählte die Filmkommission, deren Leiter und Vorsitzender Dr. Franz Simon ist, der am Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen arbeitet, sowohl Themen als auch Filme für diese Tagung so aus, daß Problematisches der wissenschaftlichen Filmdokumentation auch für nicht intensiv mit Filmarbeit befaßte Teilnehmer der Arbeitstagung erkennbar und diskussionsanregend sein konnte.

Die rege Teilnahme an Veranstaltung und Diskussion bestätigte die Richtigkeit dieser Planung.

Als österreichischer Beitrag konnte im Rahmen der Dokumentation aussterbenden Handwerks und volkstümlicher Arbeitstechniken ein Filmdokument der Abteilung Wissenschaftlicher Film der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Lichtbild und Bildungsfilm in Wien gezeigt werden, das bei den Tagungsteilnehmern mit Interesse und Beifall aufgenommen wurde.

Es handelt sich um den Film VT 1219 „Herstellung von Kerzen“, der durch die Abteilung Wissenschaftlicher Film (Kamera: Elinor Pavlousek) 1968 in Maissau, Niederösterreich, aufgenommen und im Gemeinschaftsarchiv für Filme aus der Verhaltensforschung veröffentlicht wurde.

Elfriede Lies

Aus: SHB-Film, Dezember 1969, Nummer 11, S. 6.

Totentafel

Zu Beginn des Jahres 1970 sind an wenigen aufeinanderfolgenden Tagen gleich drei um die österreichische Volkskunde als Sammler und Aufzeichner verdiente Männer von uns gegangen.

Am 16. Jänner 1970 starb im Landeskrankenhaus Aussee der Oberschulrat Hans Gielge im 75. Lebensjahr. Gielge hat sich vor allem um den Volksgesang seiner Ausseer Heimat verdient gemacht. Von seinen Veröffentlichungen sind besonders die beiden Bändchen „Rund um Aussee. Volkslieder und Jodler aus dem Steirischen Salzkammergut“ (Wien 1935) und „Klingende Berge. Juchzer, Rufe und Jodler“ (Wien 1937) bekannt geworden.

Am 2. Februar 1970 ist Dr. Ing. Fritz Fahringer in Pürgg gestorben. Fahringer hat als alter Wandervogel und Sohn des berühmten Malers Carl Fahringer von vornherein Neigung zur Volkskunde besessen. Als er sich in Pürgg, dem „steirischen Kripperl“ über der Enns ansiedelte und von dort aus seinen Landmaschinenhandel betrieb, begann er zu sammeln und schuf sich geradezu ein eigenes Heimatmuseum. In den letzten Jahren hat er über seine mit kräftig zupackender Hand geschaffenen Sammlungen mehrfach berichtet und über bestimmte Sondergebiete auch Arbeiten, beispielsweise auch in unserer Zeitschrift, veröffentlicht. (Vgl. Abb. 2)

Am 17. Februar 1970 ist der Volksschuldirektor Ludwig Fober in Kleinengersdorf gestorben. Fober hat sich intensiv mit der gesamten Heimatkunde des Bisamberggebietes beschäftigt und in seinem Haus in Kleinengersdorf eine sehr reiche Sammlung, die auch weitgehend als volkskundlich anzusprechen ist, untergebracht. Die Kartothek seiner Sammlung zeichnete sich dadurch aus, daß er jedes Stück nicht nur beschrieb, sondern auch graphisch darstellte.

Die österreichische Volkskunde hat allen Grund, den drei Sammlern ein ehrenvolles Gedenken zu bewahren. Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, **Volkstracht in Niederösterreich**. Eine Einführung nach Erscheinungsform, Funktion und Geschichte. Mit 34 Bildern, 87 S. (= Niederösterreichische Volkskunde, Band 5). Rudolf Trauner Verlag, Linz 1969. S 168,—.

Ein Trachtenbuch zu schreiben für eine Landschaft, in der die Tracht schon seit Generationen erloschen ist, stellt keine leichte Aufgabe dar. Aber es lohnt sich immer noch, das historische Bild der früheren Tracht zu zeichnen, wenn ergiebige Quellen dafür vorhanden sind. Leopold Schmidt hat dies in seinem niederösterreichischen Trachtenbuch versucht und einen hübschen Band mit 34 meist farbigen Abbildungen vorgelegt. Ganz im Sinne moderner Trachtenforschung gilt sein Interesse nicht so sehr dem einzelnen Kleidungsstück, das man aus Museumsbeständen detailliert beschreiben und einer bestimmten Landschaft zuordnen kann; es scheint ihm vielmehr — auch im Hinblick auf den heutigen Menschen — wichtiger, die Tracht in ihrer Funktionsgebundenheit an wirtschaftliche, rechtliche und soziale Gegebenheiten zu sehen und zu verstehen. Daher hat der programmatische Satz seine Richtigkeit: „Die funktionelle Einbindung von Tracht und Schmuck in Brauch und Glaube ist maßgebend, ohne sie gibt es kein wirkliches trachtliches Leben“ (S. 8). In der Einleitung gibt Leopold Schmidt einen Überblick über die Sammlung und Erforschung der Volkstracht in Niederösterreich. Als Grundlage aller volkstümlichen Tracht beschreibt das I. Kapitel das „alte Volkstextilwesen“, das in der Flachsverarbeitung und Hausweberei, aber auch im zunftmäßigen Textilhandwerk, stark von Brauch und Sitte getragen war. In diesem Rahmen lebt die volkskünstlerische Betätigung aller Art, vor allem die Stickereien in ihren verschiedenen Techniken; historische Zeugnisse und textile Museumsstücke sind dafür vorhanden.

Im II. Kapitel vom „alten Volkstrachtenwesen“ wird deutlich, daß die Tracht nichts Starres und Unveränderliches ist, sondern daß sich über deutlich erkennbaren Grundformen ein allmählicher Wandel vollzieht. Dies aufzuzeigen, ermöglichen schriftliche Quellen, wie z. B. Inventare, Nachlaßverzeichnisse, Stiftungen, Polizeiverordnungen etc.; noch höher zu bewerten sind die bildlichen Zeugnisse, die im 16. Jahrhundert einsetzen. So gelingt es, einige Leitlinien der niederösterreichischen Tracht durch die Jahrhunderte hindurch zu ziehen, ohne eine ganze Trachtengeschichte zu geben. Bis ins 18. Jahrhundert hinein herrschte die Kennzeichnung ständischer Gliederung vor, die auf eine wichtige Funktion der Tracht hinweist. Erst im 19. Jahrhundert entfaltet sich die Volkstracht freier, obwohl die ständische Ordnung noch im Brauch nachwirkt. Jetzt stehen dem Forscher eine größere Zahl von literarischen und bildlichen Trachtenzeugnissen zur Verfügung, die bei einer genauen Interpretation einen großen Aussagewert haben. In den Männertrachten tritt neben der „Stiefelhosentracht“ Ost-Niederösterreichs mit dem

brauchtümlich bedeutsamen Fürtuch, die „grau-grüne Lodentracht“ des Südwestens deutlich hervor. Noch zahlreicher sind die Typen der Frauentracht, wie sie Franz Lipp (1952) kartographisch festgehalten hat; neben den „Kopftuchtrachten“ mit verschiedener Bindung des Kopftuches erscheinen die prunkvollen „Goldhaubentrachten“. Leopold Schmidt verfolgt den Wandel der einzelnen Typen an Hand historischer Belege durch mehrere Jahrzehnte hindurch und zeigt ihre regionale Differenzierung, ihre Vermischung mit benachbarten Trachtenformen, ihre Auflösung und ihre Relikte. Es ist ein sehr bewegtes Bild lebendiger Tracht. Die Farben zu diesem historischen Bild liefern vor allem die Maler dieser Epoche: Waldmüller, Ranftl, Neder u. a. Der Trachtenforscher fragt sich, inwieweit sich der Maler jeweils an sein lebendiges Vorbild gehalten hat, ob er die brauchtümlichen Abstufungen der Volkstracht nicht übergangen und im Detail nicht künstlerische Freiheit hat walten lassen. Wie sehr auch beim Trachtenbild „Quellenkritik“ vonnöten ist, zeigen uns künstlerische Darstellungen der Schweizerischen Volkstrachten aus dem 19. Jahrhundert.

Mathilde H a i n, Frankfurt a. Main

Helene Grün n, Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 13). 152 S. Text und 54 Abb. auf Kunstdrucktafeln. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde 1968. S 120,—.

Die Migrationsbewegungen unseres Jahrhunderts bilden ohne Zweifel ein legitimes Forschungsobjekt auch der Volkskunde. Die räumliche Verpflanzung großer Bevölkerungsgruppen, verbunden meist mit einer weitgehenden sozialen Umschichtung, mußte auf die traditionellen Lebensformen den nachhaltigsten Einfluß ausüben. Die Beantwortung der Frage nach Ursachen und Bedingungen für deren Verschwinden oder Erhaltung, für ihre Um- und Neuformung ist zugleich ein Beitrag zur Brauchtumsbiologie im allgemeinen. Hierin noch mehr als in der Bereitstellung bloßen Faktenmaterials — so wichtig auch dieses sicherlich ist — liegt die eigentliche Berechtigung derartiger Untersuchungen. Daß diese ohne „nostalgisch-retrospektive“ Rückwärtsorientiertheit und erst recht ohne nationale Wehleidigkeit erfolgen sollten, ist dabei ein selbstverständliches Gebot wissenschaftlicher Objektivität.

Die vorliegende Arbeit von Helene Grün n hat sich die Darstellung des Volkslebens der Neubürger in den Barackenlagern in und um Linz zur Aufgabe gemacht. Knappe einleitende Kapitel klären die Grundlagen: den Verlauf der großen Wanderung während und nach dem Zweiten Weltkrieg und seine Widerspiegelung in der Statistik; die landsmannschaftliche Gliederung der Flüchtlinge und Ausgewiesenen in Donauschwaben, Sudetendeutsche und Siebenbürger Sachsen sowie die zahlenmäßig geringeren Gruppen der Karpaten-, Bukowina-, Bessarabien- und Wolhyniendeutschen; die Kolonisations- und Entwicklungsgeschichte wichtiger Herkunftslandschaften, besonders der Batschka, des Banats, Siebenbürgens und der ehemaligen Minoritätsgebiete Böhmens und Mährens; schließlich Daten über die vorläufige Seßhaftwerdung und allmähliche Eingliederung der Umgesiedelten durch ihre Herausführung aus dem Barackendasein. Wie außerordentlich stark der Trend der meisten Lagerbewohner zum Eigenheim war, ist bekannt; Helene Grün n gibt dafür und für die Bedeutung der brauchtümlich geregelten Nach-

barschaftshilfe bzw. des Genossenschaftsgedankens bei den Bauwilligen eindrucksvolle Beispiele. Auch der nächste Abschnitt über „alte und neue Gemeinschaften“ berührt einen zentralen Komplex des Volkslebens; in ihm wird den verschiedenen Versuchen der freilich nur temporären Wiederherstellung der aufgelösten alten Gemeinschaften nachgegangen, wie sie sich in den Heimattreffen und Wiedersehensfahrten besonders deutlich manifestieren; charakteristisch ist dabei die Einbeziehung der Toten in diese Feste und Feiern sowie das verbreitete Auftauchen eines Brauelementes, der Darbringung von Heimateerde. Bei weitem den Hauptteil des Buches aber bilden die drei letzten Abschnitte, in denen über die Volksfrömmigkeit, das Jahres- und das Lebenslaufbrauchtum der Neubürger referiert wird. Die Autorin beschreibt dabei methodisch zwei verschiedene Wege: Teils geht sie von den durch sie aufgezeichneten Gegenwartsphänomenen aus und setzt diese dann in Beziehung zu den entsprechenden Erscheinungen in den alten Siedelgebieten, teils aber — und dies in der Mehrzahl der Fälle — gibt sie erst eine Darstellung bestimmter Brauchtumsformen in den Hauptlandschaften der ehemaligen deutschen Minderheiten in Ost- und Südosteuropa, um dann deren Weiterleben oder Absterben nach Flucht und Ausweisung zu registrieren.

Bei der Fülle des dargebotenen Materials und der räumlichen Weite des Untersuchungsgebietes, das ja im Grunde vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer reicht, ist es nicht verwunderlich, daß sich einige kleine Versehen in das Manuskript eingeschlichen haben: Znaim liegt nicht im Böhmerwald (S. 63); das Egerland bildet keinen Gegensatz zu Westböhmen (S. 87); in Schirnding (nicht Schirmding) wurde der „Birnsunnta“ nicht nur 1960, sondern wiederholt gefeiert (S. 103); das Kirchenjahr beginnt nicht am 1. Dezember (S. 112); und das „Lichterschwemmen“ zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk in Prag fand nicht am 16., sondern bereits am 15. Mai statt (S. 56). Fehlerhafte Schreibung von Ortsnamen: Sinheim statt Sinsheim (S. 37); Alt-Ötting statt Altötting (S. 37 u. 39); Maria Brünnl statt Maria Trost in Brünnl (S. 57); Hadmar statt Hadamar (S. 56); Wermesch statt Wermesch (S. 72); Neukirchen-Heiligenblut statt Neukirchen zum Heiligen Blut (S. 65); bei der Wiedergabe der Entstehungslegende dieses sehr bedeutenden Wallfahrtsortes wäre übrigens eine Berufung auf Rudolf Kriss angebracht gewesen als auf einen Aufsatz in einer Flüchtlingszeitschrift); schließlich sollte man sich für eine einheitliche Schreibung von Temeschwar (oder Temesvár) entscheiden. Von den nicht wenigen Druckfehlern sei als der störendste die Schreibung Satyre statt Satire (S. 81) erwähnt. Zwei grundsätzlichere Einwände gegen die vorliegende Untersuchung seien nicht verschwiegen: Sie erweist sich einmal als stark beeinflusst von alten Vorstellungen des primär fruchtbarkeitskultischen Hintergrundes jeder Brauchhandlung (so in den Abschnitten über den Maibaum, die „Lebensrute“, den Lärm als Dämonenabwehr usw.), und sie stützt sich, zweitens, mitunter auf teilweise überholte, teilweise populärwissenschaftliche Literatur. Die Flüchtlingspresse hat, kritisch ausgewertet, sicherlich auch ihren freilich meist mittelbaren Quellenwert; den Nikolaus-Brauch oder die volksfromme Begehung der Karwoche in Böhmen aber ausschließlich nach Aufsätzen in einem „Schulungsblatt“ der Egerland-Jugend darzustellen (Anm. 423 und 650), geht doch wohl kaum an.

Indessen schulden wir Helene Grunn Dank für ihre Aufnahmearbeiten in den Barackenlagern in den ersten Nachkriegsjahren, zu einer Zeit also, in der diese (Zwangs-)Gemeinschaften spezifische Brauchtums-

formen von freilich begrenzter Dauer ausbildeten. Die Verfasserin hat ihren eigenen Aufzeichnungen noch Nachrichten verschiedener Gewährspersonen hinzugefügt und sie durch interessante Fotografien ergänzt, die in dem informativen Bilderteil wiedergegeben werden und dem Buch Quellenwert verleihen. Ähnliches läßt sich auch von den Belegen für weniger geläufige Brauchhandlungen sagen wie etwa das Hahnshlagen, das Schlachtbriefschreiben und Wurstheischen oder das Feiern der „Goldnen Stunde“ auf dem Tanzboden, ganz besonders aber von den ausgezeichneten Schilderungen des Hochzeits- und des Totenbrauchtums in einem Linzer Lager an konkreten Beispielen. Daß ein Orts-, Namen- und Sachregister das inhaltsreiche Buch gut erschließt, sei gleichfalls dankbar vermerkt.

Georg R. Schroubek

Ignaz v. Zingerle, Sagen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben. Mit einem neuen Vorwort von Hans Biedermann. XX und 738 Seiten, Graz 1969, Verlag für Sammler.

Die berühmte, inhaltsreiche Sagensammlung von Zingerle liegt hier in einem Neudruck der 2. Auflage von 1891 vor. Da viele neuere Institute das Werk vermutlich nicht besitzen, wird der Neudruck willkommen sein, wenn man auch irgendeine Hilfe für den modernen Benutzer vermißt. Man sollte eine solche Sammlung doch nicht einfach nur neudrucken, sondern womöglich die Gelegenheit benützen und einen Kommentar dazu erstellen zu lassen. Das Vorwort von Biedermann informiert doch nur ganz knapp über Zingerle und sein Lebenswerk und versucht, aus dem reichlich ungegliedert vorgelegten Material eine gewisse an Grimm angelehnte Gliederung herauszulesen. Im allgemeinen wird man wie bisher nach den nützlichen Registern arbeiten müssen. Was die Erzählforschung sonst in fast einem Jahrhundert zu diesen Geschichten zu sagen hatte, und wie man sich heute eine Aufgliederung des Stoffes etwa nach Sagentypen vorstellt, das bleibt einfach ungesagt. Daher ist der Band nur als Ergänzung für Bibliotheken anzusprechen, nicht aber etwa als Fortschritt auf dem Gebiet der österreichischen Sagenforschung.

Leopold Schmidt

Jahrbücher des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. Erschienen im Verlag des Notringes, Wien.

Freunde der Volkskunde, zumal im Ausland, welche die Arbeit des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs nicht so aus der Nähe verfolgen können wie wir, möchten wir nachdrücklich auf die Jahrbücher oder Almanache des Notringes aufmerksam machen. Diese Bände, in jedem Jahr einem anderen Thema gewidmet, enthalten ziemlich regelmäßig auch volkskundliche Beiträge, oder doch Beiträge, welche für die Volkskunde, für das Anschaulichmachen unserer Volkskultur, von Wichtigkeit sind.

So war das Jahrbuch 1969 dem Thema „Verkehrswege durch Österreich einst und jetzt“ gewidmet. Es finden sich darin sehr lesenswerte Beiträge (jeweils eine Textseite und 1 Abbildung) auch für uns, zum Beispiel: Die Nibelungenstraße (Blanka Horacek), Die Venusfahrt Ulrichs von Liechtenstein (dieselbe), Mittelalterliche Nord-Süd-Verbindungen (Herbert Klein), Alte Eisenstraßen in Niederösterreich nördlich des Erzberges (Hubert Nagl), Wege des Salzhandels (Michael Mitterauer), Die historische Entwicklung der Wegzeichen (Eduard Skudnigg), Wallfahrtswege (Leopold Schmidt), Wandertruppen und Gastspielreisen (Rai-

ner Zitta), Handwerksburschenwege (Gustav Otruba), Raststätten und Gaststätten im Burgenland (Harald Prickler), Flößerei in Österreich (Helmuth Simmler), Der Funktionswandel der Dorfstraßen (Gustav Holzmann) — man wird die Fülle der Anregungen kaum für möglich halten, die sich aus diesen klug ausgewählten und meistens sehr anschaulich dargebotenen Kurzbeiträgen ergeben.

Ähnlich steht es aber auch beim Jahrbuch 1970, das zunächst mit seinem Thema „Paläste und Bürgerhäuser“ kaum etwas Volkskundliches verspricht. Aber dann liest man: Matrie am Brenner, Das Gasthaus zur Uhr (Franz Caramelle), Wiener Neustadt, Laubenhäuser am Hauptplatz (Gertrud Gerhartl), Steyr: Das Bummerlhaus (Josef Ofner), Aussee, Das Hofer-Haus (Reiner Puschnig), Eggenburg, Sgraffitohaus (Kurt Frischauf), Krems, Das große Sgraffitohaus (Harry Kühnel), Perg, Seifensiederhaus (Rudolf Zach), Weyer, Prevenhieberhaus (Werner Kortschak), Purbach, Das Haus Fasching (Walther Brauneis), Dornbirn, Das „Rote Haus“ (Paula Büchele), Breitenbrunn, Häuserzeile Prangerstraße (Peter Switalek), Wien, Haus „Zum Basiliken“ (Ernst Bacher), Vandans, Innervens, Das Barbisch-Haus (Wolfgang Rusch), Mörbisch am See, Hauptstraße (Walther Brauneis), und viele andere Beiträge auch, und man weiß, daß man auch diesen Band nicht wird entbehren oder übersehen können.

Die nun schon stattlich lange Reihe dieser Notring-Jahrbücher soll also auch von uns gewertet und empfohlen werden, sie bringt praktisch fast in jedem Jahr Beiträge zur Volkskunde, die noch dazu immer mit viel Bedacht gut illustriert sind, und daher sicherlich zur weiteren Kenntnisnahme unseres reichen und schönen Gebietes beitragen.

Leopold Schmid t

Art populaire de la France de l'Est. Recueil d'études publié sous la direction de Adolphe Riff. Avant-Propos de Georges Livet. Strasbourg-Paris, Librairie Istra, 1969. 432 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Die von Adolphe Riff, dem heute hochbetagten ehemaligen Direktor des Elsässischen Museums in Straßburg als Conservateur Honoraire des Musées de la Ville de Strasbourg, betreuten französischen Volkskunst-Sammelbände erscheinen, wenn auch nicht periodisch, so doch in regelmäßigen Abständen: 1960 „Art populaire de France“ (vgl. Rezension ÖZV XV/64, 1961, S. 143—144), 1963 „Art populaire d'Alsace“, 1965 „Art populaire de Lorraine“ und 1969 nun „Art populaire de la France de l'Est“. Ihrer äußeren Gestalt und dem inneren Konzept nach schließen diese Sammelbände an das gleichfalls vom Herausgeber des vorliegenden Bandes geleitete Jahrbuch „L'art populaire en France“ der Jahre 1929 bis 1935 an. Man kann ruhig sagen, daß diese regelmäßigen Veröffentlichungen den immer noch nicht sehr leichten Zugang zur französischen volkskundlichen Forschung erweitern helfen. In den nahezu drei Dutzend Autoren des neuen Bandes begegnen wir vorwiegend heute tätigen Konservatoren und Archivaren der regionalen und lokalen Museen und Sammlungen in Ostfrankreich, das heißt Lothringens, des Elsaß und der Burgundischen Pforte. Kleinste Materialbeiträge stehen neben umfassenderen und methodisch einwandfreien Sachmonographien. Behandelt werden durchwegs die klassischen Themen der Volkskunst; nur vereinzelt werden neue Ansätze erkennbar, wie auch eine starke Introvertiertheit zu beobachten ist, die nur selten Blicke auf die

Vorgänge außerhalb, im konkreten Fall etwa auf die benachbarte deutschsprachige Fachliteratur zuläßt.

Eine erste Gruppe von Beiträgen beschäftigt sich mit dem traditionellen Hausbau. E. Georges, „La maison du cultivateur lorrain au XIX^e siècle“ (S. 13—20) untersucht die Veränderungen des lothringischen Bauernhauses im 19. Jahrhundert, in einer Epoche, da die ländliche Bevölkerung ihren Höchststand erreicht hatte (1840—1860); die Fakten: Aufstockung, im wesentlichen symmetrische Fassadengestaltung, aber Beibehaltung des herkömmlichen Wohngrundrisses und noch kaum Wandel der schlechten hygienischen Verhältnisse auf dem Dorf. Alten Restformen der ländlichen Bauweise geht P.-R. Zuber in zwei während des Ersten Weltkrieges stark heimgesuchten Gemeinden der Hochvogesen nach („Habitations des Hautes Vosges alsaciennes. Communes d'Altenbach et de Goldbach/Haut-Rhin“, S. 55—59). Seine Erhebungen für die Gegenwart werden unterbaut von Angaben im Archiv der ehemaligen Territorialherrschaft der Fürststäbte von Murbach, die im 16. Jahrhundert in diesem Hochvogesenbereich Schwaighöfe ansiedelte. Den interessanten Fall einer frühen örtlichen Übertragung eines ganzen Gehöftes weist A. Gardner nach („Une maison à bois apparente à Steinsoultz originale par son architecture et son décor“, S. 49—54). Anlässlich des Bahnbaues Altkirch—Pfirt wurde in Roppentzwiller (Oberelsaß) 1891 ein vollständiger Fachwerkbau abgetragen und in die Sundgaugemeinde Soultzbach überführt, wo er als Wohn- und Wirtschaftshaus weiterhin in primär landwirtschaftlicher Funktion verblieb. Einzelfragen berühren Georges L'Hôte („Deux siècle de granges dans l'arrondissement de Sarrebourg/Moselle“, S. 83—105) und Jean Hurstel („Les portes à linteaux de la région de Saint-Dié“, S. 61—82), die in verschiedenen Bezirken Lothringens systematische Aufzeichnungen des alten Bestandes an Haus- und Scheunentorformen durchführten und an Hand ihrer Materialien Gestalt- und Stilwandel dieses funktionell wichtigen Teiles des Hauses nachzeichnen konnten. Noch weiter ins Detail gehen Yves Jeannin („Serrurerie de Montbéliard et de la moyenne Montage Comtoise“, S. 219—226) und Adolphe Riff („Les maisons paysannes du Ban-de-la-Roche/Bas-Rhin“, S. 21—36), die ihre Aufmerksamkeit den Türbeschlägen, insbesondere den Schlüsselochblechen widmen und Fragen nach diesbezüglichen handwerksgeschichtlichen Traditionen aufwerfen. Freilich stellt Riff seine Einzelbeobachtungen in den Zusammenhang einer kleinlandschaftlichen Gesamtstudie des überlieferten Bauwesens. Die sieben Dörfer des Ban-de-la-Roche in den Vogesen, dem einstmaligen Wirkungsbereich des Pastors Jean-Frédéric Oberlin (1740—1826), zeigen noch verhältnismäßig viel altertümliche Züge, u. a. das lange Beibehalten des Strohdaches bis zum Ersten Weltkrieg, während sonst im Elsaß die weiche Eindeckung der Häuser schon Anfang des 19. Jahrhunderts abgekommen ist. Nebenbei konnte in Waldersbach auch das Wirken eines Tiroler Baumeisters, Andre Tschoder (1787), beim Bau des Presbyteriums nachgewiesen werden. Der Rückgang des Strohdaches seit Ende des 18. Jahrhunderts bedeutete für die Ziegelherstellung einen mächtigen Aufschwung. Beliebte Sammelobjekte sind die verzierten „Sonnen“-, Feierabend- und Erinnerungsziegel mit geritzten und eingedruckten Verzierungen, Inschriften und Datierungen. Erwin Klein („Jacob Kenzel, tuilier et artiste à Adamswiller/Bas-Rhin“, S. 197—211) hat in einer vorzüglichen Studie alle Zeugnisse des auf dem Totenberg zwischen Adamswiller und Machwiller ansässig gewordenen und zwischen 1789 und 1837 (früheste und späteste Datierung von Ziegeln) schaffenden

Zieglers Jakob Kenzel aus öffentlichen und privaten Sammlungen zusammengetragen und analysiert (Dekor, Inschriften, Datierungen); im Annex zu dieser Studie befindet sich ein vollständiger Katalog der verzierten Ziegel des Meisters Kenzel.

In das Innere des Hauses führen die Beiträge über die Wohnstube der Sundgauhäuser von Ch. Voegelé („La chambre d'habitation du Sundgau“, S. 133—139), wobei der Verfasser abgesehen von der Heizung (Kachelofen mit „Kunscht“), von den Möbeln und den Alkoven auch auf den Stubenschmuck (religiöse Andachts- und persönliche Erinnerungsgegenstände), insbesondere den Wandschmuck (religiöse Bilder: populäre Stiche, Farblithographien, Hinterglasbilder, Wachsbilder; Agatha-Bilder; Kommunionzettel; Kalligramme) eingehend zu sprechen kommt. Einen Sonderfall stellt das dilettantisch mit verschiedenen religiösen Motiven (Heiligen- und Sakramentsdarstellungen) 1851—1842 gemalte Stubengetäfel eines kleinen Bauernhauses in Jettingen (Sundgau) dar, das Martine Stahl-Weber („Peintures naïves de Jettingen/Haut-Rhin“, S. 123—131) ausführlich beschreibt. Eigene Möbel-Beiträge sind nicht zu verzeichnen; nur Einzelstücke finden gelegentlich Erwähnung, wie etwa eine biedermeierliche „Melichbank“ (Truhenbank zur Aufbewahrung der Milchgefäße), die Roger Henninger unter den Neuerwerbungen seines Museums anführt („Quelques acquisitions et dons récents au Musée Alsacien de Strasbourg“, S. 247—253). Mit einem Kleinmöbel, einem sogenannten „Wismutkästchen“, beschäftigt sich A. M. B u r g („Un coffret de parade du Musée de Haguenau“, S. 238—240).

Verschiedene Gruppen von Hausgeräten werden in dem mehr feuilletonistischen Beitrag von André Jacquemin über altes Kamingerät („La cuisine à l'âtre en Lorraine“, S. 151—159), in der Zusammenstellung von gußeisernen Ofenplatten aus der Sammlung des Museum in Metz von Françoise Brunet („Les taques de cheminées à caractère populaire du Musée de Metz“, S. 227—235) angesprochen. In das weite Feld volkstümlicher Keramik leitet die Behandlung von zwei Ofenkachelmodellen des 16. Jahrhunderts über, die Gérard Collot einer bisher unbekanntenen Werkstatt in Metz zuschreibt („Une officine de poêles en terre vernissée au début du XVI^e siècle à Metz“, S. 189—192). Marcel Lutz, der in mehreren Publikationen sich als Spezialist für Keramik ausgewiesen hat, analysiert einen bedeutenden Saarburger Bodenfund aus der Zeitgeschichte von 1636; es handelt sich um Reste von Gefäßen, durchwegs glasierte Hafnerware, und Ofenkacheln, die eine selbständige Gruppe zwischen den örtlichen Erzeugnissen des 14. Jahrhunderts und der Fayence des 18. Jahrhunderts (Niderwiller) darstellt („La céramique du XVII^e siècle à Sarrebourg“, S. 161—171). Dem späten 18. Jahrhundert gehören dagegen die 1967 aus einem Brunnen zutage geförderten Reste bemalter und glasierter Hafnerware der Freigrafschaft (Yves Jeannin, „Poterie vernissée trouvée à Mathay/Doubs“, S. 213—218). Typen wie die tönernen Dreifußtöpfe und die krötenförmigen Backformen aus Ton behandeln Gérard Collot („Le tripode en terre vernissée. Permanence d'une forme d'art populaire du Moyen Age à l'époque moderne“, S. 173 bis 188) und Roger Henninger („Au sujet de trois moules en forme de crapaud“, S. 255—260). Während Collot die Persistenz der dreifußigen Tonkopftöpfe, deren Form vom Glockenspeishafen übernommen worden ist, an Hand künstlerischer Bildzeugnisse nachweisen kann, verliert sich Henninger bei der Interpretation der tiergestaltigen Gebäckformen in weitführende Spekulationen, die in den drei gegebenen Objekten in der Sammlung des Straßburger Museums eine sicherlich zu schmale Grund-

lage haben; nebenbei: die mehrfach zitierten Autoren heißen richtig Hovorka und Kronfeld! Als Einzelbeiträge zur Keramik sind schließlich noch die Ausführungen von Jacques Callot über einen westlothringischen irdenen Wärmepf — in Ostlothringen sind im Gegensatz dazu nur metallene Wärmepfannen gebräuchlich — („Un couvot décoré du Musée de Metz“, S. 193—196) und die Mitteilung von verstreuten lothringischen Keramikbeständen von Adolphe Riff („Notes d'art populaire de Lorraine“, S. 37—47) zu nennen.

Weiterhin zu einem Block vereinigt sind die Aufsätze zum volkstümlichen Bildwesen, worunter die populäre Druckgraphik den französischen Verhältnissen entsprechend einen besonderen Raum einnimmt. Maurice Noël macht den Leser mit einer bisher noch nicht erforschten lothringischen Bilderbogendruckerei in Pont-à-Mousson bekannt („L'imagerie de Pont-à-Mousson“, S. 385—393). Die Gründung der Offizin Marcel Vagné erfolgte um 1849 von Metz aus und hat in den ungefähr fünfzig Jahren ihres Bestandes immerhin mehrere tausend bekannte Bilderbögen herausgebracht, deren Sujets von rein volkstümlichen Themen („Kredit ist tot“, „Verkehrte Welt“, „Lebensalter“, „Ewiger Jude“, „Verlorener Sohn“ usw.) über die Darstellung zeitgenössischer Aktualitäten bis zum Kinderbild reichten. Die Weißenburger Soldatenbilderbogen des Jean-Frédéric Wentzel und seiner Nachfolger seit 1831 bis zum Ersten Weltkrieg, die im zweiten Empire um 1860 sich höchster Beliebtheit erfreuten, widmet Paul Martin eine gründliche historische Studie, in der er sich weitgehend auf die noch im Besitz der heutigen Weißenburger Druckerei befindlichen Kataloge und Mustersammlungen kolorierter Originalblätter als auch auf die Sammelbestände des graphischen Kabinetts der Straßburger Museen stützen konnte („L'imagerie militaire de Wissenbourg, 1831—1920“, S. 351—366). Edith Mauriange gelang es ihrerseits, die bildlichen und literarischen Vorlagen für neun in den Jahren zwischen 1829 und 1837 von François Georgin für Jean-Charles Pellerin in Epinal geschnittene napoleonische Schlachten-Bilderbogen in Stichen des sechsbändigen Werkes von François-Louis Couché fils „Trophées des armées françaises de 1792 à 1815“ aufzufinden; der Vergleich der Stichvorlagen mit den Holzschnitten erlaubt der Verfasserin Einsichten in die Gestaltungsprinzipien volkstümlicher Graphik. Eine Zusammenfassung der Kenntnisse über die elsässischen Hinterglasbilder unternimmt im Anschluß an die frühere Arbeit von Linckenheld Léon Kieffer, dem auch im Gegensatz zu den meisten Mitautoren die Kenntnis der neueren deutschsprachigen Literatur zu diesem Thema bescheinigt werden kann, wieweil auch hier Arbeiten wie Wolfgang Brückners Handbuchbeitrag in Keyzers Antiquitätenlexikon noch nachzutragen sind („Etudes sur l'imagerie sous verre en Alsace“, S. 333—349). Eine geschichtliche Übersicht über die geschriebenen und gemalten Taufbriefe im Elsaß mit Nachweis von Beständen in öffentlichen und privaten Sammlungen bietet Willy Guggenbühl („Souhais de baptême alsaciens écrits et peints à la main“, S. 321—331). Mit der einzigartigen Stoffdruckmustersammlung in der oberelsässischen Textilstadt Mühlhausen macht E. Albrecht-Mathey mit ihrem Beitrag „Le Musée de l'impression sur étoffes à Mulhouse“ (S. 395—403) bekannt. Die Ergebnisse seiner Nachforschungen über die abgekommene Blauzeugdruckerei in Pfaffenhofen (Unterelsaß) teilt Georges Klein mit („Les toiles imprimées en 'bleu de réserve' en Alsace“, S. 405—417).

In den Bereich der Religiösen Volkskunst führen die Erhebungen der für die katholischen Landschaften des Elsaß bezeich-

nenden steinernen Wegkreuze von André Munc k („Les croix rurales dans l'art populaire religieux du Sundgau“, S. 283—295) und Jean-Marie Janot („La croix de Combrimont/Vosges, 1681“, S. 297—302). Letztere Studie ist deshalb besonders erwähnenswert, da es dem Verfasser möglich war, den archivarischen Kontrakt zwischen dem Stifter und dem beauftragten Steinmetz zu erbringen. Mit der Registrierung von ländlichen Kapellen hat sich Paul Stintzi („Chapelles du Sundgau“, S. 273—281) und mit der Erhellung der Ursprungsgeschichte der neben Marienthal und Neunkirch bekanntesten unterelsässischen Marienwallfahrt Monswiller (Mirakelbuch von 1684) Alphonse Wollbrett befaßt („Les premiers siècles du pèlerinage de Monswiller“, S. 303—319).

Mitteilungen über das Arbeitsgerät aus dem Bereich des Weinbaus enthalten die Beiträge von Christian Wolff für das Elsaß („Quelques aspects de l'art populaire dans le vignoble alsacien“, S. 107—121), wo die wirtschaftliche Blüte der Weinorte im 16. Jahrhundert zu einer mächtigen Entfaltung der Dorfarchitektur, Plastik und künstlerischen Ausgestaltung des Geräte führte, und von Kitty Van Gennep für die Champagne („Outillages en usage chez les vigneronns et cavistes de la Marne champenoise à la fin du XIX^e siècle“, S. 241—245). Der berühmten, in ihren Ursprüngen klösterlichen Erzeugung des lothringischen „Gérôme“-Käses aus der Gegend von Gérardmer ist die Darstellung von Jean Grossier „La fabrication domestique du fromage dans les montagnes de Lorraine“, S. 423—430) gewidmet, wobei auf die einzelnen Arbeitsvorgänge eingegangen wird; in der auffälligen Gleichartigkeit des in der Käseerei verwendeten Gerätes z. B. mit den alpenländischen Formen läßt sich wohl das Nachwirken der weitgehend einheitlichen klösterlichen Wirtschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit erkennen.

Aus dem Rahmen dieses reichhaltigen Volkskunstbandes fallen die an sich guten Beiträge über den elsässischen Pfingstbrauch des in einem grünen Käfig verborgenen „Pfingstpflitter“ (Roger Henninger, „Le Pfingstpflitter de Soultzbach-les-Bains“, S. 261—272) und über die archaisch nachweisbaren Freudenfeuer und Feuerbräuche im Münstertal (Robert Schmitt, „Les Feux de joie au XVIII^e siècle à Munster“, S. 419—422) heraus.

In einem einzigen Beitrag wird der Versuch gewagt, die Elemente der Volkskunst zur Herausarbeitung der „Personalität“ einer Landschaft, in diesem Fall eines „esprit mâconnais“, dienstbar zu machen. Emile Magnien („Le particularisme mâconnais dans l'art populaire“, S. 141 bis 149) nähert sich seiner Fragestellung über die kulturräumliche Gliederung von Sprache, Hausformen, Möbel, Tracht usw., die in der Tat eine Sonderstellung der Landschaft des Maconnais innerhalb Burgunds ergeben.

Sämtliche Beiträge sind reich bebildert sowie mit schematischen Zeichnungen versehen.

Klaus Beitel

Joseph Lefftz, Das Volkslied im Elsaß. Dritter Band. Lieder von der Liebe Lust und Leid, vom Hochzeitmachen und Eheleben. 404 Seiten, mit Melodien, Federzeichnungen von Pierre Nuss. Colmar-Paris-Freiburg 1969, Editions Alsatia. Ausgeliefert durch Bärenreiter-Verlag Kassel.

Das große, schöne Werk wächst verhältnismäßig rasch weiter. Man kann es nur begrüßen, daß Lefftz es auch heute noch, im hohen Alter, zuwegebringt, die Bände in so rascher Folge herauszubringen und da-

durch den notwendigen Gesamtüberblick über das einst und jetzt gesungene Volkslied im Elsaß zu ermöglichen.

Der Band enthält 198 Lieder aus den im Untertitel genannten Gebieten. Die Anmerkungen geben vielfach noch Varianten bei, Lefftz schreibt mit Recht, wie sich gerade beim Liebeslied, das oft auch Tanzlied ist, wechselnde Anfänge und Wanderstrophen einstellen, die man nicht ohne weiteres bei einer Liednummer unterbringen kann. Bemerkenswert erscheint mir, daß nun auch Mischlieder auftauchen, wie etwa Nr. 50 und 51, „wie sie noch heute bei froher Geselligkeit, vor allem in Elsässer-Vereinigungen in Innerfrankreich gern gesungen werden.“ (S. 325) Eine Erscheinung, von der man gern mehr wüßte. Auch ganz französische Lieder finden sich vereinzelt aufgenommen, so Nr. 81 und 126, und es wird nachgewiesen, daß sie auch gesungen wurden, sowie, daß es von ihnen auch deutsche Übertragungen gegeben habe. (S. 337). Lefftz kennt sein Gebiet eben sehr genau, auch rein örtliche Verhältnisse, örtliche Liederhefte usw., das ganze Liedleben, wie es sich in einer reinen Textausgabe nur so schwer nachzeichnen läßt.

Das Liebeslied-Gebiet ist durch eine beachtliche Zahl von „Kunstliedern im Volksmund“ gekennzeichnet, die hier auch aufgenommen und nachgewiesen sind. Wir weisen nur auf die Verfasser hin: Bäuerle (153), Berger (151), Chézy (5), Eschenburg (12), Gleim (15), Goethe (6), Gotter (191), Hebel (34), Heine (36), Klamer Schmidt (63), Métrot (41), Miller (163), Patzke (154), Payer (52), Pfeffel (21), Schiller (82), Stamford (47), Sternau (30), Tiedge (24), Vulpius (10), Wagenseil (184), Weiße (87), Witschel (59), Wolf (42).

Dazu kommen noch verschiedene Singspiel-Lieder, bei denen weniger die Textverfasser als die Komponisten bekanntgeworden sind. Man sieht, ein recht stattlicher Querschnitt durch die Gesellschaftsliederdichtung des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Das in der Nachbarschaft des Liebesliedes stehende erotische Lied ist in diesem Band ausgeklammert, soll aber, zumindest in Auswahl, im IV. Band, noch berücksichtigt werden. Der Hinweis heißt wohl auch, daß dieser IV. Band bereits weitgehend vorbereitet ist und daher in naher Zukunft erwartet werden kann. Das wollen wir uns und dem Autor herzlich wünschen.

Leopold Schmidt

Leander Petzoldt, **Der Tote als Gast**. Volkssage und Exempel (= FF Communications Nr. 200), 273 Seiten. Helsinki 1968, Academia Scientiarum Fennica.

Legendenforschung wird heute stärker betrieben als noch vor einigen Jahren, und so kommt es, daß Forschungen auf den Gebieten der Volkssage, der Volkserzählung überhaupt, davon reichlich profitieren können. Das gilt auch für die vorzügliche Arbeit von Petzoldt, eigentlich eine Dissertation bei Lutz Röhrich, aber weit über das Format normaler Doktorarbeiten hinausragend. Für Österreich ist die Arbeit besonders interessant, weil hier die barocke Tradition der Geschichte von der Einladung an den toten Gast als Don-Juan-Motiv stark verbreitet war. Dem entsprechend hat hier auch die literatur- und theatergeschichtliche Forschung früh eingesetzt und die entsprechende Monographie von Jacob Zeidler (1896) ist eigentlich unentbehrlich geblieben.

Das mag schon ein Hinweis darauf sein, daß man das Erscheinen der Arbeit just in der Reihe der Finnischen Forscherschule beinahe als einen inneren Widerspruch empfindet. Zeigt doch die Arbeit wie ähnliche parallel geführte auch, einen wie großen Einfluß die schriftliche und theatrale Überlieferung auf die Volkserzählung gehabt hat, eine Tatsache, die von niemand anderem so heftig bestritten wurde als von den frühen Vertretern der Finnischen Schule. Ohne die Volksbücher von Leontius (Einladung an den Totenschädel) und ohne die Schauspiele von Don Juan (Einladung an den Steinernen Gast) hätten sich diese Motive niemals so stark verbreitet, wie gerade aus dieser Arbeit hervorgeht.

Petzoldt versucht das zweigeteilte Grundmotiv von volksglaubensmäßigen Grundlagen her zu erklären. Schädelglaube, Schädelkult und verwandte Erscheinungen werden im Sinn des Glaubens an den „Lebenden Leichnam“ dafür herangezogen. Ob diese sehr weit verbreiteten Glaubensmotive zur Herausbildung der ganz speziell geprägten Erzählmotive wirklich etwas Entscheidendes beigetragen haben, mag dahingestellt bleiben. Es ist jedenfalls gut, wenn das sonst nur legenden- und dramengeschichtliche Thema einmal in diesen Zusammenhang gerückt wird. Daß die katholisch-gegenreformatorischen Predigt- und Schauspielbestrebungen den Hauptanteil an der Verbreitung gehabt haben dürften, zeigen die Verbreitungsübersichten, welche das altösterreichische Gebiet in seiner weitesten Erstreckung — also einschließlich der habsburgischen Lande in Spanien, Italien und den Niederlanden — deutlich hervortreten lassen. Vermutlich hat die christliche Tradition des Armen-seelenglaubens für den ganzen Komplex bei weitem mehr Bedeutung als alle Anknüpfungen an ethnologisch erhobene Parallelen und angeblich archaische Seelenhaltungen. Es muß zumindest erlaubt sein, Petzoldts fleißige und gedankenreiche Arbeit auch so zu lesen.

Leopold Schmidt

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Meisen. 19. Jahrgang, Bonn 1969, Ferd. Dummlers-Verlag. 221 Seiten mit 3 Tafeln. DM 13,50.

Das „Rheinische Jahrbuch“ nimmt unter den wenigen, nach dem 2. Weltkrieg entstandenen Organen der deutschen Volkskunde eine besondere Stellung ein. Es bemüht sich nicht um besondere Aktualität, bringt keinerlei Berichte, auch keine Buchbesprechungen, sondern will im wesentlichen mittelgroßen Abhandlungen Quartier bieten, besonders wenn sie eine Beziehung zum Rheinland haben, auch zur nordwestdeutschen Nachbarschaft. Es ist aber auch anderen Beiträgen gegenüber nicht ungastlich. Viele der Abhandlungen der letzten 19 Jahrgänge dieses Jahrbuches hat der Herausgeber Karl Meisen selbst geschrieben, durch ihn wird eine gewisse Linie der historischen religiösen Volkskunde gewahrt, und nicht wenige Beiträger haben sich daran einigermaßen orientiert, ohne daß das Jahrbuch die spezielle Stellung von weiland Georg Schreibers „Volk und Volkstum“ eingenommen hätte.

In diesem vorliegenden 19. Jahrgang bietet Meisen, der einstmals mit seiner Monographie über die Verehrung des hl. Nikolaus eine neue Richtung in der volkswissenschaftlichen Heiligenforschung einschlug, eine gedrängte Zusammenfassung „Sankt Martin im volkstümlichen Glauben und Brauch“. Meisen behandelt die historische Gestalt des Bischofs zunächst, die Zeugnisse über sein Leben, geht dann auf die kirchliche

Verehrung Martins und seine Patrozinien ein. Dann wendet er sich der geglaubten Wundertätigkeit des Heiligen zu, der nach Martin ausgerichteten Namensgebung, einschließlich der Wortgeschichte von „Kapelle“. Es folgt die Behandlung der Schutzpatronate Martins, mit Hinweis auf die Martinslieder. Das in den Rheinlanden vielbehandelte Thema wird dort immer weiter verfolgt, man sehe jetzt die Arbeit von Dietmar Sauer mann, *Neuzeitliche Formen des Martinsbrauches in Westfalen* (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 14, S. 42 bis 67). Meisen gibt ferner einen Überblick über das mittelalterliche Martinsfest, mit besonderer Behandlung der Schilderung der „Martinsnacht“ durch den Stricker im 13. Jahrhundert. Außer dem Martinswein wird die Martinsgans behandelt. Dann folgt die Darstellung der Licherumzüge am Martinsabend und der Martinsfeuer. Der Anteil der rheinischen Städte an diesem Brauchtum ist bis zur Gegenwart noch groß. In der Abhandlung steckt der Stoff für eine große Monographie. Wenn man bedenkt, was in den letzten Jahren besonders in Frankreich, Belgien, Luxemburg usw. an oft reich bebilderten landschaftlichen Abhandlungen zur Martinsverehrung und zum Martinsbrauch erschienen ist, dann würde man sich doch wünschen, daß Meisen seine Abhandlung noch zu einer bebilderten Monographie ausbauen würde.

Von anderen Abhandlungen des Bandes seien erwähnt: Karl S. Kramer, *Zur Erforschung der historischen Volkskultur. Prinzipielles und Methodisches, eine sicherlich für die Rolle der Quellenkritik usw. in der Volkskunde wichtige Untersuchung.* Und Leander Petzoldt hat von seinem reichen Material aus dem Bereich des „Toten Gastes“ das spezielle Sagenthema „Friends in Life and Death“ herausgegriffen (S. 101 bis 162). Das Erbe mittelalterlichen Legendengutes läßt sich bis in die Gegenwart herein verfolgen. Die „Erzähler auf der Kanzel“ müssen an der Verarbeitung des Motives großen Anteil gehabt haben. — In diesen Bereich gehört ferner die Mitteilung von Dieter Harmenig über „Eine neue Legende und neue Wallfahrtsbildchen von Unserer Lieben Frau Drei-Ähren bei Colmar“.

Anderer Herkunft und anderer Art ist die Abhandlung von V. J. Bröndegaard über „Elfentanz und Hexenring“ (S. 162—211). Das wohlbekannteste Thema wird von der Mykologie her behandelt; die Pilze, welche an diesen kreisrunden kahlen Flecken im Gras schuld sind, werden samt ihrer „diabolischen Natur“ dargetan. Der Stoff ist sehr systematisch und mit gewaltigem Ausgriff nach West und Ost erfaßt, unter dem skandinavischen Motto „Der Elfenglaube wird Hexenglaube“. Man lernt an der Abhandlung sehr viel, vor allem, wie man die Dinge unter Umständen auch sehen kann.

Schließlich ist eine Studie von Otto Holzappel, „Volkskundliche Tendenzen“ in der bündischen Jugend, als „Beitrag zur Vereinsforschung“ aufgenommen. Die Arbeit erschöpft das Thema durchaus nicht, von der Volkskunde-Zuwendung der Wandervogelzeit in Österreich, die sehr beträchtlich war, findet sich hier gar nichts. Aber das Thema ragt auch nach allen Seiten über die „Vereinsforschung“ hinaus. Es wäre vermutlich von Nutzen, wenn das Thema, unter Umständen von etwas anderen Aspekten her, von kundigerer Seite aufgegriffen würde. Aber als ein erstes Aufgreifen eines für die innerdeutsche Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts sehr wichtigen Themas soll die Abhandlung doch gewertet werden.

Leopold Schmidt

Peter Wolfersdorf, **Die niedersächsischen Bergeistsagen** (= Schriften zur Niederdeutschen Volkskunde, Bd. 2) VIII und 240 Seiten, 7 Seiten Abb. Göttingen 1968, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 34.—.

Es handelt sich in dieser stoffreichen Untersuchung nicht, wie der Buchtitel sagt, um „Bergeistsagen“, denn bei dieser Bezeichnung würde man doch an Rübezahl oder an die Frau Ilse im Harz denken, sondern um Sagen von Bergwerksgeistern. Diese Arbeit stellt eine schon 1960 bei Will-Erich Peuckert abgeschlossene Dissertation dar, deren Bedeutung für die Bergmannsvolkskunde wesentlich größer gewesen wäre, wenn sie vor der umfangreichen Sammlung und Darstellung der Bergmannssage durch Heilfurth und Greverus erschienen wäre. So muß bei jeder Sage, die abgedruckt ist, der Hinweis stehen: Heilfurth, Bergbau, da in jenem Corpus-Werk eben praktisch alle hier verwendeten Sagen enthalten sind. Es bleibt also eigentlich nur die Abhandlung über die speziellen Züge der Harzer Bergwerkssagen, das Herausarbeiten der Gestalt des Bergmönches und seiner Gabe, der ewigleuchtenden Lampe, und da ergibt sich offenbar, daß der Bergmönch vermutlich mittelalterlicher Zeitstellung, das Geschenk der Lampe aber vielleicht erst romantischer Herkunft, um 1800, sein dürfte. Eine Erklärung wie die auf S. 63 „Auch die Fabulierfreude der Gebirgsvölker könnte die Sagenbildung bewirkt haben“ erscheint uns doch wohl nicht mehr dem Stand der Sagenforschung angemessen. Aber das Bemühen, den Komplex selbstständig zu erarbeiten, sei doch betont, das Herausgreifen der Oberharzer Sageneigentümlichkeiten, vielleicht sogar als Oikotypen, unterstrichen. Die Karten bieten eine gewisse Grundlage, die Wanderungen der Bergleute vom Erzgebirge in den Harz erneut für die Erklärung verschiedener Züge der Harzer Volkskultur heranzuziehen.

Leopold Schmidt

Franz Georg Brustgi, **Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland**. Gesammelt und erzählt. 191 Seiten, mit Zeichnungen von Franz Joseph Tripp. Konstanz 1969, Rosgarten Verlag.

Die Sagenbände des Rosgarten-Verlages wachsen sich allmählich zu einer ganzen württembergischen Sagenbuch-Reihe aus. Wir haben schon mehrfach auf diese Auswahlbände vom Bodensee, vom Schwarzwald, von der Schwäbischen Alb hingewiesen. Der neue Band, dem Neckartal und dem württembergischen Unterland gewidmet, schließt sich an. Wieder handelt es sich um eine gute Auswahl aus den alten Sagensammlungen, ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz lesbar nacherzählt. Die Quellen sind im Inhaltsverzeichnis angegeben. Die Sagen sind nicht nach Gestalten oder nach Motiven geordnet, sondern nach den Kleinlandschaften, aus denen sie einstmals veröffentlicht wurden: Oberer Neckar, Oberes Gäu, Von Tübingen bis Plochingen, Schönbuch und Filder, Rund um Stuttgart, Strohgäu, Zabergäu und Kraichgau, Schurwald, Welzheimer und Murrhardter Wald, Von den Löwensteiner zu den Limburger Bergen, Haller und Hohenloher Ebene, Taubergrund und Bauland, Unterer Neckar. Die lange Reihe der Namen kleiner Gaue hat den Vorteil, daß man sich diese Gliederungen wieder einmal vornimmt und sie auch sagengeographisch zu verstehen versucht. Die vielen Legenden, Schwänke und auch Anekdoten, die zu den Sagen dazuerzählt werden, helfen freilich nicht, hier ein klareres Bild zu gewinnen. Aber vielleicht regen diese Proben die schwäbische Sagenforschung an, hier weiterzuarbeiten.

Leopold Schmidt

Rheinlandsagen. Herausgegeben von Paul Zaunert. Neuausgabe in einem Band. 364 Seiten. Mit 38 Abb. im Text und 16 Tafeln. Düsseldorf 1969, Eugen Diederichs Verlag.

Einige Jahre hindurch hat nun der Diederichs-Verlag Neudrucke der alten Bände des einst von Zaunert herausgegebenen „Deutschen Sagenschatzes“ herausgebracht. Die durchwegs sehr nützlichen Bände, die „Schwarzwaldsagen“ von Johannes Künzig oder die „Schlesischen Sagen“ von Will-Erich Peuckert sind auf diese Weise dreißig bis vierzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen noch einmal vorgelegt worden, und die ganze jüngere Generation von Fachleuten, alle neueren Institute, Bibliotheken usw. haben das wohl sehr begrüßt.

Bei den „Rheinlandsagen“ Zaunerts ist der Verlag nun von dem Neudruck-Prinzip abgewichen. Er hat eine einbändige Ausgabe, mit Antiquasatz herausgebracht, im Gegensatz zu der zweibändigen Originalausgabe mit ihrer Altschwabacher Fraktur von 1924. Der Haupttext, die Sagen selbst, ist wohl im wesentlichen ungekürzt geblieben. Von der Einleitung ist manches weggefallen. Das ganze Kapitel „Volksglaube der Gegenwart und kommende Dinge“ wurde von dem Redakteur der Ausgabe, Ulf Diederichs, geopfert, weil „diese Dinge forschungsgeschichtlich vermutlich neu überdacht werden müßten“. Das wäre noch zu verstehen. Daß aber der Anhang „Quellennachweise und Anmerkungen“, zusammen 40 Seiten in der ersten Ausgabe, weggelassen wurde, berührt doch sehr schmerzlich: Am besten, der Besitzer der Neuausgabe läßt sich den für jede quellenmäßige Weiterarbeit doch unentbehrlichen Anhang photokopieren und an sein Exemplar anbinden, sonst hat er mit diesem Band nur Ärger.

Ein normaler Quellenhinweis kann diesen Anhang nicht ersetzen. So muß man mit dem gebotenen Text und dem Ortsregister sich zufrieden geben, und ansonsten den Band mehr als ein rheinländisches Heimat- als ein Sagenbuch ansehen.

Leopold Schmidt

Siegfried Neumann, Ein Mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde Bd. 48). 174 Seiten. Berlin 1968. Akademie-Verlag. DM 7,50.

Die Volkserzählforschung hat sich eine zeitlang sehr stark für die Erzähler interessiert. Solche Aufzeichnungen der Geschichten eines einzigen Mannes, wie sie etwa Gottfried Henßen mit seinem Buch „Überlieferung und Persönlichkeit“ (1951) vorlegte, sind allenthalben versucht worden, kein neuerer Volkserzählforscher, der nicht auch so einen Paradeerzähler vorführen wollte.

Nun hat auch Siegfried Neumann, der bewährte und fleißige Betreuer der Volkserzählung in Mecklenburg, seinen entsprechenden Beitrag geleistet. Sein Erzähler, ein vom Leben ziemlich hart mitgenommener ländlicher Mensch, in den Berührungszonen von Post und Eisenbahn usw. mit der Landwirtschaft lebend, hat ein vorzügliches Gedächtnis und erzählt gern und gut, in seinem heimischen Plattdeutsch. Neumann hat in verschiedenen Aufzeichnungskampagnen allmählich 263 Nummern, einschließlich der Sagwörter, von ihm aufgeschrieben. Gute ältere

Schwänke, auch ein Meisterdieb-Märchen mit einer Singzeile darunter, aber auch viele Kalender- und Witzblatt-Witze. Die mehrteilige Einleitung Neumanns zeugt von seinem Bestreben, das Unternehmen so genau und ertragreich durchzuführen wie nur immer möglich. Seine Anmerkungen erweisen, wie genau er die Aufzeichnungen (einschließlich der Tonband-Aufnahmen) genommen hat, und daß er das Vergleichsmaterial im Wossidlo-Bereich überlegen beherrscht. Ob sich der Aufwand im ganzen wirklich lohnt, mag eine andere Frage sein. Als Probestück zur Erfassung der Persönlichkeit nun auch eines mecklenburgischen Volks Erzählers ist es jedenfalls sehr geglückt.

Leopold Schmidt

Peter Assion, **Die Mirakel der hl. Katharina von Alexandrien**. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur. Diss. Heidelberg 1969. 621 Seiten, 7 Abb.

Die Erzählforschung darf darauf hingewiesen werden, daß die heute vielfach recht intensiv arbeitende Legendenforschung durch diese Heidelberger Dissertation eine wertvolle Bereicherung erfahren hat. Assion hat sich in methodisch äußerst sauberer Art bemüht, die Textüberlieferung der verschiedenen mittelalterlichen Katharinen-Mirakel zu untersuchen. Er gliedert die Handschriften nach ihren Gruppen, wobei die Nürnberger Handschriften deutlich hervortreten. Dementsprechend folgt eine eigene Studie über Nürnberg und seinen Katharinenkult. Dann kommt eine ausführliche Darstellung der Quellen der einzelnen Mirakel, die Durcharbeitung der Wallfahrerliteratur, auf der ja die meisten späteren Erzählungen fußen, und der Hinweis auf die entsprechende Marienmirakel, zu denen die Katharinenmirakel häufig direkte Gegenstücke darstellen. Auch die in Wien beheimatete Himmelfahrt-Tradition gehört hierher. Die ganze Merkwürdigkeit der Verflechtung von Reliquien-, Mirakel- und Legendenwesen im Spätmittelalter tut sich im Kapitel „Europäischer Katharinenkult“ auf. Aber auch die beträchtlichen Nachwirkungen der mittelalterlichen Erzählungen im 16.—18. Jahrhundert werden noch gewissenhaft untersucht. Im Anhang werden 31 Texte, der „Wunderanhang der Katharinenlegende des Bamberger Cod. hist. 154“ geboten, sowie drei Beispiele aus der späteren Mirakelliteratur.

Beziehungen zu Österreich ergeben sich selbstverständlich mehrfach. Besonders merkwürdig ist die durch die Legende des „Mannes von Stoppach“ (S. 211 ff.) gegebene, weil man einen morgenländischen Ort „Scobach“ mit dem niederösterreichischen Dorf Stuppach identifizieren wollte. Möglicherweise spiegelt sich darin eine Heiliglandbeziehung eines Mitgliedes der Grafenfamilie Wurmbbrand. Bei der Legende „Der Graf und das Mädchen“ (S. 271 ff.) wird von einem im Lande Salzburg gelegenen Ort „Wasside“ gesprochen; vielleicht handelt es sich aber doch um eine Verballhornung von „Passau“. Selbst die ungemein sorgfältige Interpretation auch dieser Legende durch Assion kann solche eventuelle lokale Fragen nicht klären. Freilich handelt es sich dabei um Fragen ganz am Rande. Die Legenden selbst werden bis in ihre Einzelzüge hinein mit größter Gewissenhaftigkeit geprüft und ihrem Sinngehalt nach gemustert. Da alles übrigens weit über das Maß einer normalen Doktorarbeit hinaus.

Leopold Schmidt

Hildegard Ohse, Die Wallfahrt Föching im Spiegel der Mirakelbücher (1676—1790). Dissertationsdruck. 392 Seiten, 18 Abb., 4 Karten. München 1969, Kurfürstendruck.

Die genaue Erforschung der altbayerischen Wallfahrten ist mehrere Jahre hindurch von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde aus sehr intensiv gefördert worden. Karl-S. Kramer hat seine dort begonnenen Arbeiten auch noch weitergeführt, als er sich der akademischen Laufbahn widmete. Unter ihm ist auch diese schöne Dissertation begonnen worden, geradezu ein Musterbeispiel für diese Art des Aufarbeitens des gesamten eruierbaren Bestandes an einem Ort. Unter Kretzenbacher hat jetzt die betagte Verfasserin ihre Arbeit abschließen und auch veröffentlichen können.

Die Arbeit ist eine völlig komplette Monographie über die kleine Wallfahrt im Bannkreis von München, an der sich Mirakel- und Votivtafeln erhalten haben, und für die eben in erster Linie auch Mirakelbücher vorliegen, wenn auch nicht alle, die offenbar durch zwei Jahrhunderte hindurch geführt wurden. Dieses Material wertet die Verfasserin nach allen erdenklichen Richtungen aus, von der Geschichte der Wallfahrt und ihrer wechselnden Frequenz bis zum Wallfahrts- und Votivbrauchtum, das sich aus den Mirakelbüchern bis in kleine, sonst kaum feststellbare Züge (etwa Wachszüge um die schmerzenden Glieder, nachmals geopfert) verfolgen läßt. Das ist alles kundig, mit guter Literaturkenntnis aufgearbeitet, im ganzen also ein sehr wertvoller Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde, und in seiner Art sicherlich auch ein Vorbild für ähnliche Monographien, wie sie nicht nur in Bayern gemacht werden sollten.

Leopold Schmidt

Atlas der schweizerischen Volkskunde — Atlas de Folklore suisse. Begründet von Paul Geiger und Richard Weiß, weitergeführt von Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer. Erster Teil, 7. Lieferung. Kommentar S. 537—699, Karten 95 bis 113. Basel 1968 (erschienen 1969). Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde.

Die 6. Lieferung des I. Teiles dieses berühmten Atlas-Werkes ist 1961, noch unter der Leitung von Richard Weiß, erschienen. Als 1963 die 6. Lieferung des II. Teiles erschien, mußte darin der 1962 vorgefallene Bergtod von Weiß mitgeteilt werden. Es erscheint nicht verwunderlich, daß bis zum Erscheinen dieser neuesten Lieferung eine ganze Reihe von Jahren verstreichen mußte. Für die ersten Karten der Lieferung lagen wohl schon Vorarbeiten von Weiß vor, doch mußten sich seine Mitarbeiter erst in die Leitung des Gesamtunternehmens hineinfinden, und außerdem Arnold Niederer, den Nachfolger von Weiß in Zürich, als weiteren Mitarbeiter dazugewinnen.

Das ist nun alles geschehen, die neue Lieferung liegt vor und zeigt an, in welcher Richtung sich die schweizerische Atlasarbeit weiterbewegt. Die Lieferung enthält 4 Karten zum „Grundbesitz der Gemeinde“ und 3 zum „Bäuerlichen Erbrecht“, alle von Weiß noch begonnen, von Niederer nunmehr beendet. 6 Karten beschäftigen sich mit „Älteren Maßen und Gewichten“, von Walter Escher, 3 Karten weisen „Ältere Geldeinheiten“ nach, und die 3 letzten beschäftigen sich mit „Bräuchen beim Kaufabschluß“, alle von Elsbeth Liebl vorgelegt. Es handelt sich um reiche Stoffgebiete, die alle mit Umsicht behandelt sind: Das Weiter-

leben der älteren Längen-, Flächen- und Kubikmaße, der Hohlmaße für Flüssigkeiten, für Getreide, und der Gewichte ist wohl für keine andere Landschaft in Mitteleuropa so genau behandelt worden. Es handelt sich um stark landschaftlich, ja örtlich eingeeengte Erscheinungen, dies ebenso wie bei den „Älteren Geldeinheiten“, deren Fortleben in der Schweiz vermutlich eine größere Rolle spielt als anderswo. Die „Bräuche beim Kaufabschluß“ lassen sich eher mit verwandten, ja gleichen Erscheinungen anderswo, auch bei uns, vergleichen. Formeln beim Viehkauf etwa, der Handschlag, das Angeld, der abschließende Trunk, das waren oder sind noch wohlbekannte Dinge. Die Kommentare von Liebl dazu sind vielleicht etwas knapper gehalten als die von Escher zu den Maßen und Gewichten.

Alle diese Karten und ihre gewissenhaften Kommentare haben sicherlich ihren Wert. Wenn man ihr Erscheinen gerade in der gegenwärtigen Situation der Volkskunde im deutschen Sprachgebiet ins Auge faßt, scheint es sich freilich um ein Bemühen mit Randerscheinungen zu handeln. Es ist so, als wäre die schweizerische Volkskunde, soweit sie sich mit der Atlasarbeit beschäftigt, ein wenig seitab getreten. Das hängt natürlich mit dem langwierigen Aufarbeiten der Stoffe zusammen, die nun einmal, vor jetzt doch schon recht langer Zeit, von den Exploratoren zusammengetragen worden sind, und die man nicht gut liegenlassen kann. Den Gewinn, den auch solche Karten bedeuten, wird man also vermutlich erst später wieder so richtig ermessen können.

Leopold Schmidt

Dagligliv i Danmark i det syttende og attende Aarhundrede (Alltagsleben in Dänemark im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert), Kopenhagen 1969, herausgegeben von Axel Steensberg, Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck.

Nach vierjähriger Pause ist nun ein dritter Band des von Axel Steensberg betreuten Werkes über das Alltagsleben in Dänemark erschienen¹⁾. Wiederum war es das Bestreben des Herausgebers, mit Hilfe einer großen Anzahl von Mitarbeitern — es sind nicht weniger als 19 Fachleute, die 25 Einzelthemen abgehandelt haben — eine möglichst lückenlose Übersicht aller Bereiche des täglichen Lebens zu geben. Glücklicherweise fließen die Quellen für das 17. und 18. Jahrhundert reichlich genug. Es konnten nicht nur Erbschaftsprotokolle, amtliche Berichte, Tagebuchaufzeichnungen, Reiseberichte, Kirchenbucheintragen, Familiengeschichten ausgewertet werden, sondern es sind dem Text auch zahlreiche gut ausgewählte Bildquellen beigegeben, die nicht nur zur Illustration der Einzelkapitel geeignet sind, sondern dem Leser auch einen unmittelbaren Eindruck vom Zeitgeist vermitteln. Gerade am Bildmaterial erweist sich übrigens die Fruchtbarkeit deutsch-dänischer Kulturverflochtenheit, wie sie wesentlich vermittelt wurde durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein, deren königliche Anteile unmitttelbar der dänischen Krone unterstanden.

Gegenüber den beiden vorangehenden Bänden über das 19. und 20. Jahrhundert umfaßt der geographische Raum Dänemarks im Zeitbereich zwischen 1620 und 1720 erheblich mehr. Bis 1658 gehören nicht nur Südschweden mit Schonen, Halland, Blekinge, Bornholm und Bohuslän dazu, sondern auch Norwegen, und schließlich verfügt das Land über eine Reihe kleiner Kolonialbesitzungen in China, Indien und West-

¹⁾ Österr. Zs. f. VK 67 (1964), S. 315—321.

indien. Aber zugleich ereignen sich in diesem Zeitraum nationale Katastrophen infolge militärischer Niederlagen, die Dänemark seine Großmachtstellung im Norden kosten. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Nordischen Krieg reicht die Spanne der kämpferischen Auseinandersetzungen, die zu erheblichen Gebietsverlusten führen. Und die Ergebnisse dieser politischen Entscheidungen wirken sich unmittelbar auf die Bevölkerung aus. Die Dänen müssen nicht nur einen hohen Blutzoll zahlen, sondern ihre Dörfer und Städte auch schwere Zerstörungen hinnehmen, wie zum Beispiel Kopenhagen, das bei der Belagerung von 1657 weitgehend niedergebrannt wird. Dem gemeinen Mann wird so als passivem Geschehnisträger der Hauptteil der Lasten aufgebürdet. Mit solchen Folgen befaßt sich die sog. politische Geschichte nur wenig. Diese Lücke auszufüllen ist seit den letzten drei Jahrzehnten Sache der Sozialgeschichte geworden. Sie sucht, den gesamten historischen Ablauf unter dem Blickwinkel der Sozialität zu ergründen. Ihr geht es um Gleichförmigkeiten alltäglicher Erscheinungen und bedeutungstypische Merkmale zwischenmenschlichen Lebens (Hans Proesler, Hauptwege der Sozialgeschichte, 1951). Aber ist von Steensberg und seinen Mitarbeitern überhaupt solche Zielsetzung beabsichtigt? Wenn man die Kapitelüberschriften liest: Umgangssitten; Feiern und Feste; Kinder und Jugend; Schüler und Studenten; öffentliche Vergnügungen; Zauberei und heimliche Künste; Gottesfurcht; Krieg und Unfrieden; Pest, Plagen und Krankheiten; arm und ausgestoßen; Dorf- und Straßenversammlungen; Ding und Richtstätte; Hexenverfolgungen; in Samt oder Loden; Essen und Trinken; Schnitzen, Bemalen und Staffieren; Stadt und Hof der Bürger; Natur und Landschaft; Ackerbau und Viehbestand; bäuerliche Wohnungen; Leben auf dem Pfarrhof; auf dem Herrenhof; Marktplatz, Markt und Kaufmannshof; Reisebeschwerden; Seemannsleben auf großer Fahrt oder in heimischen Gewässern, dann scheinen hier weniger Strukturanalysen von Verbänden, sozialen Klassen, Gruppen usw. oder Typologisierungen im Vordergrund zu stehen, als vielmehr die Darstellung der Lebensverhältnisse in Haus und Familie, bei Arbeit und Freizeit, kurzum die Einstellung des Menschen zur Natur und Kultur. Hier nähert sich die Konzeption der dänischen Kulturforschung offensichtlich den Intentionen von George Trevelyan, wie er sie in seiner „English Social History“ 1946 zum Ausdruck gebracht hat. Es ist also eine Geschichte des Volkes, wobei die politischen Aspekte im wesentlichen außer acht gelassen werden, ähnlich dem, was in Frankreich Fernand Braudel in seiner Abhandlung „Sur une conception de l'histoire“ (1959) anstrebt.

Man hätte sich nun für die quellenmäßig so fundiert erarbeitete Gesamtdarstellung des dänischen Alltagslebens im 17. und 18. Jahrhundert im Einleitungskapitel aber doch einige Hinweise auf Dominanzen des Volkslebens gewünscht. Der Versuch einer Herausarbeitung von Stereotypen des „Lebensstils“ der Bevölkerung Dänemarks in dieser Zeit und ein Vergleichen mit denen der rivalisierenden Schweden oder auch in Hinsicht auf die ständig von Deutschland ausgehenden Impulse bleibt daher ein Desiderat. Gewiß finden sich Hinweise auf Determinanten des Volkslebens in den Einzelkapiteln, und auch in der Einleitung sind einige Fakten genannt — die Durchlässigkeit der sozialen Grenzen zwischen den Ständen, der Unternehmungsgeist, der zu Entdeckungen und Überseehandel führt, die wichtigen Konsequenzen bei der Wandlung von Nahrungsgewohnheiten, der Fleiß und die Tüchtigkeit des Bürgertums beim Wiederaufbau der Städte, die von den Extremen Angst und

Übermut bestimmte psychische Gestimmtheit des Volkes, die in einem kurzen, hektisch gelebten Dasein Ausdruck findet. — Dies alles sind Ansatzpunkte für die Herausarbeitung der kulturellen Brennpunkte im dänischen Volksleben. Aber Voraussetzung für solche Bemühungen wäre natürlich, daß die regionale Besonderheit einer Volkskultur überhaupt angenommen wird.

Auch der 3. Band von Dagligliv i Danmark hält, was die beiden vorangegangenen auszeichnet: die sorgfältige Ausleuchtung von Lebenszuschnitt und Daseinsbewältigung der breiten Schichten der Bevölkerung. Diese Sammelbände sind das Beste und Umfassendste, was auf diesem Gebiet in Dänemark bisher geleistet worden ist. Man wünscht sich eine ähnliche Aufarbeitung des deutschen Volkslebens der Vergangenheit, eine Hoffnung, die auf Grund der bisherigen Ergebnisse der historischen Volkskunde nicht unerfüllbar sein dürfte.

Kai Detlev Sievers

Rumänische Volksmärchen. Herausgegeben von Felix Karlinger und Ovidiu Birlea. 312 Seiten. Düsseldorf, Verlag Diederichs, 1969. DM 17,50.

Tschechische Volksmärchen. Herausgegeben von Oldřich Sirovátka. 312 Seiten. Düsseldorf, Verlag Euden Diederichs, 1969. DM 17,50.

Die immer mehr anwachsende Sammlung „Märchen der Weltliteratur“, jetzt von Kurt Schier und Felix Karlinger geleitet, legt wieder zwei europäische Bände von großem Interesse auch für uns vor.

Ovidiu Birlea hat 1966 seine dreibändige Sammlung von Neuaufzeichnungen herausgebracht und dadurch die gediegene Grundlage für diese Auswahl geschaffen, die aber von Karlinger mit Proben aus den anderen, zum Teil schon sehr alten rumänischen Märchenaufzeichnungen komplettiert wurde. Der Anteil deutscher Sammler und Übersetzer rumänischer Märchen, von den Brüdern Schott (1845) bis zur Gegenwart ist sehr beträchtlich. Das Nachwort weist mit Recht darauf hin, daß die Aufzeichnungen in der Gegenwart einen anderen „Märchenton“ bringen als die älteren „Buchmärchen“. Für die Stoffe bedeutet dies freilich nicht sehr viel, die östliche Einfärbung der Märchenmotive durch Elemente des ostkirchlichen Christentums wie durch die rumänischen Volksbücher, die ihrerseits wieder aus verschiedensten südöstlichen Quellen gespeist erscheinen, ist den einen wie den anderen Märchenfassungen zu entnehmen. Über die zum Teil vielschichtigen Quellen hat Felix Karlinger in seinem letzten Buch „Einführung in die romanische Volksliteratur“, München 1969, Auskunft gegeben.

Weist der Band rumänischer Märchen also stark auf die Kultur- und Erzählschichten des europäischen Südosten, so machen die von Sirovátka ausgewählten und von Gertrud Oberdorffer vorzüglich übersetzten tschechischen Märchen einen ausgesprochen mitteleuropäischen Eindruck. Obwohl Sirovátka nach Vaclav Tille gewissenhaft alles anmerkt, was dabei eventuell eher östlicher Herkunft sein mag, so ist dies alles offenbar von keiner großen Bedeutung. Wichtiger erscheint denn auch, daß Sirovátka seiner schönen Auswahl, die also ein Gegenstück zu der 1961 von Jaromir Jech vorgelegten ist, eine ausführliche Erläuterung beigibt, die sich vor allem mit dem Erzählstil der Märchen beschäftigt. Er kommt dabei besonders auf die nüchtern-ironische Art zu sprechen, die dem tschechischen Märchen eigen ist, dieses gewisse Unter-

spielen, das die inneren Verbindungen zur tschechischen Persönlichkeitsliteratur verspüren läßt. Sicherlich läßt sich dabei nicht feststellen, wieviel davon aus den Quellen abgelesene Tatsache, und wieviel davon etwa literarisch-politischer Wunsch ist.

Jedenfalls birgt die Auswahl viele gut übersetzte Märchen, Volksbuchnacherzählungen und Schwänke, die man sich hier vor allem auf die Zusammenhänge mit Österreich anschauen sollte. Eine Geschichte wie die vom „Besuch beim Herrn Kaiser“ (Nr. 46) wird man vielleicht gar nicht als Märchen ansprechen können, wohl aber als eine jener Geschichten, die im alten Österreich in gesellschaftlichen und literarischen Zwischenschichten umliefen. Man kann auf die Dauer doch auch in der Märchenforschung nicht daran vorübersehen, daß für das Erzählen im städtisch-literarisch aufgeschlossenen Mitteleuropa andere Verhältnisse gelten als anderswo. Für das Volkslied ist in den letzten Jahren diesbezüglich schon einiges geschehen. Die methodisch nicht weiter vorwärts-getriebene Großstadtvolkskunde hat hier wenigstens auf einem Teilgebiet Anregungen weitergeben können. Für die Erzählforschung müßte ähnlich gearbeitet werden. Gerade bei einer guten und genau kommentierten Sammlung wie der von Sirovátka muß daran wieder erinnert werden.

Leopold Schmidt

Märchen der europäischen Völker. Band 8. Unveröffentlichte Quellen.

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker e. V. 206 Seiten. Münster in Westfalen, 1969. Verlag Aschendorff. DM 19,80.

Der neueste Band dieser merkwürdigen Reihe, von dem inzwischen verstorbenen Georg Hüllen noch vorbereitet, ist in einen bemerkenswerten Umschlag gekleidet. Er zeigt nämlich das „Märchentor“, das der Kunstschmied Alfred Schmidt aus Trappenkamp für den Ostseepark in Heidkate bei Kiel entworfen hat. Eine sehr hübsche, kindertümliche Arbeit mit vielen erkennbaren Märchengestalten.

Ähnlich bunt-vielgestaltig wie dieses „Märchentor“ ist auch der Text des Bandes. Wieder werden Texte in den Originalsprachen und in deutscher Übersetzung geboten. Und zwar Texte aus Belgien (Wallonien), Tschechoslowakei, Spanien (Katalonien), Finnland, Frankreich, Deutschland, England, Italien und Schottland. Besonders bemerkenswert sind die umfangreichen Aufzeichnungen einer „Cendrousette“ (Aschenbrödel) und einer „Persillette“ aus Frankreich von Ariane de Felice, die auch umfangreiche Kommentare zu ihren Aufzeichnungen beigesteuert hat. Die ebenfalls bemerkenswerten deutschen Märchen, die in Eigershausen bei Kassel aus dem Mund einer geflüchteten Brandenburgerin aufgezeichnet wurden, sind dagegen völlig unkommentiert. Unter „Italien“ findet sich auch Südtirol, aber dieser einzige österreichische Beitrag ist kein Märchen, sondern ein von Hans Fink aufgezeichneter Kinderspruch („Es war einmal ein Mann...“). Wieder einmal eine Fehlleistung also. Es ist schon merkwürdig, daß Einsender und Herausgeber dieser an sich doch schönen Reihe in dieser Hinsicht völlig unbelehrbar sind.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1968 — 1970: Sage, Legende, Volksbuch

- Irmgard Achter, Die Stiftskirche St. Peter in Vilich, mit einem Beitrag: Leben und Verehrung der heiligen Adelheid von Vilich, von Jakob Schlafke (= Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Beiheft 12). 344 Seiten, X Tafeln, 248 Abb. Düsseldorf 1968, Rheinland Verlag. 20.415
- Walter Arlt, Sagen und geschichtliche Erzählungen aus Schottwien und Umgebung. 52 Seiten. Pottschach 1966. 20.304
- Peter Assion, Die Mirakel der hl. Katharina von Alexandrien. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur. Diss. 629 Seiten. Heidelberg 1969. 21.067
- Karl Baumgartinger, Das geheimnisvolle Kreuz von Eisenberg (Österreich). 96 Seiten, 1 Farbtafel. Ried i. I. (1968). 20.845
- Hermann Bausinger, Formen der „Volkspoesie“ (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 6). 291 Seiten. Berlin 1968. 20.176
- Ernst Brunner, Seltsame Verpflockungen an Luzerner Bauernhäusern. Ist Gotthelfs „Schwarze Spinne“ immer noch am Leben? (Geschichtsfreund, Bd. 120, 1967, S. 169—177, 11 Abb.) 20.566 SA
- Franz Georg Brustgi, Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland. 191 Seiten. Konstanz 1969. 20.875
- Hans Commedia, Sagen in und um Linz (aus: Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. 21, Linz 1967, 38 Seiten). 20.030 SA
- Bernward Deneke, Zur Tradition der mythologischen Kontinuitätsprämisse. Fragestellungen des 17. und 18. Jahrhunderts bei Jacob Grimm (aus: Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Berlin 1969. S. 47—56).
- Paul Dewalhens, Folklore et Légendes de Tirlémont (aus: Le Folklore Brabançon, Nr. 133, März 1957, S. 56—77). 20.594 SA
- Anton Dörner, St. Wendel in Kult, Kunst, Namen und Wirtschaft von der Saar bis Südtirol (aus: Forschungen und Fortschritte, Bd. 39, Berlin 1965, S. 11—15). 19.995 SA
- P. Hilarius Felder, Die Antoniuswunder nach den älteren Quellen untersucht. 164 Seiten. Paderborn 1933. 20.018
- Sergius Golowin, Götter der Atom-Zeit. Moderne Sagenbildung um Raumschiffe und Sternenmenschen. 128 Seiten. Bern 1967, Francke-Verlag. 20.002
- Elfriede Grabner, Der Zauberer Paracelsus. Theophrastus Paracelsus von Hohenheim im Lichte volkstümlicher Überlieferung (aus: Antaios, Bd. XI, 1969, S. 380—392). 21.092 SA

- Hans Hochenegg, Aus dem Wasser gerettete Gnadenbilder aus dem Engadin (Bündner Monatsblatt, 1968. S. 185—188, 1 Abb. im Text).
21.091 SA
- Heda Jason, About the "Historical" and the "Local" Legends and their Relatives. Santa Monica, 1968, The Rand Corporations. 28 Seiten hektographiert.
20.255 SA
- Adalbert Graf von Keyserlingk, Vergessene Kulturen im Monte Gargano. 198 Seiten, 180 Abb., 12 Farbtafeln. Nürnberg 1968, Verlag Johannes Martin.
20.007
- Maria Kollreider-Hofbauer, Die schönsten Sagen Osttirols in Wort und Bild. 267 Seiten, Abb. im Text. Innsbruck 1968, Verlag Felizian Rauch.
20.441
- Leopold Kretzenbacher, Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. XXIII). 188 Seiten, 11 Tafeln. Klagenfurt 1968.
20.032
- Christine Lauter, Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen. VI und 157 Seiten, 32 Abb. auf Tafeln. Wien 1967. Verlag Notring.
20.103
- Erich von Löjewski, Die Memelhexe. Sagen und wundersame Geschichten aus Ostpreußen. 103 Seiten, Ill. Rendsberg 1956, Verlag Heinrich Möller Söhne.
20.186
- Rudolf Albert Maier, Versuche über Traditionen des „Stoffwerts“ von Tierknochen und traditionellen primitiven „Tierdenkens“ in der Kultur- und Religionsgeschichte. 43 Seiten. München 1969.
21.051
- Angelika Merkelbach-Pink, Volkserzählungen aus Lothringen (= Veröffentlichungen der Gesellschaft zur Pflege des Märchens der europäischen Völker). 252 Seiten. Münster 1967, Verlag Aschendorff.
20.368
- Walter Nigg, Felix und Regula. Aneignung einer Legende. 68 Seiten. Zürich 1967, Verlag Fretz und Wasmuth.
19.973
- Oloph Odénius, Augustinus och gossen vid havét. Motivhistoriska anteckningar kring en malning från Sätra kyrka (aus: Västergötlands fornminneförenings Tidskrift 1969, 34 Seiten, 5 Abb. im Text).
21.145 SA
- Caterina Percoto, Contes du Frioul. Choix, et préface par Gianfranco d'Aronco. Traduction par Martine Lejeune et Dante Bovo. 87 Seiten. Udine 1967.
20.011
- Gaetano Perusini, Exempla e tradizioni popolari nelle prediche di un frate trapanese del seicento (aus: Studi in onore di Carmelina Naselli, Bd. I, 1968, S. 193—233, 1 Tafel).
20.354 SA
- Leander Petzoldt, Volksballade, Sage und Exempel. Zur Stoff- und Überlieferungsgeschichte der Volkserzählung vom „Beläidigten Totenschädel“ (aus: Jahrbuch für Volksliedforschung, Bd. XII, 1967, S. 103—140).
20.259 SA
- Derselbe, AT 470. „Friends in Life and Death.“ Zur Psychologie und Geschichte einer Wundererzählung (aus: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. XIC, Bonn 1968, S. 101—161).
20.915 SA
- Derselbe (Hg.), Vergleichende Sagenforschung (= Wege der Forschung, Bd. CLII), XII und 430 Seiten. Darmstadt 1969, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
20.938
- Karlheinz Schaaf, Sagen und Schwänke aus Oberschwaben. 194 Seiten. Konstanz (1968), Rosgarten Verlag.
20.504

- Friedrich Schattauer, Der Sichelhannes und andere Sagen aus dem Viertel unter dem Wienerwald. 184 Seiten, 1 Karte. Wien 1968, Österr. Agrarverlag. 20.830
- Bernhard Schemmel, Sankt Gertrud in Franken. Sekundäre Legendenbildung an Kultstätten (aus: Würzburger Diözesangesichtsblätter, Bd. 30, 1968, S. 7—153, 17 Abb. auf Tafeln). 21.068
- Rudolf Schenda, Tausend französische Volksbüchlein aus dem neunzehnten Jahrhundert. Versuch einer bibliographischen Auswahl (aus: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. IX, Lfg. 3—5, Sp. 779 bis 952). 20.545
- Leopold Schmidt, Pygmalion in den Alpen (aus: Antaios, Bd. XI, 1969, S. 209—225). 20.885 SA
- Paul-Yves Sébillot, Le Folklore de la Bretagne. I. Les phases de la vie traditionnelle et sociale. II. La mythologie bretonne. L'empire du Diable. Les êtres fantastiques. La sorcellerie. VII und 294 Seiten. Paris 1968, Editions G. P. Maisonneuve et Larose. 20.542
- Traudl Seifert, Heilige in Kunst und Legende. Herausgegeben von J. E. Schuler. 270 Seiten, Farbtafeln. Stuttgart 1965, Schuler Verlag. 20.407
- Paul Selk, Der Tod im Volksglauben und Brauchtum der Landschaft Angeln (aus: Jahrbuch des Angler Heimatvereins 1963, S. 96—125). 21.074 SA
- Ulrich Steinmann, Die Bundschuhsage. Ihre Entstehung im Zusammenhang mit der Kärntner Herzogseinsetzung (ÖZV Bd. XXII/71, 1968, S. 203—217). 20.474 SA
- Alexander Tietz, Wo in den Tälern die Schlote rauchen. Ein Lesebuch. 678 Seiten. Bukarest 1967, Literaturverlag. 20.144
- Walter Weinzierl, Sagen aus Dornbirn. 96 Seiten. Dornbirn 1968, Vorarlberger Verlagsanstalt. 20.851
- Robert Winkler, Volkssagen aus dem Vinschgau. 280 Seiten. Bozen 1968, Verlag Athesia.
- Alfred Wolf, Sagen, Haus- und Geschäftszeichen vom Alsergrund. 17. Sonderausstellung des Heimatmuseums Alsergrund. (= Beiträge zur Heimatkunde des IX. Wiener Gemeindebezirkes, Bd. 4) 88 Seiten, IV Bildtafeln. Wien 1969.
- Herbert Wolf, Die alten Steinkreuze im Landkreis Cham in der Oberpfalz (aus: Der Regenkreis. Heimatkundliche Blätter für das mittlere Regen- und Schwarzwaldgebiet, 1969, Heft 4/5, 26 Seiten, 11 Abb.) 21.093 SA
- Mathias Zender, Die Verehrung des hl. Quirinus in Kirche und Volk. 123 Seiten, 42 Abb. auf Tafeln, 5. Karten. Neuß 1967, Vereinbarung der Heimatfreunde Neuß. 20.152

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
 Alle Rechte vorbehalten
 Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
 Wien 1970

zu Fritz Fahringer †



Heimathaus Fahringer in Pürgg über dem Ennstal, Steiermark

zu H o c h e n e g g, „Zerkratzte“ Marientaler



1. Marientaler von 1766



2. Marientaler von 1785

zwei „zerkratzte“ Marientaler der Sammlung Hochenegg

Ober-Laa, eine dörfliche Stadtrandgemeinde von Wien

Versuch einer volkskundlichen Bestandsaufnahme

(Mit 10 Abbildungen)

Von Klaus Beitzl

Wien hat seine Großstadtvolkskunde. Vor nun schon mehr als dreißig Jahren, 1938, hat Leopold Schmidt im Verein für Geschichte der Stadt Wien seine Gedanken zu einer „Wiener Volkskunde“ vorgetragen. Damit war die Grundlage geschaffen für sein Buch gleichen Titels, in dem 1940 die Problematik einer damals noch in den Anfängen stehenden Großstadtvolkskunde umrissen, vor allem aber für Wien eine erste Gesamtdarstellung seiner vielschichtigen, großstädtischen Volkskultur erarbeitet worden war¹⁾. Das war ein wichtiger Anstoß; allein die Zeitumstände waren nicht dazu angetan, daß diese Ansätze nun auch richtig zum Tragen gekommen wären. So gibt es in Wien, dessen 1,7 Millionen Einwohner immerhin mehr als ein Viertel der Bevölkerung Österreichs ausmachen, bis heute eigentlich keine Stelle oder Institution, die sich der Erforschung der Großstädter unter dem Blickwinkel der Volkskunde zur Hauptaufgabe gestellt hätte; das zuständige städtische Museum beispielsweise verfügt — im Gegensatz etwa zu den Landesmuseen der meisten österreichischen Bundesländer — über keine eigene volkskundliche Abteilung mit einer entsprechenden personellen Ausstattung, obwohl der Fundus des als volkskundlich anzusprechenden Materials sehr bedeutend ist. Wie die von Hubert Kaut vorzüglich erarbeitete Ausstellung „Lied und Volksmusik in Wien“ und der dazugehörige Katalog des Herbstes 1968 zeigten, wird am Historischen Museum der Stadt Wien nach langen Jahren der Abstinenz der Volkskunde nun wieder eine Stimme im vielstimmigen Chor der Wiener Kulturgeschichte eingeräumt²⁾. Diese Wendung und manches andere zeigten, daß während der vergangenen Jahrzehnte die

¹⁾ Leopold Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. (= Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband XVI). Wien 1940.

²⁾ Lied und Volksmusik in Wien (Katalog). Historisches Museum der Stadt Wien. 25. Sonderausstellung 8. Oktober bis 29. Dezember 1968. Bearbeitung der Ausstellung und des Kataloges Hubert Kaut. Wien 1968.

Bestrebungen zur volkskundlichen Erforschung der Großstadtbevölkerung von Wien weitergelaufen sind. Erst unlängst hat wieder Leopold Schmidt im Rahmen des Vereins für Geschichte der Stadt Wien in einer neuen Forschungsübersicht darüber berichtet und auch dargelegt, wie verästelt gegenwärtig die einzelnen Stränge sind, die zu einer Wiener Großstadtvolkskunde führen können³⁾. Von einer einheitlichen oder planmäßigen Forschung kann indes nicht die Rede sein.

Wien hat trotzdem seine Großstadtvolkskunde, müßte man also sagen. Diese Feststellung ist besonders auch deshalb berechtigt, weil der Volkskunde in der sammlerischen Erfassung der volkskulturellen Erscheinungsformen der Großstadt schon sehr viel mehr Hilfe zuteil geworden ist, als gemeinhin bekannt ist. Es braucht hier nicht eigens auf das Österreichische Volksliedwerk verwiesen werden, das in seinem Archiv für Wien und Niederösterreich umfangreiche Aufzeichnungen des volkstümlichen Sing- und Musizergutes aus dem Bereich der Großstadt gesammelt hat und bewahrt; auch kann z. B. das Österreichische Museum für Volkskunde auf einen recht ansehnlichen Ertrag seiner Sammeltätigkeit in Wien verweisen⁴⁾, der gerade in den letzten Jahren auf dem Gebiet des Wiener Vereinslebens eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren hat. Hier liegt also schon aufbereitetes Material vor, dessen wissenschaftliche Auswertung einmal kommen wird. Zu wenig beachtet wurden bisher die Leistungen, die in diesem Zusammenhang von den Heimatmuseen in den einzelnen Wiener Stadtbezirken erbracht worden sind. Die ältesten dieser Bezirksheimatmuseen blicken heute immerhin auf eine fünfzigjährige Geschichte zurück; und ihre Tätigkeit erstreckt sich bereits über 18 Gemeindebezirke von Wien⁵⁾. Nur in vereinzelten Fällen geben gedruckte Kataloge, illustrierte Führer u. dgl. Aufschluß über das Vorhandene. Erst ein gelegentlicher Besuch dieser Wiener Lokalmuseen — es sei hier insbesondere auf die Sammlungen des Floridsdorfer⁶⁾ und Hernalser Heimatmuseums⁷⁾ verwiesen, oder auf das Josefstädter Heimat-

³⁾ Leopold Schmidt, Probleme der Wiener Großstadtvolkskunde (Wiener Geschichtsblätter, 23./83. Jg., 1968, S. 289—298).

⁴⁾ derselbe, Volkskunst der Namenlosen. Wiener Volkskunst aus fünf Jahrhunderten. Salzburg-Stuttgart 1968.

⁵⁾ Hubert Kaut, Die Wiener Bezirksmuseen. (Wiener Geschichtsblätter, 23./83. Jg., 1968, S. 300—301).

⁶⁾ Unser schönes Floridsdorf. Blätter des Floridsdorfer Heimatmuseums. Wien 1967 ff.

⁷⁾ (Franz Zabusch, Franz Münichreiter, Johann Prokesch), Jubiläums-Ausstellung 900 Jahre Hernalser. Offizieller Ausstellungskatalog (= Schriftenreihe des Hernalser Heimatmuseums). Wien ohne Jahr.

muesum mit der von ihm betreuten Sammlung in der „Alten Backstube“ in der Lange Gasse des 8. Bezirkes⁸⁾ — lehrt, wie reich in manchen Fällen die volkskundliche Ernte für den einen oder anderen Stadtbereich bereits ausgefallen ist. Allein die wissenschaftliche Aufarbeitung, die zunächst mit einer volkskundlichen Inventarisierung einzusetzen hätte, steht weitgehend noch aus, so daß der wirkliche Umfang und Quellenwert dieser Sammlungen kaum schon richtig abgeschätzt werden kann⁹⁾.

Die volkskundliche Sammlung und Darstellung in den Wiener Bezirksmuseen sind, soweit man davon eben schon sprechen kann, zumeist dadurch gekennzeichnet, daß sie das „Erbe“ aus der dörflichen Vergangenheit vor allem der Vorstadtbezirke hervorheben und weniger auf den „Neuwuchs“ eingehen, womit hier in der Formulierung von Leopold Schmidt die beiden Kraftfelder umschrieben sind, in die die Erscheinungen der Volkskultur einer Großstadt im besonderen Maß hineingestellt erscheinen¹⁰⁾. In dieser Tendenz der heimatkundlichen Sammlungen findet die Einstellung der frühen Großstadtvolkskunde ihren Niederschlag, die stärker auf die Beobachtung der traditionellen Altschichten ausgerichtet war und auf dieser Ebene besonders die enge Verbindung der einst dörflichen Vorstädte zum bäuerlichen Umland Niederösterreich herausgearbeitet hatte. Das war ein erster methodischer Ansatz, die ständig in Fluß befindlichen Phänomene des volksmäßigen Lebens in der Großstadt zu trennen und auf diese Weise in den Griff zu bekommen. Die Beobachtungen erstreckten sich dabei, wie gesagt, auf die ländlichen Vororte des X. bis XIX. Wiener Gemeindebezirkes außerhalb der ehemaligen Befestigungsanlagen am Gürtel, die seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit Wien und seinen Vorstädten zwischen Bastei und Linienwall zusammengewachsen waren und 1893 dann auch eingemeindet worden sind. Allein das heute noch immer dörfliche Siedlungsbild und der manchmal noch geschlossene Bestand an Dorfhäusern lassen erkennen, wie stark das volkskulturelle Erbe auch nach außen hin noch nachwirkt und was an dörflich-bäuerlichen Elementen in das Großstadtleben Wiens aufgenommen worden ist. Diese geistige Verbundenheit großer Gruppen der Großstadtbevölkerung mit der bäuerlichen Umwelt wurde in den zwanziger Jahren besonders in den For-

⁸⁾ Hubert K a u t und Ludwig S a c k m a u e r, Alte Backstube. Führer durch die Zweigstelle des Josefstädter Heimatmuseums — Kleine Kulturgeschichte des Wiener Bäckerhandwerks. Wien—München 1967. — Das Josefstädter Heimatmuseum. Wien 1948 ff.

⁹⁾ Leopold S c h m i d t, wie Anm. 3, S. 290.

¹⁰⁾ derselbe, wie Anm. 1, S. 12.

schungen von Arthur Haberlandt als ein Wesenszug der Volkskultur Wiens herausgestellt¹¹⁾.

Was hier von der frühen Großstadtvolkskunde geleistet wurde, war gewissermaßen die Aufarbeitung bzw. der Ansatz zu einer Aufarbeitung der Erscheinungen der ersten großen Welle der Verstädterung des 19. und des ersten und zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts aus der Blickrichtung und mit den Methoden der traditionellen, d. h. im wesentlichen auf die Betrachtung der Überlieferungen bäuerlicher Gruppen eingestellten Volkskunde. Diese Leistungen sind heute durchaus anzuerkennen, zumal späterhin die Volkskunde nur vereinzelt und nur zögernd auf die Herausforderung des zweiten Verstädterungsvorganges, der nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt hat und seit dem Zweiten Weltkrieg mit deutlicher Verstärkung und Beschleunigung vor unseren Augen abläuft, geantwortet hat. Allein das sichtbare räumliche Ausgreifen der Großstadt auf einen breiten Ring von Randgemeinden besonders im Norden und Süden von Wien, die Umwandlung großer Teile der alten Agrarlandschaft zur Stadtlandschaft läßt den Umfang des ganzen Prozesses erkennen und das Ausmaß seiner sozialen und kulturellen Implikationen erahnen, die von verschiedenen Seiten her längst Gegenstand wissenschaftlicher Erfassung und Ergründung sind oder es zumindest sein sollten. Auf diesem Gebiet ist die Volkskunde, was Wien betrifft, sicherlich von den Arbeiten der Wiener Schule der Siedlungs- und Sozialgeographie in den letzten zwei Jahrzehnten distanziert worden¹²⁾. In einer solchen Situation, die vielleicht einmal einer eingehenderen Überprüfung zu unterziehen wäre, geht es vor allem darum, innerhalb des gesteckten organisatorischen und auch materiellen Rahmens Möglichkeiten für die Weiterführung der Arbeiten auf dem Gebiet der Wiener Großstadtvolkskunde zu erkennen und auch zu nutzen. Die Initiative einzelner und der Zufall können hierbei wirksam werden.

So wurde im Jahr 1968 vom 18. bis 26. Mai in der Volksschule Oberlaa im X. Bezirk am äußersten Südostrand von Wien eine „Heimatkundliche Ausstellung“ gezeigt, die neben Zeugnissen zur Ortsgeschichte im engeren Sinn eine recht ansehnliche

¹¹⁾ Arthur Haberlandt, Volkstümliches aus Großwien. Ein Winterbrauch aus Neustift am Walde. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 28, 1923, S. 1—3).

derselbe, Volkskunde von Wien, Niederösterreich und Burgenland. In: Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur. Hg. von Michael Haberlandt (Wien 1928, S. 258).

¹²⁾ Erwähnt sei hier nur die Arbeit von Gustav Holzmann, Die Verstädterung des Marchfeldes. Eine siedlungs- und sozialgeographische Untersuchung. Wien 1959.

Zahl von volkskundlichen Objekten enthielt, die eigens für diesen Zweck im Ort zusammengetragen worden waren. Urheberin dieser Ausstellung war die Leiterin der Volksschule Oberlaa, Frau Direktor Hertha Fischer, die mit dieser Veranstaltung ausgesprochen lokalen Charakters einen Beitrag zu den Wiener Festwochen 1968 geleistet hatte. Bekanntlich treten während der Festwochen die einzelnen Wiener Gemeindebezirke Jahr für Jahr mit eigenen Bezirksprogrammen hervor. Das war gewissermaßen der äußere Anlaß für die Ausstellung, deren Sinn jedoch darin lag, vor allem den Schulkindern Anschauungsstoff für den Heimatkundeunterricht zu bieten, auf den an den Wiener Volksschulen erfreulich viel Sorgfalt verwendet wird. Überdies war der Gedanke richtig, anlässlich der Ausstellung, die durchwegs aus Leihgaben der Bevölkerung von Oberlaa bestritten worden war, überhaupt auf den Wert des volkskundlichen Sammelns hinzuweisen und unter Umständen auch verfügbare Objekte dem bereits bestehenden, im Augenblick jedoch nicht zugänglichen Heimatmuseum des X. Bezirkes, dem Favoritner Bezirksmuseum, zuzuführen.

Es ging in der Ausstellung den Veranstaltern also darum, die Geschichte und alte dörfliche Eigenart der bis vor beinahe achtzig Jahren selbständigen Ortsgemeinde Oberlaa darzustellen, wobei es freilich an Ausblicken auf neue Entwicklungen nicht fehlte. Die Situation um die Jahrhundertwende, wie sie durch die Ausstellungsobjekte im wesentlichen dokumentiert worden ist, bietet sich gemäß der Schilderung in der „Topographie von Niederösterreich“ folgendermaßen dar¹³⁾:

„Die Ortsgemeinde umfaßt noch das Dorf Rustenfeld, zusammen mit 12,98 km², und stößt nördlich an den X. Bezirk von Wien, westlich bildete die Grenze des Gerichtsbezirkes Hietzing die Scheide, südlich grenzen Rothneusiedl, Leopoldsdorf und Unter-Laa, östlich Kledering und Schwechat an. Das Terrain gehört zum Gebiete des großen Wiener Beckens, hebt sich aber im Bereich der Gemeinde südlich vom Arsenal zu dem Rücken des Laaerberges (256 m), dessen früher ausgedehntes Gehölz, bis ins laufende Jahrhundert ein Schlupfwinkel räuberischen Gesindels, nun bis auf kleine Reste ausgerodet sind. Der Liesingbach durchfließt Ort und Gebiet. Den Boden nehmen Felder und mäßige Flächen Weinlandes ein, beide aber treten vor den Ziegelwerken zurück, in welchen die unerschöpflichen Lager vortrefflichen Thons für den Bedarf der Großstadt abgebaut und gebrannt werden. Neben mehreren Ziegeleien

¹³⁾ Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 4. Band: K und L. (= Topographie von Niederösterreich, hg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 5. Band). Wien 1903. Sp. 600.

von Privaten hat auch die Wienerberger Ziegelfabrik und Baugesellschaft (vordem Ritter von Drasche) ausgedehnte Werke. In diesen finden neben einer großen Anzahl zugezogener Arbeiter, auch viele Einheimische Beschäftigung, woneben sie auch Gemüsezuucht treiben und die Waren auf die Märkte nach Wien bringen. Die bei Penzing von der Westbahn abzweigende Verbindungsbahn durchschneidet das Gebiet und kreuzt sich mit dem Bahnflügel nach Bruck an der Leitha.“

Mit der Eingemeindung der Gebietsteile Inzersdorf und Oberlaa in den Wiener Bezirk Favoriten im Jahr 1890 wurde für diese Stadtrandgemeinden eine neue Entwicklung eingeleitet¹⁴⁾, die vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet bedeutende Veränderungen mit sich brachte. So hat beispielsweise der in Ober- und Unterlaa erwähnte Weinbau, der in Urkunden bereits im 15. und 16. Jahrhundert genannt¹⁵⁾ und von Sixsey in seinem Land-Compass aus dem Jahr 1673 unter den „mittleren“ Weingegenden angeführt wird¹⁶⁾, heute fast zu bestehen aufgehört. Auch die Viehhaltung als Bestandteil der alten dörflichen Wirtschaftsweise, wie sie etwa im Banntaiding des kaiserlichen Vicedomantes über Laa im Jahr 1528 bestimmten Regelungen betreffend den „Viechherter“, „Das viech on schaden zu halten“ und „Das kain frembder auf die waid traiben solle“ unterworfen worden war, ist heute gleichfalls abgekommen. Nur der Ackerbau wird noch von einzelnen, weitgehend technisierten Betrieben fortgeführt.

Diese grundlegenden Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur vermochten bisher jedoch nicht, das äußere Erscheinungsbild der alten Dorfsiedlung am Großstadtrand wesentlich umzugestalten. Vielmehr blieb der traditionelle Habitus eines ostniederösterreichischen Dorfes, wie er in der Zeit nach den Türkenkriegen geprägt worden ist, weitgehend bewahrt. Die noch einheitliche Straßendorfanlage mit angerartiger Verbauung und meist ebenerdigen, vereinzelt auch noch mit barocken Volutengiebeln ausgestatteten Haken-, Dreiseit- und Zwerchhöfen wird beherrscht von der stattlichen Pfarrkirche zum hl. Ägid, die nach der Zerstörung von 1683

¹⁴⁾ Favoriten. Ein Heimatbuch des 10. Wiener Gemeindebezirkes. Verfaßt von einer Lehrerergemeinschaft, Schriftleitung Klemens D o r n. Wien 1928.

¹⁵⁾ Ein Banntaiding aus dem Jahr 1413 erwähnt die Rechte des Zisterzienserinnenklosters St. Niklas in Wien auf die Weingärten zu Laa. Der nicht unbeträchtliche Besitz wurde nach Aufhebung des Frauenklosters durch Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1535 dem Stift St. Dorothea zu Wien übertragen (Topographie von Niederösterreich, wie Anm. 13, Sp. 601). — Erwähnung der „Weingarthueter“ im Banntaiding des kaiserlichen Vicedomantes über Laa vom 21. Dezember 1528 (Favoriten, wie Anm. 14, S. 27).

¹⁶⁾ Topographie von Niederösterreich, wie Anm. 13, Sp. 604.

in den Jahren 1744—46 neu erbaut worden ist¹⁷⁾). In der Kirche selbst erinnert der rechte, dem hl. Sebastian geweihte Hochaltar mit einem Bild von Johann Zimbal aus dem Jahr 1749 an die Oberlaaer Sebastiansbruderschaft, in deren Hände die feierliche Gestaltung des seit dem Pestjahr 1679 alljährlich begangenen Sebastiansfestes gelegt war¹⁸⁾). Das Ortsbild von Oberlaa mit seinem noch geschlossenen Siedlungs- und Hausbestand verrät somit einen gewissen Konservativismus, der — fernab von jeglicher pflegerischen Maßnahme — wohl aus der Lage der alten Siedlung zu verstehen ist. Denn Oberlaa ist bis heute vom zusammenhängenden Wiener Stadtgebiet durch die breite Freilandzone und Geländestufe des Wiener- und Laaerberges, die nur von den mächtigen Abbaustätten der Wienerberger Ziegeleien durchsetzt ist, abgeriegelt geblieben, was offensichtlich einem breiten Übergreifen städtischer Ansiedlungen und Bauweise entgegengestanden ist.

Hier stellt sich nun die Frage, in welchem Ausmaß auch bewegliches Überlieferungsgut erhalten geblieben ist, das der Großstadtvolkskunde bei der Erfassung des „Erbes“ als Forschungsgrundlage dienen kann. Bisher war aus den südöstlichsten Randgebieten von Wien diesbezüglich nichts bekannt, und so bleibt es das Verdienst der Schulleitung in Oberlaa, einmal den Versuch einer gegenständlichen Dokumentation der älteren Volkskultur unternommen zu haben. Fürs erste gelang es tatsächlich, durch einzelne mehr oder minder umfangreiche Objektgruppen die wichtigsten Aspekte der noch dörflichen Arbeits- und Lebensweise, wie sie weiter oben wenigstens skizziert werden konnten, zu veranschaulichen. Wie die Gliederung des nachfolgenden Verzeichnisses der volkskundlichen Ausstellungsstücke zeigt, konnten neben dem historischen Weinbau auch die bäuerliche Viehhaltung und Ackerwirtschaft hinlänglich bezeugt werden; zudem wurden mancherlei häusliches Arbeitsgerät und Beispiele für das ältere Wohnwesen beigebracht.

Am stärksten freilich sind jene Objekte vertreten, die sich auf den früheren Weinbau in Oberlaa beziehen. Neben den eigentlichen Hauer- und Kellergeräten, die sich bei weiteren Nachforschungen sicherlich noch in der einen oder anderen Richtung vervollständigen ließen, fällt den Werkzeugen und Erzeugnissen des mit dem Weinbau eng verknüpften Binderhandwerks ein besonderes Gewicht zu. Die Bearbeiter der Ausstellung konnten diesbezüglich auf die gesamte — freilich nicht mehr ganz vollständige — Werkstättenaus-

¹⁷⁾ Die Kunstdenkmäler Österreichs: Wien. Von Justus Schmidt und Hans Tietze. Neubearbeitet von Anton Macku und Erwin Neumann. 3., neubearbeitete Auflage (= Dehio-Handbuch). Wien—München 1954. S. 150—151.

¹⁸⁾ Topographie von Niederösterreich, wie Anm. 13, Sp. 604.

rüstung von Johann Trunk, Binderei und Faßhandlung in Oberlaa, zurückgreifen. Jedenfalls sind durch diesen Werkzeugbestand fast alle Arbeitsvorgänge bei der Herstellung eines Holzfasses gerätemäßig belegt¹⁹⁾. Bei den Bindereierzeugnissen von Josef Kunst in Oberlaa handelt es sich durchwegs um neuere Arbeiten der handwerklichen Gebrauchskunst, in denen jedoch noch die lokale handwerkliche Tradition weiterlebt. Die nächste Gruppe, das bäuerliche Arbeitsgerät, tritt dagegen zahlenmäßig zurück. Es handelt sich hierbei fast durchwegs um Gegenstände vom ehemaligen Hof der Bauern Windisch in Oberlaa. Hervorzuheben sind die Holzjoche und anderes Gerät, das zum Fahrwesen gehört; weiters bildet das Schnitt- und Erntegerät einschließlich der aus Halmen verschiedener Getreidearten zusammengebundenen Erntekrone eine geschlossene Gerätegruppe. Auf die frühere Gewinnung und Verarbeitung von pflanzlichen und tierischen Textilfasern deuten die häuslichen Arbeitsgeräte wie Flachsbrechel, Hechel und Spinnrad hin, die in mehreren Exemplaren vertreten sind. Außer einer rotkarierten Männerjacke konnten trachtenmäßige Kleidungsstücke bisher nicht festgestellt werden. Mit einer Kinderwiege und einem Stuhl ist das Thema des älteren Wohnwesens wohl ange schnitten, aber noch keineswegs repräsentativ erfaßt. Etwas besser ist es um die übrigen Gerätschaften, Behälter und Gefäße der häuslichen Wirtschaft bestellt; sie werden hier verzeichnet. Mit der Holzplastik des hl. Antonius von Padua, die einst als Hauszeichen in einer Nische des heute abgerissenen Windmühlhofes in Oberlaa gestanden hat, konnte in der Ausstellung das Kapitel der Volksfrömmigkeit und religiösen Volkskunst gleichfalls angeschnitten, aber keineswegs schon ausgeführt werden.

Die heimatkundliche Ausstellung des Jahres 1968 in Oberlaa war ein verdienstvoller Anfang. Die Direktion des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien hat es für richtig und notwendig befunden, die Leistung der Initiatoren dieser Ausstellung auch für die wissenschaftliche Volkskunde nutzbar zu machen. Ihre Beamten haben die Inventarisierung und photographische Aufnahme des volkskundlichen Teiles der Ausstellung durchgeführt, bevor noch die einzelnen Gegenstände an die privaten Leihgeber zurückgegeben werden mußten und damit wieder schwer zugänglich geworden sind²⁰⁾. Die Ergebnisse dieser Inventarisierungsarbeiten werden im nachfolgenden Verzeichnis vorgelegt.

¹⁹⁾ Helene Grunn, Faßbinder, Faßboden. *Handwerk und Kunst* (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 3). Wien 1968. S. 15—25 (Vom Bau des Fasses), S. 31—35 (Vom Arbeitsgerät der Faßbinder).

²⁰⁾ Die Inventarisierung der Objekte führte Verf. durch, die photographischen Aufnahmen besorgte akad. Restaurator Martin Kupf.

Verzeichnis der volkskundlichen Gegenstände in der „Heimatkundlichen Ausstellung“ in Oberlaa (18. bis 26. Mai 1968)

Faßbinderwerkzeug

Aus der Werkstatt von Johann Trunk, Binderei und Faßhandlung, Wien-Oberlaa, August Kronbergergasse 6.

1. **Schnitzbank.** Weichholz, teilweise Buche. Sitzbrett auf vier eingezapften und gespreizten Füßen; Zwinge aus einem gekrümmten Holzblock gearbeitet, vorne von einem Brett abgestützt, hinten mit Holzzapfen befestigt; Kopf etwa pyramidenstumpfförmig; schmales Trittbrett; Eisenbolzen für zwei verschiedene Einstellungen des Kopfes. L. 199 cm.
2. **Ablagegestell für Ziehmesser.** Aus Weichholzbrettern zusammengefügt: rechteckige, offene Kiste als Basis; die hochgezogenen Seitenteile verschmälern sich nach oben, wo sie von einem liegenden Brettchen zusammengehalten werden; in der Vorderkante der Seitenwände sind fünf paarweise Einschnitte angebracht, in die die Ziehmesser eingelegt werden können. H. 76 cm, B. 37 cm. (Abb. 10)
- 3.—9. Dazu zwei gerade, zwei konkav und ein konvex gekrümmtes Ziehmesser sowie zwei Spaltmesser. Stahlklingen in hölzernen, handgerecht geformten Heften.
10. **Ziehmesser.** Gußeiserner Rahmen, Schraubvorrichtung zum Auswechseln der schmalen Klinge. Handhaben aus Holz. Industrielles Erzeugnis. L. 43 cm.
12. **Binderhobel, „Blöchl“.** Nußholz. Zwei doppelhändige Griffholme in je eine Schwalbenschwanznut ober- und unterhalb des Maules in die Oberseite eingelassen (der untere Griff fehlt). Maul etwa herzförmig ausgeschnitten und mit eingekerbten, gegenständigen Schneckenlinien verziert. An den beiden Längsseiten Punzdekor: zwei von Bogenstäben eingefasste Längsfelder, die von mehreren Bogenpyramiden mit aufgesetzter Sternpunze unterteilt werden; beidseitig bezeichnet mit den Besitzerinitialen „P H“ und der Jahreszahl „MDCCLXXXII“.
12. **Gerbhobel, „Gabhobel“,** zur Bearbeitung der Innenseite der Faßdauben. Eiche, einfache längsrechteckige Form; Unterseite längsrund mit vorstehender Nase. L. 19 cm, B. 7 cm, H. 5,5 cm.
13. **Stoßbank zum „Lenken“** der Daube, das heißt zum Ziehen der Fuge. Massives Eichenholz. Kopfende profiliert ausgeschnitten, ebenso ist der Rand des Maules konturiert ausgeschnitten und abgefast; auf dem Keil Ritz- und Punzdekor: zwei fünfstrahlige Sternblüten über geriffeltem Bogen, vier Sternpunzen, drei gleiche eingelassene Herstellermarken (unleserlich). Dazu ein aus Brettern gefügter, dreieckiger Aufsatzbock und zwei gedrehte Füße zum Einsetzen in die in der Oberseite der Stoßbank befindlichen Löcher. L. 160 cm, B. 20 cm, H. 15 cm.
14. **Model, für das Anschneiden der Fugenrichtung.** Holz. Gekrümmte Schiene, im Winkel der Fugenrichtung angesetzter rechteckiger Schenkel; Aufhängeloch. L. 38,5 cm.
15. **Model, wie Kat. Nr. 14.** Holz. L. 33,5 cm.
16. **Stangenzirkel, „Bauchriß“.** Kopfreißlatte zur Feststellung und zum Anreißen der Daubenmitte. Nußholz. Stange mit flachrechteckigem Querschnitt, am oberen Ende fest eingesetzte Nadel, am

- unteren Ende verschieb- und mit einem Keil arretierbarer Schenkel mit Reißnadel. L. 84,5 cm.
17. Stangenzirkel, ähnlich Kat. Nr. 16. Weichholz, Stange mit quadratischem Querschnitt, am oberen Ende fester Schenkel, am unteren Ende Laufschenkel, jeweils mit Nadeln. L. 83 cm.
 18. Streichmaß. Holz. Zwei parallel verstellbare Vierkantstäbe mit Reißnadeln in Zwinde mit Flügelschraube. L. 24 cm.
 19. Binderzirkel. Holz. Gleichschenkeliger Reißzirkel mit langen geschmiedeten Eisenspitzen; eingesetzter Führungsbogen. L. 58 cm.
 20. Reißzirkel. Eisen. Schenkel im oberen Viertel vierkantig, unten rund; aufgenietete Führungsschiene im Umfang eines Viertelbogens. L. 40 cm.
 21. Reißzirkel. Eisen. Vierkantige Schenkel. L. 24 cm.
 22. Schmiedeamboß. Gußeisen. Schwerer Amboß in der üblichen zweiseitig ausladenden Form. L. 40 cm, H. 23 cm.
 23. Gegenhalter für Rundkopfnieten. Schmiedeeisen. Prismatischer Block mit quadratischem Querschnitt; in zwei Längsseiten eine und zwei runde Eintiefungen. L. 13 cm, H. 4 cm.
 - 24.—26. Aufsetzen einer Faßdaube mit einer eisernen Schraubzwinde auf einen Setzreifen aus einem vernieteten Eisenband. L. (der Daube) 84 cm, Dm. (des Faßreifens) 53 cm.
 27. Kloben. Holz mit Eisenbeschlag. Runder Kloben, oberes Ende verstärkt und mit einer Flügelschraube versehen, unten Scharnier. L. 16 cm.
 28. Faßzug zum Biegen der Dauben zum Faß. Hartholz. Bestehend aus Rahmen, Spindel mit zweiflügeliger Handhabe und Laufblock, in dem das schwere Hanfseil verankert ist. L. 85 cm, B. 52 cm.
 29. Reifenzieher. Hartholz, eiserne beweglichen Greifbacke. L. 37 cm.
 30. Treibhammer. Eisen mit Holzstiel. L. 35 cm.
 31. Treibhammer. Eisen mit eingesetztem Holzkern, Holzstiel. L. 34 cm.
 - 32.—34. Drei Fäustl zum Antreiben der hölzernen Faßreifen. Eiche.
 35. Kimmhobel zum Ausarbeiten des Daubeneinschnittes für den Faßboden. Laubholz. Gargelkopf aus Holz mit drei Stahlmessern (Vorschneider und Ausräumer); das leicht trapezförmige Laufbrett ist durch drei verstellbare Spindeln mit dem Gargelkopf verbunden und verstellbar. Laufbrett außen mit Ritz- und Punzdekor versehen: Randleiste aus Rundbogen- sowie Sternpunzen; in der Mitte Inschriftband mit den Initialen „G. V.“ und der Jahreszahl „1778“, eingefast von gepunzten Bogenleisten mit Girlandengehängen. L. 14 cm, B. 20,5 cm.
 36. Kimmhobel. Beschreibung ähnlich Kat. Nr. 35. Laufbrett außen mit Kerbschnitt- und Punzdekor versehen: in der Mitte großer, ausgehobelter sieben teiliger Blattsproß, dessen Blätter unten schneckenförmig eingerollt sind; am oberen und unteren Rand zu Pyramiden angeordnete Rundbogenpunzen, darüber jeweils eine Sternpunze; Inschriftstreifen: Initialen „... Ö“ und Jahreszahl „1839“. Außenseite des Gargelkopfes und Maul gleichfalls mit Rundbogenpunzen und eingeschnittener Ranke verziert. H. 16,5 cm, L. 22 cm. (Abb. 6)
 37. Kimmhobel. Beschr. ähnlich Kat. Nr. 35. Außenseite des Laufbrettes am Rand von einer Leiste geriffelter Rundbogenpunzen eingefast, ebenso der Inschriftstreifen in der Mitte mit den Initialen „P C“ und der Jahreszahl „1881“. H. 11,5 cm, L. 14 cm.

38. **Kim m h o b e l.** Beschr. ähnlich Kat. Nr. 35. Die drei Messer mit den dazugehörigen Keilen fehlen. Die Kante des Gargelkopfes ist mit einer Messingschiene armiert. Unverziert, datiert „1888“. H. 12 cm, B. 12,5 cm.
39. **Kim m h o b e l.** Beschr. ähnlich Kat. Nr. 35. Nußholz. Außenseite des Laufbrettes flächenfüllend mit flacher Reliefschnitzerei verziert: geflügelter Amor mit verschränkten Armen auf gepunztem Hintergrund, darüber eine hochgezogene Draperie mit Quaste in der Mitte; profilierte Umrahmung. Spätes 18. Jahrhundert. H. 15 cm, L. 18,5 cm. (Abb. 7)
40. **Kim m h o b e l.** Beschr. ähnl. Kat. Nr. 35. Kante des Gargelkopfes mit Messingschiene versehen. An der Außenseite des Laufbrettes Kerbschnitt- und Punzdekor: in der Mitte großer siebenteiliger Blattsproß, flankiert von je einer Pyramide aus geriffelten Rundbogenpunzen; am oberen Rand zu zwei stilisierten Weintrauben angeordnete Ringpunzen; Inschriftstreifen mit den Initialen „I N“. 18./19. Jahrhundert. H. 12 cm, L. 13 cm.
41. **Kim m h o b e l.** Beschr. ähnlich Kat. Nr. 35. Gargelkopf mit zwei Messern aus gußeisernem Block mit Fabrikationsmarke. Laufbrett unverziert. Fabrikserzeugnis 19. Jahrhundert. H. 13 cm, L. 15 cm.
42. **K r a n z h o b e l.** Hartholz. Leicht längsgekrümmter Hobelkasten mit breitem Eisen und aufgesetzter Nase. Seitlich an den Hobel angesetzt ein langer, gerader Schenkel mit zahlreichen Löchern zum Einsetzen des Hobels in der Faßbodenmitte. L. 52 cm.
43. **B r a h m s c h n i t t h o b e l** zum Bearbeiten des Randes vom Faßboden. Hartholz. Beschr. ähnlich Kat. Nr. 42. L. (Hobel) 15 cm, L. (Schenkel mit Hobel) 50 cm.
44. **B r a h m s c h n i t t h o b e l.** Beschr. ähnlich Kat. Nr. 42. Unterseite des Hobels weist ein vierfach gerilltes Profil auf (mit dem Hobel werden die konzentrischen Zierringe auf den Faßboden aufgearbeitet). Schenkel aus Holz. L. 72 cm.
45. **S p u n d l o c h b ö h r e r.** Eisen. Dorn mit eingesetztem und seitlich verstellbarem Messer, das durch einen Eisenkeil befestigt wird. Griff aus Holz. L. 28,5 cm.
46. **A u s r e i b e r** für das konische Spundloch. Eisen. Konus innen hohl, Schlitz mit eingesetztem Messer. Zweiflügeliger Griff aus Holz. L. 25,5 cm.
47. **F a ß t ü r s ä g e.** Hohe Spannsäge aus Holz mit schmalem, feingezähntem Stahlblatt. H. 67 cm, L. 68 cm.
48. **E i m e r m e ß s t a b** zum Eichen des Fasses. Vierkantiger Hartholzmeßstab mit Beschlag und eingelegten Teilungsstrichen aus Messing. Geteilt, beide Hälften sind zusammenschraubbar. L. 151 cm.
49. **A u s z ü g e l** zum Ausheben des Faßbodens. Schmiedeeisen. Flach-eisen, unten zu einer breiten zweizinkigen Gabel ausgeschmiedet; die Enden oben und unten sind hakenförmig umgebogen, die Kanten des Schaftes weisen zu beiden Seiten schräge Ausnehmungen auf. L. 37 cm.

Neue Faßbindererzeugnisse

von Josef Kunst, Ober-Laa, Obere Straße 87/3/8.

50. **T i s c h f ä ß c h e n** mit Gestell. Eichenholz, geschnitzt. Hochovales Fäßchen mit vier Eisenreifen; Reliefschnitzerei am Boden: Weintraube mit Laub über Mauerwerk mit Faßtür, Initialen „O L“. Stol-

- lenuntersatz mit vier Füßen, Vorderseite beschnitzt: Andeutung von Ziegelmauerwerk mit der Jahreszahl „1959“. H. 33 cm. (Abb. 3)
51. **Standfäßchen.** Eichenholz. Aus Dauben gefügt, vier Eisenreifen. Stehendes gebauchtes Fäßchen auf ovalem Grundriß, oben offen. Zwei Dauben sind als Handgriffe über den oberen Rand des Faßes hochgezogen. Am Boden bezeichnet: „Josef Kunst, Ober-Laaerstraße 87/3/8.“ H. 41 cm.
 52. **Bierkrug.** Eichenholz, aus Dauben gefügt, Kupferreifen und -armierung. Bauchiger Deckelkrug in Fäßchenform mit seitlich aufgeschraubtem Henkel. H. 25 cm.
 53. **Salzfaß.** Eichen- und Nußholz, aus abwechselnd hellen und dunklen Dauben gefügt, vier Kupferreifen. Fäßchenform, oben offen; seitlich an dem obersten und untersten Reifen angebrachter Henkel. H. 16 cm.

Weinbau- und Kellergerät

54. **Weinbutte.** Weichholz, aus Dauben zusammengefügt, drei Eisenreifen. Konisches Gefäß auf etwa halbkreisförmigem Grundriß, Rückwand stufig hochgezogen; Traggurten. H. 72 cm, B. 50 cm (Abb. 8)
55. **Hauerhackl.** Eisen. Zweischenklig Hacke mit einer gekrümmten horizontalen Schneide und einem stumpfen Ende; mit Tülle auf einem Haselstock aufgesetzt. L. 97 cm. (Abb. 8)
56. **Kleines Hackl,** bezeichnet als Weinsteinhacke, wohl aber von einem Hauerhackl wie Kat. Nr. 55. Schmiedeeisen. Zweischenklig; auf der einen Seite breite, halbkreisförmig gekrümmte horizontale Schneide, auf der anderen Seite stumpfes, vierkantiges Ende; in der Mitte Loch zum Aufsetzen auf einen Stiel. L. 13 cm.
57. **Weinheber** aus einem Flaschenkürbis. Blasenförmiger Körper mit langem geraden Hals. L. 84 cm.
- 58.—59. **Kellerleuchten.** Schmiedeeisen. Kerzenleuchter zum Einstecken in die Kellerwand. Klemmen mit runder Tropfzasse auf Einsteckdorn aufgenietet, Heft aus Holz. L. 22 cm.
60. **Weinkrug.** Weichholz, gebunden, drei Eisenreifen. Konische Form, seitlicher Henkel an eine Daube angeschnitzt. H. 34 cm, Dm. 22 cm.
61. **Weinkrug.** Braunes Steingut. Henkelkrug mit kugeligem Bauch auf hohem Standfuß; schmaler, hoher Kragen mit dreieckigem Ausgußschnabel. Bauch flächenfüllend mit mehreren Reihen kleiner eingedrückter Striche verziert. H. 33 cm.
62. **Aquarell**, „Heuriger“, signiert und datiert von Paul Pascini, 1954. Wasserfarben auf Papier, gerahmt. Innenansicht eines Hofes mit drei Tischen und Bänken, fünf Heurigengästen in bäuerlicher und vorstädtischer Arbeitskleidung, Schankmädchen mit weißem Kopftuch und Schürze. H. 30 cm, B. 45 cm. (Abb. 1)

Bäuerliches Arbeitsgerät

aus dem Hof des Bauern Windisch in Ober-Laa.

63. **Häufelpflug,** wohl für die Weinbergarbeit. Hölzerner Grindel mit Eisenbeschlag, Radbock mit Holzspeichen und Eisenreifen, eiserne Sohle und Schar, Doppelsterz.
64. **Doppelstirnloch.** Buche, unverziert. Enden hakenförmig aufgebogen, Loch für den Jochnagel mit Eisenblechbeschlag versehen. L. 135 cm, H. 13 cm.

65. Halsjoch. Hartholz, Vorderseite des Jochbogens mit Schuppenschnittleisten verziert. Der in den Jochbogen eingesetzte und verstellbare Halsring besteht aus drei Teilen und wird unten durch einen mit zwei Zapfen befestigten Riegel abgeschlossen. Die beiden Enden des Joches weisen Eisenbeschlag mit je einem Haken auf. H. 57 cm, B. 45 cm.
66. Peitsche. Hölzerner Geißelstock; zweisträngige, mehrfach geknüpfte Lederschnur. L. 93 cm.
67. Wagenlaterne. Eisenblech mit Glimmerscheiben. Form eines dreiseitigen Prismas. Aufhängekette. H. 19 cm.
68. Stallaterne. Hartholz, verglast. Form eines vierseitigen Prismas; aus vier Eckpfosten, einem Boden- und einem Deckbrett zusammengesetzt; über dem Abzugsloch im Deckel aufgenagelter Blechbogen und Tragbügel. H. 44 cm, B. 20,5 cm.
69. Futtertrog für Pferde zum Anhängen an die Wagendeichsel. Holz, bemalt, mit Eisenbeschlag. Rechteckiger Trog mit abgeschrägter Wandung, quer über die Mitte verlaufender Eisenbügel mit Aufhänger. Außen aufgemalt schwarz auf weißem Grund: Besitzerinitialen „M. R.“ und Jahreszahl „1875“. L. 70 cm, H. 20 cm, T. 40 cm.
70. Dengelstock. Holz mit Eisenbeschlag. An der Rundsäule mit Dengeleisen ist das Sitzbrett mit zwei eingezapften Füßen befestigt. L. 54 cm, H. 59 cm. (Abb. 4)
71. Dengelhammer. Eisen mit Holzstiel. Doppelseitiger Hammer mit schmalen Schlagkanten und hohem Rist; am unteren Ende des Griffes Schnurschlaufe. L. 21 cm. (Abb. 4)
72. Wetzsteinkumpf. Gekrümmtes Rinderhorn. (Abb. 4)
73. Sichel. Eisen. Etwa im Viertelkreis gekrümmte Klinge mit glatter Schneide, Heft aus Holz gedreht. L. 25 cm.
74. Getreidesense. Hartholz. Leicht geschwungener Wurf mit hakenförmiger Handhabe; an zwei seitlich ausladenden, außen mit einem Holzspan verbundenen Stegen ist der dreizinkige Korb angebracht. Das Sensenblatt fehlt. L. 155 cm, B. 62 cm.
75. Feldflasche. Hartholz, gedreht. Kreisrunder, flacher Körper auf zwei angeschnitzten Stollen stehend; enghalsige Öffnung. Körper mit konzentrisch eingeschnittenen Kreislinien und geriffeltem Ring verziert. H. 34 cm.
- 76.—77. Zwei Dreschflegel. Holz. Gerade, runde Stiele und Bengel, Lederriemenbindung. Ein Bengel ist am äußeren Ende mit einem Eisenring versehen. L. 146 cm.
78. Getreidemaß, „Metzen“. Hartholz, aus Dauben gefügt, Eisenbeschlag. Zylindrisches Gefäß mit starkem Eisenbeschlag; außen drei Bänder mit Verbindungsstegen und zwei Handhaben, innen ein die Gefäßöffnung überspannendes Stabkreuz zum Abstreichen des Getreides mit Stützsäule in der Mitte. Brennstempel: „I M / WIEN“. H. 34 cm, Dm. 57 cm. Besitz Gasthaus Alte Schmiede.
79. Getreidemaß, „2 Liter“. Hartholz, gebunden, zwei Eisenbänder. Zylindrisches Gefäß, oben offen. Brennstempel: „2 L“ und „I. RATH SIMERING“. H. 15,5 cm, Dm. 16 cm. Besitz Gasthaus Alte Schmiede.
80. Erntekrone. Gebinde aus verschiedenen Getreidehalmen mit Ähren (Weizen, Gerste, Hafer), farbigen Kunstblumen und weißen und roten Papierbändern auf Drahtgestell in Form eines Kreuzbogens über einem Kreisring. H. 48 cm, Dm. 50 cm. (Abb. 2)

Häusliches Arbeitsgerät, Kleidung und Möbel

81. **Flachsbrechel.** Hartholz. Rahmengestell auf Schragenfüßen, das hölzerne Brechelmesser ist zwischen zwei Planken mit einem Holzzapfen angebracht. L. 109 cm, H. 81 cm.
82. **Flachsheckel.** Schmiedeeiserne Dornen auf kreisrundem Brett mit trapezförmigen Handhaben zu beiden Seiten. Brandmalereiverzierung. L. 56 cm, B. 13 cm.
83. **Spinnrad.** Holz, teilweise gedreht. Vertikal gebautes Gerät, Rahmengestell mit Schragenfuß; Streben und Arme drehprofiliert. H. 81 cm.
84. **Spinnrad.** Hartholz, alle Teile drehprofiliert. Vertikal gebautes Gerät auf vier Spreizfüßen; Arm mit Rockenhalter und Hanfbündel. H. 86 cm.
85. **Spinnrad.** Hartholz, teilweise gedreht. Horizontal gebautes Gerät; vier drehprofilierte Füße in viereckigem Bodenrahmen. H. 55 cm, L. 57 cm.
86. **Männerjacke.** Baumwollstoff, rot-weiß kariert. Kurze, engliegende Jacke mit langen Ärmeln und Stegkragen, hochgeschlossen, Knopfreihe etwas seitlich versetzt.
87. **Buttermodel.** Holz, geschnitzt. Fünfteilig; zur Formung eines Pyramidenstumpfes: quadratischer Boden und vier mit dem Boden durch Drahtösen verbundene, aufklappbare Seitenteile in Trapezform. Formen: im Boden sechsstrahliger Stern, auf den Seitenteilen a) Frau mit Schlagbutterfaß, b) Almhütte mit Hahn auf dem Dach, Mond und Stern, c) Gemse mit Laubzweig im Maul, d) Blütenrosette. 20. Jh. B. (im aufgeklapptem Zustand) 26,5 cm. Besitz Gasthaus Kronberger, Ober-Laa.
88. **Buttermodel.** Beschreibung ähnlich Kat. Nr. 87. Formen: im Boden achtstrahliger Stern; auf den Seitenteilen a) Jäger mit Gewehr und Stange, b) Tanne, darunter zwei Blattsprosse, c) Gemsbock, d) Hirsch mit Blumenproß und Mondsichel. B. (aufgeklappt) 19 cm. Besitz Gasthaus Kronberger, Ober-Laa.
89. **Wiege.** Weichholz, braun bemalt. Querschwinger, Seitenteile mit Gitterstäben und gedrehten Knöpfen für das Wiegenband versehen; Haupt mit schmalem, profiliert ausgeschnittenen Aufsatz. L. 105 cm, B. 52 cm. (Abb. 5)
90. **Stuhl.** Weichholz, unbemalt. Trapezförmiges Sitzbrett mit vier eingezapften und verspreizten Füßen, Rahmenlehne mit drei vertikalen Mittelsprossen. H. 80 cm, B. 52 cm. (Abb. 9)
91. **Mohnmörser.** Aus einem massiven, stehenden Holzblock gearbeitet. Runder Sockel, eingezogener Schaft, der sich nach oben hin erweitert und dessen Außenwand mehrflächig abgefast ist. H. 75 cm.
92. **Guglhupfform.** Ton, gebrannt, außen grün, innen ockerbraun glasiert. Schräge Riefen. H. 12 cm, Dm. 27 cm.
93. **Mehlspeisform.** Osterlamm. Ton, dunkelbraun glasiert. Nach Angaben der Ausstellungsleitung 1862 von einem Hafnermeister anlässlich der Hochzeit für seine Frau angefertigt. Gesprungen und mit Draht gebunden. L. 28 cm, H. 9 cm.
94. **Große Henkelschüssel.** Ton, außen olivgrün, innen ockerbraun glasiert. Weite, tiefe Schüssel mit gewölbter Wandung, randständige vertikale Henkel. H. 20 cm, Dm. 46 cm.

95. Henkeltopf. Braunes Steinzeug. Leicht gebauchter Körper mit weiter Mundöffnung, zwei seitliche, vertikale Henkel. H. 26 cm, Dm. 24 cm.
96. Krug. Ton, gebrannt, braun und weiß gesprenkelt. Henkelkrug, niedrig angesetzter Bauch auf schmalem Fuß, hoher, fast konischer Kragen, ausgestülpter Mundsäum ohne Schnabel. H. 24 cm.
97. Flasche, sog. „Bitterwasserflasche“. Hellbraunes Steinzeug. Eng-halsflasche, Bauch vierkantig auf runder Standfläche. Fabrikationsstempel. H. 23 cm.

Religiöse Volkskunst.

98. Holzplastik, Hl. Antonius mit Jesuskind. Holz, geschnitzt und gefaßt. Hl. Antonius in brauner Mönchskutte, das geneigte Haupt dem Jesuskind zugewandt, das er auf dem rechten Arm hält; am Gürtel Rosenkranz mit Kreuzmedaillon. Ehemaliges Hauszeichen in einer Nische des heute abgerissenen Windmühlenhofes in Ober-Laa. 18. Jahrhundert. H. 74 cm.
99. Weihwasserbrunnen. Ton, verfließend weiß und blau bemalt und glasiert. Weihwasserkessel mit reliefierten Auflagen eines Wap-penmedaillons und von Cherubsköpfen; vor der hochgezogenen Rückwand Flachrelieffigur des auferstandenen Christus mit der Kreuzesfahne zwischen zwei freistehenden Wolkensäulen und unter einem Muschelbogen. Vmtl. Kröningen. 18. Jahrhundert. H. 22,5 cm, B. 13 cm.

Die Wallfahrten der Wiener Seidenfabrikanten

(Mit 2 Abbildungen)

Von Margarete B u c e k

Das religiöse Leben einer Zunft manifestiert sich am deutlichsten in den Fronleichnams- und Wallfahrtsprozessionen. Bei den Wiener Seidenfabrikanten bestand seit 1710 eine Bruderschaft, welche von 1743 an alljährlich Wallfahrten nach Maria Enzersdorf und Atzgersdorf unternahm. Diesen Wallfahrten schlossen sich auch die bürgerlichen Samt- und Dünntuchmacher an, welche 1778 mit den bürgerlichen Seidenzeugmachern in eine Zunft vereinigt wurden¹⁾.

Im 18. Jahrhundert hatte es sich in den verschiedenen Wiener Gründen eingebürgert, Maria Enzersdorf und Atzgersdorf, diese beiden im Süden Wiens gelegenen Wallfahrtsorte aufzusuchen. So zog man seit 1733 von St. Ulrich aus, 1735 von der Josefstadt²⁾. Von den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts an bis gegen 1820 gab es infolge des Verbotes Kaiser Josefs II. keine Prozessionen³⁾. Erst 1834 und 1836 wird uns wieder von Wallfahrten berichtet. 1843 zogen aus Anlaß der 100. Wiederkehr der ersten Wallfahrt die Wiener Seidenfabrikanten nach Maria Enzersdorf und opferten dort der Gnadenmutter ein Votivbild, das Gustav Gugitz im Jahre 1933 noch gesehen hat⁴⁾. Es dürfte uns wohl in dem kleinen Andachtsbild überliefert sein, welches sich heute in der Sammlung Gugitz (ÖMV) befindet⁵⁾.

Über die Entstehung, den Anlaß und den Verlauf der Wallfahrt gibt uns eine Quelle Auskunft, die sich in der Wiener Stadtbibliothek

¹⁾ AStW AR Intimationen 16. Jänner 1178.

²⁾ Gustav G u g i t z, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. (Wien 1955) 2. Band, S. 101 f.

³⁾ Felix H a ß l i n g e r, Geschichte der Wallfahrtskirche, des Klosters und der Gemeinde Maria Enzersdorf. (Maria Enzersdorf 1930) S. 11.

⁴⁾ Gugitz, 2. Bd. S. 100.

⁵⁾ Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten. (Wien 1950) S. 109, Abb. 60.

befindet ⁶⁾). Sie berichtet, daß in den schweren Tagen des Jahres 1743, nachdem die Folgen des Erbfolgekrieges Handel und Gewerbe arg mitgenommen hatten, zuerst die Dünntuchmacher, denen sich später die bürgerlichen Seidenzeug- und Samtmacher und schließlich die übrigen Seidenfabrikanten Wiens angeschlossen hatten, eine feierliche Prozession von der alten Pfarrkirche St. Ulrich nach Maria Enzersdorf veranstaltet haben. Die Wallfahrt wurde zum Dank für die durch „so glänzende Siege errungene Befestigung, des österreichischen Kaiserthrones und vom Himmel gnädigst abgewendete Geißel der Krankheit und Not“ abgehalten. Gleichzeitig wurde für die Abwendung von Krankheiten und für eine günstige Entwicklung des Fabriksbetriebes der göttliche Segen erfleht.

Die Wallfahrt begann mit einer stillen Messe, die um fünf Uhr früh in der Pfarrkirche St. Ulrich gelesen wurde. Danach zogen die Gläubigen in frommen Gebeten, aber „ohne Gepränge und geistliches Geleit“ zur Brunner Pfarrkirche, wo sie vom Pfarrer von Enzersdorf empfangen und in feierlichem Zug unter „Glockengeläute, Pauken- und Trompetenschalle“ in die Pfarrkirche von Enzersdorf geführt wurden. Den Höhepunkt der Wallfahrt bildete das Hochamt mit der Predigt.

Die Wallfahrt der Wiener Seidenfabrikanten galt einer auf dem Hochaltar der Enzersdorfer Kirche stehenden Marienstatue, die der Mariazeller Gnadenstatue nachgebildet war und sich bis 1730 in Wien befunden hatte. Nach Enzersdorf kam diese Statue als Geschenk, wo sie zur öffentlichen Verehrung aufgestellt wurde. Sie wurde nicht nur von den Seidenfabrikanten, sondern überhaupt von kranken Gläubigen nach erlangter Genesung aufgesucht, weshalb sie auch den Beinamen Maria „Heil der Kranken“ erhielt. Die Wallfahrten nach Maria Enzersdorf, die später vom Schottenfeld ihren Ausgang nahmen, sind uns bis in das Jahr 1848 bezeugt.

Der andere Wallfahrtsort, der von den Wiener Seidenfabrikanten aufgesucht wurde, war Atzgersdorf ⁷⁾. Namentlich dem „Fieberkreuz“ ⁸⁾ wurde besondere Verehrung gezollt, das als Zufluchtsstätte

⁶⁾ Wiener Stadtbibliothek, „Des Dankes Opfer zur Feier des hundertjährigen Bittgangs nach Maria „Heil der Kranken“ zu Enzersdorf am Gebirge welcher von dem Mittel der bürgerlichen Seidenzeug- Sammet- und Dünntuchmacher in Verbindung mit den übrigen Seidenzeugfabrikanten Wiens in diesen Jahr Sonntag am 2. Juli mit besonderer Festlichkeit gehalten werden wird.“

⁷⁾ Wiener Stadtbibliothek, „Bittgang nach Atzgersdorf zu dem heiligen Kreuze. Abgehalten von der Krankenlade der bürgerlichen Seidenzeug- Dünntuch- und Samtmacher“. Wien 1842.

⁸⁾ Wie Anm. 7; vgl. Gugitz, 2. Bd. S. 5 f.; Schweickhardt VUWW 1. Band. S. 53 f. Vgl. Abb. 2.

der von Fieberkrankheiten wohl aus Ursache ihres elenden Lebens heimgesuchten Gesellen und Meister galt. Sie suchten diesen Gnadenort auf, um entweder ihren Dank für erlangte Genesung darzubringen oder die fernere Abwendung der Krankheiten zu erleben. Auch baten sie um den „dem Fabriksbetriebe so nöthigen himmlischen Segen“ und so wie in Enzersdorf auch hier um die Aufrechterhaltung des Kaiserhauses.

An die einzelnen Seidenfabrikanten, welche erstmals 1721 eine Wallfahrt nach Atzgersdorf unternahmen, schlossen sich bald mehrere an, bis endlich im Jahre 1755 von der Krankenlade „St. Ulrichs Cassa“ die erste feierliche Prozession unter der Leitung von zwei Geistlichen der Pfarre St. Ulrich veranstaltet wurde. Diese fand ohne Unterbrechung bis in das 19. Jahrhundert statt. Noch im Jahre 1839 stifteten die Seidenfabrikanten Wiens einen kostbaren Ornat für die Kirche in Atzgersdorf⁹⁾.

Vergleiche dazu das *Votivbild* (Öl auf Leinwand) mit der Darstellung der Wallfahrtsprozession der Seidenzeug- Sammt- und Dünntuchmacher aus dem Jahre 1843. Historisches Museum der Stadt Wien (Inv.-Nr. 111.206). (Abb. 1)

Das Fieberkreuz datiert aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Damals stand es, wie berichtet wird, auf offener Straße zwischen den Weingärten, den Blick in die Gegend von Lainz gerichtet. Nachdem es von den Türken 1683 in Stücke gehauen worden war¹⁰⁾, wurde es wieder zusammengesetzt und auf einem von der Pfarrkirche Atzgersdorf nicht weit entfernten Platz zur öffentlichen Verehrung wieder frei aufgestellt. 1736 wurde um das Kreuz herum eine Kapelle erbaut, wo dann mit Bewilligung des damaligen Kardinals und Erzbischofs von Wien Grafen von Kollonitz an hohen Festtagen öffentlicher Gottesdienst abgehalten wurde.

Bald suchte man von Wien und den benachbarten Gegenden das Fieberkreuz auf und Kaiserin Elisabeth, die Mutter Maria Theresias, soll, als sie ihre Witwenjahre in Hetzendorf verbrachte, diesem Kreuz zweimal in der Woche Verehrung dargebracht haben. Sie ließ es auch mit einem prächtigen Tabernakel verschönern. 1761 wurde das Kreuz in die alte der hl. Katharina geweihten Pfarrkirche übertragen, wo es bis zum Bau der neuen Pfarrkirche im Jahre 1783 aufgestellt blieb.

Daß die Wallfahrten ein echtes Anliegen der Bruderschaft waren, zeigt sich daraus, daß sie aus der gemeinsamen Kasse, der

⁹⁾ Moriz Dreger, Beginn und Blüte der Wiener Seidenweberei. Separatabdruck aus „Kunst und Kunsthandwerk“ Jahrgang 18 (Wien 1915) S. 7 ff.

¹⁰⁾ David Silvester Mayer von Rosenau, Geschichte von Atzgersdorf. (Wien 1898) Abb. S. 11.

sogenannten „Lade“ finanziert wurden. Die Kosten beliefen sich im Durchschnitt für Predigt, Segen, Messe und Hochamt auf 15 fl.¹¹⁾. Für die Wallfahrt nach Maria Enzersdorf waren 20 fl vorgesehen¹²⁾.

Mit dem Aufblühen des Fabrikwesens im 19. Jahrhundert war der Niedergang der Zunft verbunden. Demnach hatte auch das zunftliche Leben mit seinen Traditionen aufgehört und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dürften auch die Wallfahrten der Wiener Seidenfabrikanten nach Maria Enzersdorf und Atzgersdorf ihr Ende gefunden haben.

¹¹⁾ AStW AR Fasz. 152 Nr. 267 ex 1754.

¹²⁾ AStW Artikel für die bgl. Dünntüchelmachermeister 1773.

Zu einer „Volkskunde des Autos“

Im Heft II, 1970, dieser Zeitschrift ist ein Artikel zur „Volkskunde des Autos“ von Linde Schuller erschienen. Bei der Lektüre erinnerte ich mich einer Broschüre von P. Pius Fischer OSB „Unsere Auto-Schutzpatrone“, die 1966 im Herold-Verlag München erschienen ist, und die ich am Schriftenstand der Piaristen-Kirche Maria Treu in Wien VIII erworben habe. Es sei daraus eine ergänzende Bemerkung zum oben zitierten Aufsatz erlaubt. Das kleine Heft von 32 Seiten, zu dem der Abt von St. Bonifaz in München Hugo Lang OSB das Vorwort schrieb, nennt außer St. Christophorus noch zwei Autofahrerpatrone: Die heilige Franziska Romana und den Propheten Elias. Franziska Romana ist Stadtpatronin von Rom und gilt in Italien und besonders in seiner Hauptstadt als Schutzherrin des Straßenverkehrs. 1927 wurden ihr die zwei ersten Autos bei ihrer Kirche nahe dem Titusbogen geweiht. 1951 bestätigte Papst Pius XII. ihre Schutzherrschaft über den Straßenverkehr, seit 1956 sind die motorisierten italienischen Heeresverbände unter ihr Patronat gestellt.

Der Prophet Elias kann als interkonfessioneller Schutzherr angesehen werden. Seit Jahrhunderten gilt er in Kroatien nicht nur als Landespatron, sondern auch als Beschützer der Fuhrleute. So nimmt es kein Wunder, daß er, der in einem flammenden Wagen in den Himmel fahrend dargestellt wird (vgl. 2. Buch der Könige 2, Vers 11), schon 1925 durch Papst Pius XI. zum Schutzpatron der Autofahrer erklärt wurde.

Maria Kundegrabner

Wiener Volksleben im 15. Jahrhundert nach den Predigten von Johann Geus

Von Hans Niedermeier

Anläßlich der sogenannten Säkularisation, der großen Klosterberaubung im Jahre 1803 in Bayern, wurde u. a. auch die größte und schönste bayerische Klosterbibliothek, die des Augustinerchorherrenstiftes Polling (Oberbayern), zerstört. Aus der auserlesenen Bibliothek von mehr als 80.000 Bänden wurden lediglich annähernd 21.000 Handschriften und Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek in München einverleibt; der Rest wurde vernichtet¹⁾. Einige Handschriften aus Polling, die den Klostersturm überdauerten und heute in München aufbewahrt werden, enthalten eine allerdings nicht bedeutende Anzahl lateinischer Predigten (sermones) des wenig bekannten Kanzelredners Johann Geus. Gebürtig war Geus, der in den Handschriften oft auch Gewss geschrieben wird, aus Teining in der Oberpfalz; ein Geburtsdatum ist nicht bekannt. Er gehörte seit 1416 der Universität Wien an, zuerst in der artistischen, dann in der theologischen Fakultät. Zweimal bekleidete Magister Geus die Würde eines Rektors (1427 und 1435)²⁾. Außerdem erhielt er 1433 ein Kanonikat bei St. Stephan und war Beichtvater der Gemahlin Albrechts II., Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigismunds³⁾. Geus starb 1440 in Wien. Eine gewisse Zeit hat er sicher das Predigeramt ausgeübt, denn die Spuren dieser Tätigkeit sind in den noch erhaltenen sermones vorhanden, abgesehen davon, daß Geus in denselben auch öfters auf andere seiner Predigten hinweist, die uns verlorengegangen sind.

Was an handschriftlicher Überlieferung auf uns gekommen ist, hat freilich den ursprünglichen Charakter der Predigtweise von

¹⁾ Alfons M. Scheglmann, Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern III, 2. Regensburg 1908, S. 600—616; Hans Niedermeier, Franz Töpsl und seine Klosterbibliothek, in: Sankt Wiborada. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. 4. Jg., Westheim b. Augsburg 1937, S. 69—71.

²⁾ Joseph Aschbach, Geschichte der Wiener Universität I, Wien 1865, S. 452 f.

³⁾ Ernst Tomek, Kirchengeschichte Österreichs II, Innsbruck, Wien 1949, S. 182.

Geus recht stark verwischt. Geus selbst scheint manche dieser sermones, wie es damals bei gelehrten Predigern nicht selten war, zu ausführlichen Traktaten verarbeitet zu haben, die zudem nicht immer vollständig erhalten geblieben sind. So findet sich in Codex latinus Monacensis (= Clm) 11751 fol. 172—216 ein sermo de ornatu et vestitu decenti et superfluo Gews, der sich zu einer endlosen Kasuistik fortspinn und dessen Schluß fehlt. Was uns aber trotz dieser abstoßenden Form und mangelhaften Überlieferung diese Predigten beachtenswert macht, ist die Wahl des Themas, das meistens den konkreten Erscheinungen des Volkslebens der damaligen Zeit entnommen ist. Die kasuistische Art der Darstellung gewährt manchen bedeutsamen Einblick in die volkstümlichen Anschauungen des ausgehenden Mittelalters. Gerade der vorhin genannte Sermo über die Kleiderpracht ist für die Volkskunde jener Zeit bedeutsam. Im ganzen gewinnen wir den auch sonst bestätigten Eindruck, daß diese Periode unter dem Zeichen eines sittlichen Niedergangs steht. Wien, die Stadt in der Geus predigte, war sicher in dieser „Entwicklung“ nicht zurückgeblieben. In dieser Beziehung ist eine Stelle aus dem sermo de quadragesima (Clm 11751 fol. 29 bis 46) insbesondere in bezug auf den Klerus bemerkenswert. „Schauen wir doch, wie der Teufel, der alte Seelenjäger, in den kommenden Faschingstagen den Leuten unablässig nachstellt, an welchen nicht bloß die Geistlichen gar häufig besiegt von fleischlichen Begierden den Dienst Gottes, als die Messe, die Vesper und andere Horen, abkürzen, sondern auch die weltlichen Handwerker ihre Arbeit beseite lassen und fleischlichen Begierden und dem Teufel dienen . . .“ Daß Kleriker sich gern an Tanzlustbarkeiten beteiligten, berichtet auch Sebastian Brant:

„Vff kilchwih, erste meß ouch brocht,
Do dantzen pfaffen, mynch vnd leyen,
Die kutt muß sich do hynden reyen ⁴⁾.“

Ein beliebtes Thema der damaligen Prediger bildete deshalb der Kampf gegen die Ausartung der Tanzunterhaltungen, bei denen es in der Tat oft recht ausgelassen zugeht ⁵⁾. Das Stadtleben des späten Mittelalters brachte sehr viele Modetänze auf, die sich manchmal nur kurze Zeit hielten. Man „bringt so vil tänze auff die ban, die vor nie im brauch sein gewesen, daß sich nicht genug darob zu verwundern ist. Als da ist: der schäffer tantz, der bawren tantz, der

⁴⁾ Sebastian Brant, Das Narrenschiff. Basel 1494, Kap. 61; Franz Magnus Böhm, Geschichte des Tanzes in Deutschland I, Leipzig 1886, S. 101.

⁵⁾ Rudolf Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. (Detmold 1879), Neudruck Darmstadt 1966. S. 625 f.

welsch tantz und in summa, wann ich sie all wolt erzellen, het ich wol ein gantze wochen gnug zu schaffen“, sagt Geilen von Kaisersberg⁶⁾. Auch Geus behandelt in einer ausführlichen Predigt de ludo choreae et instrumentorum musicalium (Clm 5160) mit einer zur Verzweiflung bringenden Gründlichkeit die Frage der Erlaubtheit des Tanzes. Nur unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln, von denen die stärkste ist, daß nur Personen des gleichen Geschlechts miteinander tanzen dürfen, will er diese Frage bejahen (unter Berufung auf Exod. 15, 20). Etwas milder gestimmt erscheint Geus in dem oben erwähnten sermo de quadragesima, wo er sich zufrieden gibt, wenn der Mann nicht mit einer fremden Frau tanzt, jedenfalls nicht mit einer schlecht beleumundeten. Nach seiner Ansicht sind tanzende Frauen für die Männer gezückte Schwerter des Teufels; auch als „faculae diaboli“ werden sie bezeichnet. Eine Art des Tanzes, „Tretentanz“ genannt⁷⁾, wird besonders scharf abgelehnt. Es handelt sich beim „Tretentanz“ wahrscheinlich um einen modischen, städtischen Paartanz, der vielleicht in etwas ungeschickter Weise zu Gesang oder zur „plotter pheyffen“ getreten wurde. Neben solchen Eiferern wie Geus, die nur das Niedrigste am Wesen des Tanzes erkennen, erhielten oder bildeten sich aber auch positive Stellungnahmen, so die Idee vom „hymmelschen tantz, da die heiligen in jubel vnd freuden got loben“⁸⁾.

In dem folgenden sermo de ludo alearum et taxillorum erörtert Geus die Bedingungen, unter denen seiner Ansicht nach ein Glücksspiel zulässig ist. Es wird unter anderem hervorgehoben, daß nur weltliche Personen spielen dürfen, daß ein debitus finis dabei sein müsse, wie Erholung, Vertreibung der Melancholie, daß der Einsatz mäßig sein soll und dergleichen. Die Predigt über diesen Gegenstand hielt Geus der Einleitung zufolge zur Weihnachtszeit, „weil gerade in dieser Zeit viele dem Spiele sich ergeben“. Da beim Volke die verschiedenen Spiele ein beliebter Zeitvertreiber waren, gab dies den Kanzelrednern oft Anlaß, hierzu Stellung zu nehmen; so hielt auch Johann Herolt aus Basel (1. Hälfte des 15. Jahrhunderts) eine Weihnachtspredigt über das Würfelspiel⁹⁾.

⁶⁾ A. Schulte, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert II, Wien 1892, S. 491; Böhme, a. a. O., S. 103.

⁷⁾ Vgl. J. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, Leipzig 1939, Sp. 679. Der „Tretentanz“ findet sich nicht bei Böhme, a. a. O., ebensowenig bei Victor Junk, Handbuch des Tanzes, Stuttgart 1930; Curt Sachs, Eine Weltgeschichte des Tanzes, Berlin 1933, oder Richard Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg 1951.

⁸⁾ In einer Predigt aus dem 15. Jahrhundert, Hs. 3009 der Nationalbibliothek Wien; Böhme, a. a. O., S. 96.

⁹⁾ Cruel, a. a. O., S. 482 f.

Eine eingehende Betrachtung verdient eine Kirchweihpredigt, die in der Handschrift Clm 11751 fol. 160—171 enthalten ist. Sie führt die Überschrift: Gews ad vulgus de dedicatione. Abweichend von seiner sonstigen Gepflogenheit, wonach er die thematische Rede bevorzugt, gibt er hier eine einfache „expositio evangelii“, wie er selbst es nennt, eine Homilie, die sich streng an den Wortlaut des Evangeliums anschließt, wobei eine Erklärung des Textes im moralischen Sinne beabsichtigt wird. Die Worte des Evangeliums: „Zachäus suchte Jesum zu sehen“ geben ihm Anlaß zu der Bemerkung: „Daran sollen sich diejenigen ein Beispiel nehmen, die zu den Patrozinien und Kirchweihfesten gehen.“ Er will gerade deswegen von den Sünden sprechen, die die Leute am Ort und zur Zeit der Kirchweih zu begehen pflegen. Es ist häufig wahr, bemerkt der Redner, bei der Kirchweihe schlägt der Teufel seinen Tisch auf, und mehr sind jene, die Todsünden begehen, als die Ablässe Gewinnenden. Es sind im allgemeinen zwei Klassen von Kirchweihbesuchern zu unterscheiden: jene, die hingehen, um zu beten und Christus zu sehen im Sakrament, der unter beiden Gestalten gegenwärtig ist ¹⁰⁾, oder um eine Predigt zu hören und Ablässe zu gewinnen — und jene, die nicht aus gerechter Ursache hingehen. Deren sind sieben Gattungen. Erstens jene, die nur hingehen, um viele Leute zu sehen, um ausgelassene Leute zu sehen, ausgelassene Sitten und Gebärden und Trachten, um die Kaufbuden anzuschauen, wo auch manchmal schändliche Dinge verkauft werden. Solche Leute gehen zu einer Kirchweih bloß wie zu einem Schauspiel und können dabei schwer oder auch läßlich sündigen ¹¹⁾. Zweitens gehen manche zur Kirchweihe, um da gesehen und geehrt zu werden und schmücken sich deshalb mit kostbaren Kleidern, Ringen und Steinen, die ihrem Stand nicht zukommen. So machen es besonders jene, die an ihren Kleidern und Mänteln lange Schleppen tragen nach Art der Pfauen aus kostbarem Zeug. Mit diesen Schleppen kehren sie öffentlich die ganze Straße. Man muß sich über solche Personen wundern, weil sie auf der Straße so demütig sind, daß sie nicht ihre Mägel die Straßen kehren lassen, sondern selbst öffentlich vor aller Augen es tun, während sie dagegen insgeheim, nämlich zu Hause, sich schämen, die Kammer oder den Keller oder die Stube zu kehren; sie würden sich vielmehr als verachtet ansehen, wenn man das bei ihnen suchen wollte. Sie sündigen insofern, weil sie diesen über-

¹⁰⁾ Dies wird wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Hussiten besonders betont.

¹¹⁾ Mit der Untersuchung, ob in einem gegebenen Falle eine schwere oder eine läßliche Sünde vorliegt, beschäftigt sich Geus mit Vorliebe in seinen Predigten.

flüssigen Teufelsschwanz aus kostbarem Stoff auf dem Boden beschmutzen und unnützerweise zu Grunde richten, während man doch von dieser Schleppe manchen nackten Armen anständig bekleiden könnte.

Gegen die Mode der langen Schleppen bei den Frauenkleidern ereifern sich überhaupt die Prediger dieser Zeit sehr häufig und sicher nicht mit Unrecht, so z. B. der humorvolle Gottschalk Hollen in der 4. Predigt auf den 1. Adventsonntag¹²⁾. Geus kommt in seinem weitläufigen, ebenfalls aus Predigten entstandenen sermo de ornatu et vestitu decenti et superfluo, den wir schon erwähnt haben und in dem er verschiedene Auswüchse der Mode mit den Waffen des Witzes und Spottes bekämpft, ebenfalls auf diesen Gegenstand zu sprechen und äußert sich hier noch schärfer. Er tadelt es entschieden, daß manche Jungfrauen und Herrinnen (*dominae*) auf der Straße Staub aufwirbeln, daß ihre sie begleitenden Mägde und die Leute, die hinter ihnen gehen, nichts mehr sehen. Wenn sie in der Kirche zum Opfer gehen, machen sie einen solchen Staub um den Altar, daß die Luft ringsum erfüllt ist. Wenn es ihnen so großes Vergnügen macht, die Straßen zu kehren, so sollen sie an ihre Kleider hinten Besenreiser anbinden, dann ersparen sie sich doch etwas dabei. Solche Frauen machen sich zu Dienerinnen des Teufels, der sich auf die langen Schleppen der Kleider setzt. Der letztere Gedanke wird von manchen Predigern, wie hier von Geus, zu folgender Anekdote erweitert: Man liest von einem Heiligen, der einmal einen Teufel lachen sah. Er fragte ihn, warum er lache. Und dieser antwortete: „Ich habe einen meiner Genossen auf der Schleppe einer Frau reiten sehen, und als sie die Schleppe an sich zog, fiel er in den Kot, und deswegen lachte ich¹³⁾.“

Doch um auf die von Geus behandelten Kirchweihbesucher zurückzukommen: Zur dritten Gattung zählt er jene, die des Tanzens wegen zur Kirchweih gehen, wo zugleich auch ausgelassene Männer und Frauen tanzen, wohl geputzt und nicht ehelich verbunden. Da sind gleich dreierlei zu unterscheiden: 1. diejenigen, die wegen des Tanzes hingehen, 2. jene, die wegen des Zuschauens hingehen und 3. jene, die bei solchen Tänzen aufspielen (*hofizare*). Solche Leute handeln unvorsichtig und können schwer sündigen; denn die hier anwesenden Frauenspersonen reizen oft die Männer zur Sünde. Derartige Frauenspersonen werden deswegen in der hl. Schrift Netze und Fallstricke des Teufels genannt. Sie werden auch von manchen genannt die Fischernetze (*sagenae*) des Teufels, die Schwerter des Teufels, die Fackeln des Teufels, die Ringe des

¹²⁾ Über ihn siehe *Cruel*, a. a. O., S. 505 ff.

¹³⁾ Vgl. hierzu *Cruel*, a. a. O., S. 624.

Teufels. Zur Erklärung dieser Ausdrücke verweist er auf seine oben erwähnte Predigt über den Tanz, worin er bezüglich dieses Gegenstandes sehr strenge Ansichten entwickelt. Die vierte Kategorie von Kirchweihbesuchern sind jene, die zur Kirchweih gehen, um dort glänzend und köstlich zu essen und zu trinken und ihrer Schwelgerei zu genügen. „Bereits ist es zur Zeit der Kirchweih Gewohnheit geworden, daß sich die Leute auf meilenweit einladen zu großen Mahlzeiten, und solche können sich durch Schwelgerei und Trunkenheit versündigen.“ (Nun wird weitläufig auseinandergesetzt, wann sich jemand durch solche Exzesse versündigt und wann er sich schwer versündigt.) Die Fünften sind jene, die auf die Kirchweih gehen, um ihre Feinde zu finden und an ihnen Rache zu nehmen und sie zu töten oder doch schwer zu verletzen; deswegen kommen sie schon bewaffnet und mit vielen Helfern zum Ort der Kirchweih. Diese Leute sündigen schwer, sei es, daß sie ihre Feinde wirklich töten oder verletzen, oder sei es auch nicht. Denn sie sündigen jedenfalls gegen das 5. Gebot, das nicht bloß die sündhafte Tat, sondern auch die ungerechte Begierde danach verbietet. An sechster Stelle kommen jene, die zur Kirchweih gehen, um ihren Liebhaber oder ihre Geliebte zu sehen, mit ihnen zu reden und sich gegenseitig zur Lust anzureizen. Deswegen gehen sie umher in allen Winkeln der Kirche und suchen sich in der Dunkelheit und tun noch viel anderes Schlimmeres; solche Leute sündigen schwer (Nachweis aus der hl. Schrift und theologischen Autoren). Die siebente Gattung schließlich bilden jene, die zur Kirchweih gehen, um gegen das Gebot der Sonntagsheiligung zu kaufen oder zu verkaufen, wenn auch nicht die Not dazu drängt oder die Liebe dazu rät. Und hier kommt der Prediger auf einen groben Unfug zu sprechen, der so recht die derbe Sinnlichkeit jener Zeiten offenbart. Er beklagt sich nämlich darüber, daß man auf dem Kirchhof oder in der Vorhalle der Kirche an diesem Feste (wohl von italienischen Hausierern angebotene) gläserne Trinkgefäße von obszöner Form verkaufte, die vom Volke euphemistisch „Schlüssel“ genannt wurden. Hiergegen rief Geus auch bei einer anderen Gelegenheit die Hilfe der Obrigkeit an¹⁴⁾). Diese Darstellung schließt mit der nochmaligen

¹⁴⁾ Clm 11751 fol. 3 a, 4 b. Bei den fraglichen „Schlüsseln“ handelt es sich um künstliche männliche Glieder. Gegen derartige Gebilde wetterte schon der Bischof Burchard von Worms im 12. Jahrhundert. Die offensichtlich in Wien im 15. Jahrhundert gebrauchten männlichen Glieder aus Glas stammten sicherlich aus Italien, wo im 16. Jahrhundert Fortini von Siena von solch gläsernem Gegenstand spricht, den die Frauen vor der Benutzung mit warmem Wasser füllten. Vgl. Bilder-Lexikon, Bd. 1: Kulturgeschichte. Herausgegeben vom Institut für Sexualeforschung in Wien. Wien, Leipzig o. J. (1928), S. 418 ff.

Klage: Es ist wahr, daß der Teufel bei Kirchweihen auf vielfache Weise seinen Tisch aufzuschlagen pflegt und mehr Todsünden begangen als Ablässe gewonnen werden. Nun setzt der Prediger die Erklärung des evangelischen Textes fort, ohne für uns noch besonders Bemerkenswertes zu bieten. Der Schluß der Predigt fehlt. Jedenfalls gewinnen wir aus der Schilderung der Kirchweihgäste den Eindruck, daß es um die Moral des Volkes damals keineswegs besser stand als in unseren Tagen.

Weniger Interesse bieten einige dogmatische Predigten des Geus, so ein langatmiger sermo de indulgentiis (CIm 5610 fol. 167 sq.) über Begriff und Wert der Ablässe, de caritate (CIm 18528 fol. 106—110), wo die Lehre von der Gnade behandelt wird, de adventu Christi ad iudicium particulare, de universali iudicio (beide in CIm 5610), einige sermones de animabus für die Allerseelenzeit (CIm 5610, 18528), eine Festpredigt de assumptione b. M. V. (CIm 18230 fol. 223—226). Alle diese Predigten zeigen mehr den Charakter theologischer Abhandlungen. Sie sind durchaus streng schulmäßig nach Form und Inhalt.

In wie hohem Ansehen Geus als gelehrter Prediger stand, zeigt die Tatsache, daß er von dem damaligen Propst und Pfarrer von St. Stephan in Wien berufen wurde, eine Ärgernis erregende Kontroverse zwischen zwei Wiener Kanzelrednern zu entscheiden. Wie er selbst im Eingang der auf uns gekommenen Rede erzählt¹⁵⁾, war unter der Bevölkerung Wiens viel Gerede entstanden infolge der widersprüchlichen Predigten eines sogenannten Octurnarius¹⁶⁾ und eines Minoritenbruders über die Heilkraft von Wein, in welchem ein Kreuzpartikel eingetaucht worden war und den man Fieberkranken reichte. Zur Aufklärung des Volkes habe er sodann auf Ansuchen des Propstes die Kanzel bestiegen. Zunächst erörtert Geus die Frage, wie sich die einfachen Laien verhalten sollten, wenn, was hoffentlich in Zukunft nicht mehr vorkommen werde¹⁷⁾, Prediger mit entgegengesetzten Meinungen gegeneinander auftreten und

¹⁵⁾ CIm 11751 fol. 15—28: Sermo de potatione vini cui intigitur vel immergitur lignum S. Crucis Doctoris ac Magistri Johannis Gews.

¹⁶⁾ Oder Octornarius, eine Bezeichnung für Geistliche bei St. Stephan in Wien, die den Kanonikern und Kaplänen untergeordnet waren. Vgl. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis. Tom. VI, Niort 1886, s. v. 29.

¹⁷⁾ Diese Hoffnung war wohl etwas optimistisch, denn es gehört zu den Auswüchsen der damaligen Kanzelberedtsamkeit, Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten in den Predigten vorzubringen. Vgl. das Verbot der persönlichen Angriffe in der 11. Sitzung des 5. Laterankonzils 1516: Karl Joseph v. Hefele u. Joseph, Hergenröther, Konziliengeschichte VIII, Freiburg i. Br. 1887, S. 707 ff.

besonders in Dingen, die den Glauben betreffen. Er spricht sich dafür aus, daß ein einfacher Laie, wenn er etwas Neues predigen hört, das nicht zu den Glaubensartikeln zu rechnen ist, die er expresse zu glauben hat, erst sich darüber unterrichten soll, ob das Gesagte wirklich Lehre der Kirche sei, ehe er es im Glauben annimmt. Er soll sich überhaupt nicht in Subtilitäten einlassen. Bezüglich des Gebrauches eines solchen gesegneten Weines will er gewisse Bedingungen beobachtet wissen, damit er als zulässig bezeichnet werden könne: 1. dürfe der Trinkende nicht hartnäckig an die Heilwirkung des Weines glauben, 2. dürfen keine abergläubischen Umstände dabei beobachtet werden, 3. dürfe man Gott nicht versuchen, sondern soll auch alle menschlichen Hilfsmittel anwenden, um gesund zu werden, 4. der Kranke müsse den Wein gebrauchen im Vertrauen auf Christi Leiden. Die Polemik gegen den Minoriten, der die Heilkraft des Kreuzpartikels und der damit gesegneten Dinge in maßloser Weise dargestellt zu haben scheint, spannt sich nach einer Schlußbemerkung wohl noch längere Zeit fort.

Die würdige Auffassung, die Geus vom Predigtamt hegte, erkennen wir in dem „sermo bonus de praedicatoribus nec non auditoribus verbi dei“ (CIm 11751 fol. 220—224). Er zeigt hier die Notwendigkeit, das Wort Gottes fleißig anzuhören nicht bloß mit dem leiblichen, sondern auch mit dem geistlichen Ohr und es im Leben zu erfüllen. Er bemerkt aber dabei: „Unter dem Wort Gottes verstehe ich nützliche Predigten, die dem Menschen zum Heile notwendig sind, wie diejenigen, in welchen ausgelegt und erklärt werden die zehn Gebote des Dekalogs, die Gebote der Liebe Gottes und des Nächsten, die Todsünden mit ihren Arten und Töchtern und ähnlich auch die läßlichen Sünden, in denen gepredigt wird über die rechte Beicht¹⁸⁾, über die Sakramente, wie sie würdig empfangen werden sollen, welchen Nutzen sie bringen, über das letzte Gericht, über die Strafen der Hölle, über die Freuden des Himmels, über die Wunden Christi, über die Tugenden und guten Beispiele, die uns Christus und die Heiligen gegeben haben, über die Wohltaten Gottes und dergleichen, was den Menschen bessern und geistlich erbauen soll. Deshalb sind Gottesworte nicht eitle Fabeln, wie sie manche in ihren Predigten vortragen, um das Volk zum Lachen zu bringen und dabei die Andacht zerstören. Von solchen Predigten sagt der Prophet: „Narraverunt mihi iniqui fabulationes, sed non ut lex tua (Ps. 118, 85)“, und von solchen Predigern und ihren Zuhörern, die gerne Fabeln hören und nicht nützliche Predigten, sagt der Apostel: „Es wird die Zeit kommen, wo sie die gesunde Lehre

¹⁸⁾ Geus hat selbst in Wien Fastenpredigten über dieses Thema gehalten. CIm 11751 fol. 91—111 Gews de Confessione.

nicht ertragen werden usw.“ (2. Timoth. 4, 3). „Manche nämlich pflegen Fabeln zu predigen vom Fuchs und vom Hahn, besonders am Osterfest, und solche Predigt ist nicht bloß fabelhaft, sondern auch schädlich.“ Die hier eingeflochtene Klage über die beim Volk beliebten „Predigtmärlein“ (exempla) war wohl vom Standpunkt eines ernsten Theologen aus gesehen nicht ganz unberechtigt, denn manche Kanzelredner der damaligen Zeit wurden mit den von ihnen in den Predigten vorgetragenen Späßen und Fabelgeschichten ihrem eigentlichen Anliegen nicht immer gerecht.

Die Predigten von Johann Geus lassen nicht nur ihn als einen seeleneifrigen und wissenschaftlich gebildeten Prediger erkennen, der allerdings etwas viel Schulgelehrsamkeit seinen Vorträgen beibringt, sie vermitteln gleichzeitig einen kleinen Einblick in die Wiener Zeitverhältnisse im ausgehenden Mittelalter.

Ein Glücksbrief anno 1970 in der Großstadt

Von Linde Schuller

Es ist vielleicht nicht gerade häufig, daß man heutzutage in der Großstadt einen nicht auf das Finanzielle abzielenden Kettenbrief bekommt¹⁾. Auch dürften Empfänger solcher Briefe sie in den wenigsten Fällen zurückhalten oder publizieren. Deshalb nehme ich mir die Freiheit, ein derartiges Dokument hier zu veröffentlichen; sozusagen unter dem Moto: „Volkskunde (auch dieses — im Zeitalter des Rationalen weniger vermuteten — Genres) lebt!“ Ich muß noch vorausschicken, daß ich bei meiner Art der Ausübung des tierärztlichen Berufes mit — verhältnismäßig — vielen Patienten befaßt bin, deren Besitzer eventuell einem wenig bemittelten, oft zurückgezogen lebenden, manchmal ein bißchen exzentrischen Personenkreis angehören. Ältere Katzenbesitzerinnen, die auch im Lotto spielen, oft menschenscheue Rentner oder Kleingärtner, fanatische Sektierer, Vereinsmeier, auch fruchtbare Sozialarbeiter verschiedensten Weltbildes, oft heldenhafter Genügsamkeit oder aufrichtiger Frömmigkeit kreuzten unter anderem im Lauf der Zeit meinen Weg. Dennoch (oder vielleicht deshalb) war ich bislang nicht imstande, die Provenienz des im folgenden wiedergegebenen Glücks- und Drohbriefes zu ermitteln. Der Schriftvergleich mit zufällig noch vorhandenen unterzeichneten österlichen oder weihnachtlichen Glückwunschkarten und anonymen und nicht-anonymen Briefen mit Hinweisen auf Mißstände im Hinblick auf den Tierschutzgedanken brachte kein Ergebnis.

Der Brief lautet wörtlich und in Originalorthographie:

„Gruß aus Lourdes! Damit dieser Brief nicht zum Stillstand kommt, senden ihn innerhalb 24 Stunden an Personen weiter, denen Sie Glück wünschen. Dieser Brief wurde am 24. 1. 1941 in Lourdes zu Ehren der Mutter-Gottes abgeschickt. Für die Reise um die ganze Welt. Diesen Brief dürfen Sie nicht behalten, ihn nicht verbrennen, daß bringt kein Glück. Ich habe diesen Brief 3× abgeschrieben. Diese Bitte kam von einem Soldaten, er ging um die ganze Welt. Schreiben Sie diesen Brief 3× ab. Achten Sie in den nächsten Tagen, was darauf geschieht. Schreiben Sie diesen Brief an 4 Personen denen Sie Glück wünschen. Nach Erhalt muß dieser Brief innerhalb 24 Stunden abgeschickt werden. Wer diesen Brief

¹⁾ Vgl. allgemein St ü b e, Art. Kettenbrief, -gebet (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. IV, Berlin 1931/32, Sp. 1286 f.).

bekommt, hat Glück. Eine Frau erhielt diesen Brief, sandte ihn ab und hat gewonnen 500.000 DM. Eine Frau die diesen Brief verbrannte, verlor ihr Vermögen. Ein Herr erhielt diesen Brief, sandte ihn nicht ab, verunglückte. In 24 Stunden bringt dieser Brief Glück. Weiterschreibe ohne Absender“

Wie man sieht, hat die Zuschrift, die am 2. April 1970 am Postamt Wien 1150 aufgegeben wurde und die ich am 3. 4. mit der regulären Post erhielt, etliche Charakteristika eines Kettenbriefes:

Den Wunsch, andere mitzureißen, viele Fürbitter bei der heiligen Mutter Gottes von Lourdes zu gewinnen; die Berufung auf einen anderen, nicht namentlich genannten Urheber, hier „einen Soldaten“; Glücksverheißung als Anreiz für die vom Empfänger erhoffte Handlungsweise, das Weiterschicken, und, weniger harmlos, die Verursachung von Angst für den Fall, daß der Empfänger religiöse, staatsbürgerliche oder rationale Hemmungen haben sollte, den Brief weiterzusenden. Die Kalkulation mit dem Unbehagen, das durch derartige Androhungen entsteht, ist, wenn der Brief in diesem Punkt der Wahrheit nahekommt und wirklich seit 1941 kursiert, offensichtlich psychologisch „richtig“.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde 1969

Tätigkeitsbericht

Der Generalversammlung 1970 des Vereins für Volkskunde, die anlässlich des 75jährigen Bestehens des Österreichischen Museums für Volkskunde in feierlicher Form am Freitag, den 13. März 1970, im Festsaal der Akademie für Musik und darstellende Kunst, Seilerstätte 26, Wien I, abgehalten wurde, konnte folgender Tätigkeitsbericht für das vergangene Vereinsjahr 1969 vorgelegt werden.

1. Mitgliederbewegung

Der Verein zählte am 31. Dezember 1969 insgesamt 540 persönliche und institutionelle Mitglieder. Der Mitgliederstand hat sich gegenüber dem Vorjahr um 30 Mitglieder erhöht. Im einzelnen verzeichnet der Verein 2 Ehrenmitglieder, 29 Korrespondierende Mitglieder, 1 Stiftendes Mitglied und 503 Ordentliche Mitglieder.

Im Jahr 1969 hatte der Verein den Tod seines Korrespondierenden Mitglieds Hw. Herrn Pfarrer DDr. Matthias Mayer, Innsbruck, und der Ordentlichen Mitglieder Dr. Alois Fauland, Wien (Mitglied seit 1963), Gertrud Fritscher, Leobersdorf/N.-Ö. (1949), Dr. Hermann Goja, Wien (1960), Amtsrat Franz Lenz, Wien (1955), Eva Scherer, Wien (1954) und wirkl. Amtsrat Ing. Franz Steinbeck, Wien (1959), zu beklagen. Die Generalversammlung schenkte den Verstorbenen eine Minute schweigenden Gedenkens.

Ihre Mitgliedschaft legten zurück Frau Wanda Fauland, Wien (1966), und Irmgard Kandsperger, München (1966). Streichungen von Mitgliedschaften wegen mehrjähriger Beitragsrückstände und unbekanntem Adressenwechsels ergaben sich in sieben Fällen: Richard Bachinger, Wien (1966), Friedrich Opfermann, Wien (1966); Anton Fink, Wien (1967), S. H. Jackson, Port de Pully/Schweiz (1968), Karl Selb, Wien (1968), Gerd Tüchler, Wien (1967) und Hildegard Vitschar, Graz (1968).

Den insgesamt 17 Abgängen von Mitgliedern im Vereinsjahr 1969 stehen jedoch 47 Neuanmeldungen gegenüber, davon 18 neue Mitglieder in Wien, 18 in den Bundesländern und 11 im Ausland. Unter den Neuanmeldungen befinden sich abermals 3 wissenschaftliche Institute und Museen.

2. Vereinsveranstaltungen

Die Vereinsleitung war im Jahr 1969 wiederum bestrebt, die monatlichen Veranstaltungen möglichst vielseitig und lebendig zu halten. So konnten die Mitglieder zu Vorträgen, volkskundlichen Tagungen, Aus-

stellungseröffnungen und -führungen mit Einführungsvorträgen, Studienfahrten und einem Fotografen-Forum eingeladen werden. Die auswärtigen Tagungen boten wie in den Vorjahren Gelegenheit zu Begegnungen mit Mitgliedern in den Bundesländern, die sonst kaum eine Möglichkeit haben, an den wissenschaftlichen Veranstaltungen des Vereins teilzunehmen.

Das Jahresprogramm wies im einzelnen folgende Veranstaltungen auf:

24. Jänner 1969: Vortrag Landesoberarchivar Dr. Harald P r i c k l e r, Eisenstadt: „Der mittelburgenländische Weinbau in historischer und volkskundlicher Schau.“

21. Februar 1969: Vortrag Kustos Dr. Maria K u n d e g r a b e r, Wien: „Faschingsbräuche in der Steiermark.“

28. März 1969: Vortrag (im Anschluß an die Generalversammlung 1969) Univ.-Prof. Dr. Oskar M o s e r, Klagenfurt: „Das Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal. Entstehung, Anlage und Aufgabe.“

11. April 1969: Vortrag Dr. Helene G r ü n n, Linz: „Tor und Tür, ein Teil der Hausziede im bäuerlichen und kleinstädtischen Siedlungsbereich.“

20. Mai 1969: Vorträge der 6. Sektion: Historische Volks- und Völkerkunde, des Zehnten Österreichischen Historikertages vom 20. bis 23. Mai 1969 in Graz. Gesamtthema: „Volkskundliche Erfahrungen aus den steirischen Landesausstellungen 1959—1968.“

Landeshauptmannstellvertreter Univ.-Prof. Dr. Hanns K o r e n, Graz: „Volkskundliche Erfahrungen aus den steirischen Landesausstellungen.“

Museumsvorstand Dr. Sepp W a l t e r, Graz: „Volkskundliches von der Ausstellung ‚Der steirische Bauer‘ 1966.“

Kustos Dr. Friedrich W a i d a c h e r, Graz: „Volkskundliches von der Ausstellung ‚Der steirische Berg- und Hüttenmann‘ 1968.“

5. bis 8. Juni 1969: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1969 in Warth bei Scheiblingkirchen mit dem Thema „Brauchtum in der Buckligen Welt.“ Veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk in Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde.

27. September 1969: 22. Studienfahrt zum Besuch der Ausstellungen im Schloß Pottenbrunn (Zinnfigurenmuseum), Stift Göttweig („Gaumenfreuden. Kulturgeschichte des Trinkens, dargestellt in der Graphik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts“) und Schloßmuseum Gobelsburg (Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde: „Österreichs Volk, gesehen mit den Augen der Maler unserer Zeit.“) Führung Kustos Dr. Klaus B e i t l.

17. Oktober 1969: Führung Kustos Dr. Adolf M a i s, Österreichisches Museum für Volkskunde: Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente der Balkanländer“.

22. November 1969: Führung Direktor Dr. Hans A u r e n h a m m e r, Österreichische Galerie: Ausstellung „Alltag und Fest im Mittelalter“.

12. Dezember 1969: 2. Fotografentreffen mit Beiträgen von Ing. Alfred Wolf, Wien: „Haus- und Handwerkszeichen vom Alsergrund (Wien IX.)“,

Dr. Gertraude Suda, Wien: „Faschingsbräuche im oberen Murtal (Stmk.).“

Hans Peter Zelfel, Mödling: „Fronleichnamsschmuck in der Weststeiermark (Eibiswald, Schwanberg und Deutschlandsberg).“

HObl. Hans Frühwald, Graz: „Das ‚Greim-Beten‘, eine Bergprozession am Sonnwendtag in den Wölzer Tauern (Stmk.)“ und „Dreikönigs-singen in Deutsch-Griffen (Kärnten)“.

13. Dezember 1969: Führung Kustos Dr. Adolf Mais, Österreichisches Museum für Volkskunde, anlässlich der Ausstellungseröffnung „Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum“.

3. Vereinspublikationen

Die regelmäßige Erscheinungsweise der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ konnte auch für den XXIII. Jahrgang der Neuen Serie (72. Band der Gesamtreihe) sichergestellt werden. Die Zeitschrift erreichte den gewohnten Umfang von 20 Druckbogen mit entsprechendem Abbildungsteil. Die Hefte 3 und 4 mußten zu einem Doppelheft zusammengezogen werden, da in den beiden ersten des Jahrganges 1969 das Seitenkontingent durch umfangreichere Beiträge überschritten worden war.

Die Zahl der regelmäßigen Zeitschriftenbezieher ist bei gleichbleibendem Bezugspreis im Verlauf des Jahres 1969 abermals angestiegen. Mit Jahresende wurden 712 Bezieher gezählt, was gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 38 Abonnements bedeutet. Im einzelnen waren zu verzeichnen 371 Mitglieder- und Direktabonnements, 123 feste Buchhandelsbestellungen, 190 Tausch- und 28 Pflicht- sowie Bibliothekexemplare.

Die Finanzierung der Zeitschrift erwies sich angesichts der empfindlichen Kostensteigerungen im Druckereigewerbe im vergangenen Jahr als sehr schwierig. Der Mehrerlös aus dem gesteigerten Zeitschriftenverkauf wurde durch diese Preisentwicklung zur Gänze aufgezehrt. Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift konnte nur wieder durch Druckkostenbeiträge gewährleistet werden, die dem Verein seitens des Notrings der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, des Kulturamtes der Stadt Wien und der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark und Vorarlberg dankenswerterweise gewährt worden sind.

Das Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde „Volkskunde in Österreich“ liegt im 4. Jahrgang vor. Die zehn Folgen wurden wiederum kostenlos an die Mitglieder verschickt. Die Herstellung des als Verbindungsorgan der österreichischen Volkskunde nun schon gut eingeführten Nachrichtenblattes erfolgte in der Druckerei des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, der dieser Vereinspublikation jegliche Förderung, darunter auch einen jährlichen Druckkostenbeitrag gewährt.

4. Beteiligung an weiteren volkskundlichen Publikationen

Die bereits im letztjährigen Tätigkeitsbericht angekündigte „Österreichische volkskundliche Bibliographie“ ist 1969 mit den Folgen 1—3: Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1965—1967, im Verlag Notring herausgekommen. Diese Publikation erscheint im Auftrag des Vereins für Volkskunde und wird von Klaus Beitzl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner und Maria Kundegrabner bearbeitet. Die nächste Folge 4: Verzeichnis der Neuerscheinungen für das Jahr 1968, befindet sich bereits im Druck.

*

Der Generalversammlung wurde im Anschluß an die Vorlage des Tätigkeitsberichtes vom Kassier Ing. Franz Maresch der Rechnungsbericht für das Jahr 1969 zur Kenntnis gebracht. Auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer Prof. Dr. Stephan Löscher und Frau Dr. Maria Sammer hat die Generalversammlung dem Vereinskassier die Entlastung erteilt und ihm zugleich für die umfangreiche ehrenamtliche Arbeit gedankt.

Die Generalversammlung hatte sich überdies mit der für das Jahr 1970 notwendig gewordenen Erhöhung des Mitgliedsbeitrags zu befassen. Der Vorstand, der nach § 14 Abs. 2 der Statuten von 1959 berechtigt ist, bei absoluter Notwendigkeit auch in Angelegenheiten, die der Beschlußfassung der Generalversammlung unterliegen, selbständig Anordnungen zu treffen und diese der Generalversammlung nachträglich zur Genehmigung vorzulegen, hat dem Vereinsausschuß, der für die Erstellung des Jahresvoranschlages und die Verwaltung des Vereinsvermögens zuständig ist, am 12. Dezember 1970 folgende Beitragsänderung zum Beschluß vorgelegt: Da der Mitgliedsbeitrag von S 20,—, der in dieser Höhe seit 1950 in Geltung ist, und das Abonnement der Zeitschrift von S 96,— (seit 1957) die tatsächlichen Kosten nicht mehr decken, wird der Mitgliedsbeitrag auf jährlich S 40,— und das Abonnement der Zeitschrift auf S 144,— je Jahrgang erhöht. Die Erhöhung des Zeitschriftenabonnements gilt nicht für Vereinsmitglieder, die von nun an einen Preisnachlaß von 50% erhalten und weiterhin S 72,— im Jahr bezahlen. Dieser Beschluß wurde vom Vereinsausschuß einstimmig gefaßt und von der Generalversammlung in gleicher Weise nachträglich bewilligt.

*

Anschließend an die Generalversammlung hielt Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und Präsident des Vereins für Volkskunde in Wien anlässlich des 75jährigen Bestehens des Wiener Volkskundemuseums über „Die dritten 25 Jahre des Österreichischen Museums für Volkskunde“ einen Vortrag. Die anwesenden Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, benachbarter wissenschaftlicher Gesellschaften und Institutionen und die zahlreich erschienenen Vereinsmitglieder nahmen anschließend an einem kleinen Empfang teil, den das Museum zusammen mit dem Verein in der gleichfalls im Akademiegebäude (ehemaliges Ursulinenkloster) untergebrachten Museumsaußenstelle „Sammlung Religiöse Volkskunst“ gab.

Klaus Beitzl

„Hirtenkultur in den Ostalpen.“ Bericht von der 6. Arbeitstagung der Freien Arbeitsgemeinschaft für Ostalpenvolkskunde („Alpes Orientales“) vom 24. bis 27. Mai 1970 in Thusis, Graubünden.

Thusis, Hauptort des bündnerischen Domleschgtales und letzte große Talstation am Eingang der Via Mala für den Paßverkehr über den Splügen und San Bernadino, hat vom 24. bis 27. Mai 1970 die Teilnehmer der 6. Arbeitstagung der Freien Arbeitsgemeinschaft für Ostalpenvolkskunde, genannt „Alpes Orientales“, beherbergt. Der Einladung von Robert Wildhaber, der diesmal die Vorbereitung des Treffens auf sich genommen hatte und, um das Lob gleich vorwegzunehmen, während der gemeinsamen Tage sicher und unauffällig Regie führte, waren an die zwei Dutzend Fachkollegen aus Deutschland, Italien, Jugoslawien, Österreich und der Schweiz gefolgt. Das allgemeine Thema der Tagung, „Hirtenkultur in den Ostalpen“, schien geradezu maßgeschneidert auf das Gastland und den Tagungsort, besitzt Thusis doch bis heute einen der bedeutendsten herbstlichen Viehmärkte Graubündens mit einem starken Auftrieb besonders aus dem Braunviehzuchtgebiet des Heinzenberges mit seinen Hangdörfern, Maiensäßen und Alpen. Es war von vornherein an eine weite Auslegung dieses Gesamtthemas gedacht: Sachkultur, Alprecht, Hirtenheilige, Alpsagen, Lieder und Musik der Hirten, Alpfeste, Alpspeisen, Hirtenkultur im Folklorismus usw.

Die achtzehn Referate, die an drei Vormittagen — jeweils unter einem anderen Vorsitz: Leopold Kretzenbacher, Hans Trümpy und Niko Kuret — vorgetragen wurden, fügten sich demgemäß leicht in den gesteckten Themenrahmen. Der kleine Kollegenkreis, der heuer wieder um einige jüngere Kräfte erweitert worden war, erleichterte die Diskussion, die sich, mitunter ausgesprochen lebhaft, an jeden Vortrag anschloß. Die Reihenfolge der Vorträge unterlag keiner strengen Ordnung. Dennoch sei hier versucht, das Dargebotene nach Methode und Sache zu gliedern. Drei Wege zeichnen sich ab: erstens die unmittelbare Erfassung und Darstellung der Arbeitswelt und der Lebensformen der Viehbauern und -hirten in den Alpen, zweitens die Versuche der mittelbaren Erschließung einer „Hirtenkultur“ aus verschiedenen Äußerungen der geistigen und künstlerischen Volksüberlieferung (Erzählung, Lied, Schauspiel, Bild) und drittens die Berücksichtigung und Analyse des stilisierten „Hirtenbildes“ in der populären religiösen und profanen Dichtung, Ikonographie und Schaustellung.

In die erste Themengruppe gehört der von Gaetano Perusini, Udine, vorgelegte Entwurf einer erschöpfenden landschaftlichen Bearbeitung des Hirtenwesens, „Vita pastorale in Friuli. Premessa ad una inchiesta etnografica“. Im Rahmen des regionalen Volkskundeatlas für Friaul sollen alle Erscheinungen der Dorfweide, der Einzel- und Gemeinschaftsalpen und der Transhumanz, die hier am Alpensüdhang nebeneinander vorkommen bzw. vorkamen, erfaßt werden; die Gemeindeweide allerdings hat mit der Parzellierung und bäuerlichen Besitzfestigung in Friaul zu bestehen aufgehört. Hervorzuheben ist Perusinis Feststellung, daß man nur im Fall der Transhumanz in seinem Arbeitsgebiet von einem selbständigen Hirtenberuf und -stand reden kann, nicht aber in der viehbäuerlichen Alpwirtschaft, die nur sommerliche Zusatz- und Zeitbeschäftigung bietet. Auch die im Bereich der Alpwirtschaft allenthalben anzutreffenden Lastenträger sind nicht als eigene soziale Gruppe zu fassen. Hans Grießmair, Brixen, hat die Tätigkeit der „Tauernknechte und Träger im Ahrntal“, die sich bis vor etwa zehn Jahren wäh-

rend des Sommers im Paßverkehr zu den Weiden der Südtiroler im österreichischen Zillertal und Pinzgau durch den Hin- und Hertransport der Versorgungsgüter für das Alppersonal und des Alpnutzens einen zusätzlichen Verdienst verschafft haben, eindringlich beschrieben und damit einen bisher so gut wie unberücksichtigt gebliebenen Zweig ne bäuerlicher Arbeit ins Licht der Forschung gerückt. Mitten in das Gebiet der Sachkultur führten die „Bemerkungen zu den Gebäuden der Alpwirtschaft in der Schweiz“ von Max Gschwend, Basel. Hinter diesen etwas unterspielt formulierten „Bemerkungen“ verbarg sich eine Übersicht aller wichtigen hauskundlichen Erscheinungen im Bereich der Schweizerischen Senntumswirtschaft einerseits und der Alpwirtschaft als Ergänzung der bäuerlichen Autarkie andererseits. Unter den jeweils in ausgesuchten Bildern vorgeführten Haustypen seien hier besonders die Sonder- und Reliktformen der sogenannten „Zuckerhäuschen“, das sind Schottensiedehütten für die Gewinnung des Milchzuckers, und die runden Steinbauten mit Kragkuppel im italienischsprachigen Puschlavtal (Graubünden) hervorgehoben. Einem gleichfalls archaischen Bautypus, nämlich den Pfahlhütten im Einzelsennereigebiet von Bohinj wandte sich Tone Cevs, Laibach, zu: „Hirtenhütten auf Pfosten in den Julischen Alpen und ihre Bedeutung für die europäische Bauforschung“. Cevs hat sich mit diesen Fragen schon in seiner Dissertation beschäftigt; es wird meines Erachtens aber noch eingehender zu prüfen sein, inwieweit die typologisch und auch funktionell doch sehr verschiedenen Stockwerkhäuser des mediterranen Bereichs („maison en hauteur“) mit dem bereits vorgeschichtlich nachweisbaren Typus des Pfostenbaues in Zusammenhang zu bringen sind. Eine erste Bestandsaufnahme der von Berggehern und Hirten an markanten Geländepunkten im Gebirge errichteten „Steinmännlein“ hat Alfons Maissen, Chur, in Romanisch-Bünden durchgeführt, „Igl um-crap (Steinmännli)“. Mit der Vorlage der vorläufigen Ergebnisse hat der Referent die Anregung zur Ausweitung der Erhebungen im ganzen Alpenbereich ausgesprochen. Über „Zeugnisse zur Sachkultur (Hirtenwesen) Graubündens in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien“ referierte der Berichterstatter. Es konnte darauf hingewiesen werden, daß nur die Hälfte dieser mehr als 250 Objekte umfassenden Kollektion bisher veröffentlicht worden ist. In zwei Koreferaten von Niko Kuret und Helena Ložar, beide Laibach, über „Hirtenglaube und Hirtenbrauch des slovenischen Berglands“ und „Hirtenglaube und Hirtenbrauch im slovenischen Flachland“ wurde alles das dargelegt, was für eine geschlossene Sprach- und Überlieferungslandschaft an Glaubens- und Brauchgut aus dem Bereich bäuerlicher Viehhaltung erarbeitet werden kann. Einzelne Brauchformen, Lied- und Musiküberlieferungen und Volksmedizinisches der Hirten und Halter erörterten Sepp Walter, Graz („Alm- und Heimfahrt in der Steiermark“), Milko Matičetov („Elementi di cultura pastorale nei racconti del popolo sloveno“: Elemente der Hirtenkultur in der slowenischen Volkserzählung), Zmaga Kumler („Ein ‚Lobe‘-Ruf aus Slovenien“: Verwendung des in der Liedforschung als alteuropäisch angesprochenen „Lobe“-Rufes im Kaufruf des Kupinars/Geflügelhändlers), Julian Strajner, alle Laibach („Sur la cornemuse en Slovénie“: indirekter Nachweis des älteren Dudelsackvorkommens in Slovenien mit Hilfe rezenter volkstümlicher Melodietypen), und Elfriede Grabner, Graz („Heilpraktiken der Hirten“: Maukenstechen, Wurzelstechen, Haarseilsetzen, Schädeltrepanation und Aufhängen des Tierschädels über der Stalltür).

Auf einer anderen Ebene der Interpretation volkskundlichen Materials bewegten sich vier weitere Referate. Leza Uffer, St. Gallen, „Das Bild des Hirten in der rätoromanischen Volksliteratur“, sichtet auf diese Frage hin etwa $\frac{1}{5}$ der schweizerisch-rätoromanischen Aufzeichnungen. In 400 Sagen ist vom Hirten nur zwölfmal die Rede, ähnliche Verhältnisse ergaben sich für die Märchen- und Liedtradition. Überall erscheint der Hirt in einer Außenseiterrolle, vielfach sind es in Graubünden auch Fremde (Tiroler, Bergamasker), und nur in den Ziegenhirten begegnet man in der Regel Einheimischen, meist Kindern armer Leute. Im Kern stimmt die von Uffer vielleicht etwas überspitzt formulierte Schlussbemerkung, daß aus der Sicht des Erzählmaterials es schwierig sei, bei den Rätoromanen in der Schweiz von einer „Hirtenkultur“ zu sprechen, bestenfalls doch nur von einer „Kultur der armen Leute, der Zurückgesetzten“. Und wenn es aus den Almliedern häufig anders klingt, dann ist es eben nicht die Poesie der Angehörigen dieser Gruppe, sondern meist diejenige Außenstehender. Diesen kritischen Vorbehalt mußte Maria Kundegaber, Wien, machen, bevor sie nach dem „Wirklichkeitsgehalt der Alm- und Hirtenlieder“ fragte. Für eine beschränkte Anzahl von Motiven lassen sich jedenfalls bestimmte Realitäts- und Lokalbezüge feststellen (Almfahrt, Almleben, besonders Almspeisen usw.).

In der dritten Gruppe von Referaten sind schließlich jene drei Beiträge zusammenzufassen, die sich mit der Überhöhung des Hirten und des Hirtenlebens in der Religion und im profanen Festbrauch beschäftigten. Georg Schroubek, München, „Hirtenidyll und Schäferpoesie im süddeutsch-alpenländischen Wallfahrtslied“, verfolgt die Verbreitung der Gleichnisbilder von Hirt und Herde, Opferlamm und vom apokalyptischen Lamm in Einblattgedichten, geistlichen Volksschauspielen und besonders in den Wallfahrtsliedern und weist auf die Abhängigkeit von der modisch-hochschichtlichen Schäferdichtung des Barocks bei durchaus eigenständiger Ausformung hin. Mit einem umfangreichen Bildmaterial zu diesem Thema konnte Emil Schneeweis, Wien, sein vor allem bildkundlich eingestelltes Referat „Das Bild des Hirten in der religiösen Ikonographie“ unterbauen. Neue Tendenzen volkskundlicher Betrachtung nahm Theodor Gantner, Basel, mit seinem gleichfalls durch ein erstaunlich reiches Bildmaterial fundierten Beitrag „Hirtenkultur im Folklorismus des 19. Jahrhunderts“ auf. Dieses Thema findet gegenwärtig in der vom Referenten bearbeiteten Ausstellung „Festumzüge“ des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel auch seinen musealen Niederschlag (dazu der Katalog: Theodor Gantner, Der Festumzug. Ein volkskundlicher Beitrag zum Festwesen des 19. Jahrhunderts in der Schweiz. Basel 1970. = Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde, Sonderausstellung 1970). Die Festumzüge in der Schweiz kennen seit dem 19. Jahrhundert den nicht mehr an die Termine des Hirtenjahres gebundenen „Alpaufzug“ als eigenen Spieltypus und als eigene Form der bäuerlichen bzw. nationalen Selbstdarstellung.

Der zuletzt erwähnte Beitrag führte in die Schweiz zurück, die der heurigen Arbeitstagung Gastrecht gewährt hatte. Vielleicht ist es die vornehme Zurückhaltung der Gastgeber gewesen, daß im ganzen die Bedeutung gerade der Schweiz für das Hirtenelement in der Volkskultur der Ostalpen etwas zu wenig zur Geltung gebracht wurde. Für die unmittelbare Umgebung von Thusis, für das Hinterrheintal, freilich waren die beiden vom Veranstalter der Tagung überaus glücklich eingerichteten

Gespräche mit Pfarrer Emilio Z u a n vom Heinzenberg und mit Kreisarzt Dr. Bonifazi aus Thusis einerseits und den beiden Altbauern Philipp aus Fürstenau und Thaler aus Almeins im Domleschg andererseits höchst aufschlußreich, nicht nur was die Lage der Landwirtschaft und der Viehhaltung in diesen beiden Talgegenden betrifft, sondern auch hinsichtlich des sehr ausgeprägten Unterschiedes zwischen der Mentalität der vorwiegend rätoromanischen Bevölkerung des Domleschg und der Gesinnung der „herkommen Lüt in den obersten Höhinin (des Heinzenberges), die fry oder Walser sind“. Der unmittelbaren Anschauung von Landschaft und Kultur des Tales am Hinterrhein dienten schließlich auch die täglichen Ausfahrten: am ersten Nachmittag zu den 1965 erst aufgedeckten Felsbildern von Carschenna in Sils i. D. (vgl. Christian Z i n d e l, Zu den Felsbildern von Carschenna, in: 97. Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden, Jahrgang 1967, ersch. Chur 1969, S. 5—22) unter der kundigen Leitung von Hans E r b, Konservator des Rätischen Museums in Chur; am anderen Tag ins Schams, wo Christian S i m o n e t t den Tagungsteilnehmern die Bilderwelt der hochberühmten romanischen Holzdecke in der Kirche von Zillis erschloß und überdies einen Einblick in seine Sammlerarbeit für das von ihm persönlich eingerichtete und in einem guten Bündner Bauernhaus untergebrachte Talschaftsmuseums gewährte. Eine gemeinsame alp- und hauskundliche Wanderung mit Max G s c h w e n d am letzten Nachmittag über die Maiensäße von Obertschappina bis zur äußersten Grenze des Heinzenbergs an der wilden Nolla-Schlucht war gleichsam die sachliche Abrundung alles dessen, was an drei Tagen vorgetragen und im einzelnen erörtert worden war und noch in diesem Jahr in einem Sammelband des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde“ auch gedruckt vorgelegt werden soll. Das Thema „Hirtenkultur in den Ostalpen“, das während der Tagung in Thusis von ganz verschiedenen und auch neuen Gesichtspunkten aus betrachtet worden ist, ist damit keineswegs erschöpft und erledigt. Alle Tagungsteilnehmer waren vielmehr der Meinung, die Arbeiten in dieser Richtung fortzusetzen und die nächste Arbeitstagung „Alpes Orientales VII“ noch einmal mit dem gleichen Gegenstand zu befassen.

Klaus Be i t l

Zum Tode von Alfred Karasek

Nur wenige Wochen, nachdem er die Schlußzeilen des umfangreichen Werkes niedergeschrieben hat, an das er in den letzten Jahren seine ganze unermüdete Arbeitskraft wandte, ist Alfred Karasek am 10. Mai 1970 in Bischofswiesen bei Berchtesgaden 68jährig gestorben. Die Drucklegung seines Buches über die böhmischen Weihnachtskrippen durfte er nicht mehr erleben. Damit ist ein Forscherleben zu Ende gegangen, das sich so gar nicht in das Schema des Üblichen fügen lassen will. Nicht nur, daß Karasek, einer Familientradition folgend, ein technisches Studium absolvierte und nur quasi nebenher, freilich mit großer Zielstrebigkeit, in seine eigentliche Berufung hineinwuchs; er war vielmehr auch eine Forscherpersönlichkeit, vor deren eigenwilligem Gesamtwerk alle pauschalen Kennzeichnungsversuche versagen. Kein Wunder freilich bei einem Mann, dessen Schaffensperiode fast 50 Jahre umfaßte und der also an der Entwicklung der Volkskunde über eine lange und oft schwierige Wegstrecke hin empfangend und gebend teilhatte. In der reichen Bibliographie seiner Veröffentlichungen (im Jahrbuch für ostdeutsche

Volkskunde, Band IX/1965, S. 212—238) zu blättern heißt, ein Stückchen Wissenschaftsgeschichte nachzulesen, das manches widerspiegelt von dem sich wandelnden Selbstverständnis des Faches, von der Abfolge methodischer Richtungen in ihm oder auch der Verschiedenartigkeit der jeweils angestrebten Erkenntnisziele während des letzten halben Jahrhunderts. Es wäre ja keinesfalls zutreffend, wollte man Alfred Karasek nur als den erfolgreichen Sammler bezeichnen, der er gewißlich gewesen ist und als den man ihn meist vor Augen hat. Aber er häufte nicht Stoff um des Stoffes willen, auch da nicht, wo er unter dem Einfluß des Rettungsgedankens versuchte, „in letzter Minute“ aufzuzeichnen, was mit diesem „steinalten“ Gewährsmann, mit jener untergehenden spezifischen Gruppe in der Tat unwiderruflich verschwinden mußte. Wer auch nur von ferne in gelegentlichen Gesprächen die Entstehung seines Krippenbuches verfolgen konnte, der weiß, wie hier wachsende Belegfülle immer neue Probleme aufwarf und wie auf Grund von deren theoretischer Durchdringung umgekehrt mehrmals ganz neue Stoffgebiete erschlossen werden konnten. Diese Kettenreaktion konnte freilich nur fruchtbar werden bei einem Forschertemperament, das eine leidenschaftliche wissenschaftliche Neugierde mit einer gleichzeitigen kritischen Kühle verband, die auch noch aus seinen engagiertesten Arbeiten weht. Dem gänzlich unpathetischen, aber ausgeprägten wissenschaftlichen Eros Karaseks entsprach seine fast übermenschliche Arbeitskraft und -hingabe; über dem Arbeiten vergaß er mitunter das Beantworten auch wichtiger Briefe oder die Wahrnehmung von Terminen, denen gegenüber er sich überhaupt ein bestechende Souveränität zu wahren wußte. Zeit und ein gastfreies Haus hatte er dagegen stets für Besucher, die in der „Sammlung Karasek“ in der Bischofswiesener Moossiedlung Materialien für eigene Forschungsarbeiten suchten. Viele, sehr viele haben von dieser seiner ungewöhnlichen Freigebigkeit Gebrauch gemacht. Der Reichtum der Sammlung ist längst noch nicht ausgeschöpft. Sie umfaßt, den besonderen Interessen Karaseks entsprechend, in erster Linie Aufzeichnungen von Volksschauspielen, -sagen und -märchen aus den ehemaligen deutschen Minoritätsgebieten Ost- und Südosteuropas, aber auch zur Brauch- und Volksglaubensforschung sowie, seit dem Zweiten Weltkrieg, von Daten über Wandlungsprozesse der Volkskultur als Ergebnis der Massenemigrationen der Nachkriegszeit. Hier hat Karasek früh und gänzlich unsentimental auf die tiefgreifenden Folgen der sozialen Umstrukturierung überwiegend agrarischer Gruppen durch deren Eingliederung in die moderne Industriegesellschaft hingewiesen und diese Vorgänge scharfsichtig in seinen knappen und aussagekräftigen Niederschriften in Flüchtlingsbaracken und -siedlungen erfaßt. Zuletzt waren es dann nochmals mehr als 15.000 Aufzeichnungen zur Krippenforschung, die er als Grundmaterial für sein großes Krippenbuch zusammentrug, dessen hoffentlich ungekürzte Veröffentlichung wir nun als Alfred Karaseks Nachlaß noch erwarten dürfen.

Georg R. Schroubek, München

Literatur der Volkskunde

Wörterbuch der Bairischen Mundarten in Österreich. Herausgegeben im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Eberhard Kranzmayer und Maria Hornung, unter Mitwirkung von Franz Roitinger, Alois Pischinger, Werner Bauer, Albrecht Eitz, Helga Hiermanseder, Herbert Tatzreiter. Lieferungen 6 und 7, Seiten 317—444. Kommissionsverlag Hermann Böhlaus Nachf. Wien — Graz — Köln 1968/69. Jede Lieferung S 96,—.

Das große Werk schreitet langsam, aber immerhin fort. Man ist mit der siebenten Lieferung noch nicht ans Ende des Buchstaben A gekommen, und das Unternehmen hat bereits zwei wichtige Mitarbeiter (Roitinger und Pischinger) verloren, die sehr viel zu den Vorarbeiten beigetragen haben. Kranzmayer zeichnet nicht mehr allein für die Herausgabe, Maria Hornung steht ihm nunmehr auch auf dem Titelblatt zur Seite.

Die Lieferungen weisen wieder viele inhaltsreiche Artikel auf, oft mit eigenartiger Materialerfassung (diesmal zufällig der umfangreiche Artikel Arsch, wobei das bergmännische Arschleder nicht vorkommt, nur als Bestimmungswort S. 363). Manches Stichwort wie Arn (für Ente) gibt zu einem kleinen Anhang über das Erntebrauchtum Anlaß, ohne besonders weit auszugreifen. In manchen Artikeln sind die brauchtiümlichen Bemerkungen in den Gesamttext eingestreut (zum Beispiel bei Erbse), ohne daß eine Zusammenfassung (methodischer Art, etwa nach Glaubenszügen, brauchmäßiger Verwendung, Redensart, Kinderlied usw.) erfolgen würde. Hier würde man sich, von unserer Seite her, mehr Systematik wünschen. Manchmal freilich liefert das Wörterbuchmaterial wieder nützliche Ergänzungen zum bisherigen Kenntnisstand, beispielsweise bei der Arl (S. 329 f.). Aber auch hier werden einzelne Einwände erfolgen, beispielsweise bei der „Sonderbedeutung ‚Joch‘ für ‚adl‘ in Großpertholz, NÖ.“, das sich gewiß nicht aus „(Joch)hahel“ herleiten läßt, sondern vom slav. jar = Joch (zu S. 330). Der Gesamteindruck, daß diese an sich bedeutende Leistung der Mundartforschung durch eine systematische volkskundliche Mitbearbeitung gewinnen würde, bleibt also bestehen.

Leopold Schmidt

Viktor Herbert Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, Nr. 2), 88 Seiten, mit vielen Abbildungen und Zeichnungen im Text und 1 Plan des Museumsgebietes. Herausgegeben im Selbstverlag des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz.

Das Freilichtmuseum im Stübinggraben ist zwar noch nicht offiziell eröffnet, doch wird es schon eifrig besucht, und sein rühriger Leiter hat deshalb einen ersten umfassenden Führer durch die ganze Anlage herausgebracht. Das schicke Büchlein ist ein echter Führer, es bietet eine

sehr begrüßenswerte „Einführung“, die nicht nur Laien, sondern auch nicht ganz hauskundige Fachleute und zumal Studenten in das umfangreiche Gebiet wirklich einzuführen vermag. Was die Grazer Schule von Meringer über Geramb bis Koren erforscht und vorgetragen hat, ist hier verwertet und wird vor der anschaulichen Wirklichkeit der nunmehr im musealen Zusammenhang wiedererrichteten Originalbauten gelehrt. Es wird wirklich gut sein, wenn sich der aufmerksame Besucher zuerst liest, was hier über „Siedlung und Gehöft“ gesagt wird, bevor er sich mit dem einzelnen Objekt beschäftigt.

Von den im Plan vorgeführten 44 Bauten stehen nunmehr 29, an sich eine stattliche Zahl. Die Häuser aus Wien und Niederösterreich, rechte Sorgenkinder für die Gesamtplanung, fehlen noch, ein Stadel in Oberösterreich ist erst geplant, ebenso ein Haus aus dem Montafon, und eine Anzahl anderer Gebäude befindet sich eben im Aufbau. Man sieht, wieviel vorgeplant ist, wofür schon das Material angekauft wurde, kurz, der Eindruck, daß Pöttler mit einer beachtlichen Planmäßigkeit arbeitet, wird auch durch diese Veröffentlichung wieder bestärkt.

Der Führer, um auf die anschaulichen Einzelkapitel zu den Höfen usw. etwas einzugehen, versucht in einfacher, verständlicher Sprache jeweils den Bau, seine Eigenart, seine Neuerrichtung zu schildern, von seiner Einrichtung ein Bild zu geben, einschließlich der Möbel und Geräte, von denen schon viel vorhanden ist, ohne daß die Räume überfüllt würden. Volkstechnische Anlagen wie Mühle, Stampfe, Brechelhütte, Schmiede, Backofen usw. werden verhältnismäßig ausführlich dargestellt, verständlicherweise, da hier die Kenntnisse der meisten Besucher womöglich noch geringer sein dürften als bei den Wohn-, Stall- und Stadelbauten. Da läßt es sich wohl kaum vermeiden, daß verhältnismäßig viele Einzelheiten, Vorgänge usw. mit zum Teil mundartlichen Fachausdrücken erläutert werden. Auch die in hübschen Randzeichnungen dargestellten Geräte wie Schmalzschaff und Deckknecht, Feuerroß und Honigschleuder, Schottwiege und Blochstiege, Brotrehm und Sauschragen, sind auf diese Weise beschriftet, wobei eine gemischte schriftdeutsch-innerösterreichische Fachsprache den Hauptbestand der Ausdrücke stellt.

Angesichts der fast durchwegs schönen Fotos und instruktiven Zeichnungen erheben sich selbstverständlich einige Fragen, die hier gleich angeschnitten werden sollen, ohne diesen „Führer“ an sich etwa kritisieren zu wollen. Die Beschreibungen der Bauten (mit Bildern und Grundrissen) sind für den Fachmann leicht verständlich. Für den Außenstehenden wird manches nicht ganz klar sein können. Einzelheiten des Blockbaues sind durchaus nicht allgemein geläufig, komplizierte Dinge wie die Blocktonnenwölbung lassen sich begreiflicherweise nur andeuten. Was einmal beim Kitting (S. 25) gesagt wird, müßte bei der Holzknechthütte aus der Bärenschützklamm bei Mixnitz (S. 32) wiederholt werden. Wenn es dort heißt, „der Rauchabzug erfolgte durch eine über der Eingangstür gelegene Luke, die durch eine Auswölbung der runden Deckenhölzer entstand“, so wird dies beim Nichtfachmann wohl eine falsche Vorstellung entstehen lassen. Die Frage der Blocktonnenwölbung ist interessant genug, um mit einigen Zeilen erläutert zu werden, unabhängig von der Frage des Rauchabzuges. Vgl. dazu Arthur Haberlandt, Zur Kulturgeschichte der Hausformen Oberdeutschlands (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, Berlin 1934, S. 19 und Abb. 1 auf Tafel I: Ochsenhalterhütte auf den Staritzen nächst Seewiesen bei Mariazell). Dann würde nämlich auch die aus behauenen Balken erstellte Einwölbung des Getreidekastens aus Oberzeiring (S. 54)

eher verständlich gemacht werden können. Was sicherlich bei Führungen sowieso gesagt wird, sollte also auch im gedruckten Führer mitgeteilt werden.

Was die Form der Mitteilungen betrifft, so hätten wir für eine Neuauflage des verdienstlichen Führers zwei Vorschläge: 1. Auch ein knapper Führer über ein solches Spezialgebiet, wie es die Bauernhausforschung und ihre museale Darstellung ist, braucht ein Literaturverzeichnis. So mancher fachlich wenig oder gar nicht vorgebildete Besucher wird froh sein, wenn er daraus entnehmen kann, wo er nun weiter nachschauen soll. 2. Der Führer bedarf eines Glossars. Wir haben bei unserem Katalog der Ausstellung „Alltag und Fest im Mittelalter“ im Unteren Belvedere vorsichtshalber ein sprachlich überprüftes Glossar dazugegeben, und selbst dieses ist vielleicht für manchen Benutzer noch zu wenig. Wenn man bedenkt, daß das Freilichtmuseum von sehr vielen Schaulustigen ohne jegliche Mundartkenntnisse besucht werden wird, dann wird man wohl die Notwendigkeit eines kleinen, aber vollständigen Wörterbuches einsehen. Man lese sich nur einmal die Seiten 28—31 mit den Erläuterungen der Stampfe, der Mühle und der Ölkuh, mit den „Stampfgrindln“ und „Ankenlöchern“ und „Schießerhebeln“ usw., und wird die Notwendigkeit eines solchen Glossars wohl einsehen. Es kann sein, daß Pöttler solche Ergänzungen für einen späteren, größeren Katalog sowieso plant. Aber wir glauben, daß diese zwei Erweiterungen seines Textes heute schon notwendig sind. Das Freilichtmuseum erweist sich immer mehr als eine wichtige, qualitätsvolle Einrichtung. Der neue Führer dazu ist gut und schön. Er könnte also unserer Meinung nach noch etwas bedachter gemacht und dadurch nützlicher werden.

Leopold Schmidt

Herbert Lager, Österreichische Tänze, II. Teil, Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien-München 1969. 50 Seiten und ein Notenteil.

Vor zehn Jahren haben Herbert Lager und Hermann Derschmidt die „Österreichischen Tänze“ herausgegeben. Es waren dies Grundformen von Tänzen, die es in verschiedenen Spielarten in ganz Österreich gibt. Man dachte anscheinend damals nicht an eine Fortsetzung dieser Ausgabe, denn es fehlte der Untertitel „I. Teil“. Nun aber zeigte es sich in der österreichischen Volkstanzpflege, daß neben den in Raimund Zoders Grundwerk „Österreichische Volkstänze“ enthaltenen Tänzen auch weitere Tänze gerne getanzt werden, deren Aufzeichnungen in den verschiedensten, oft auch schwer greifbaren Publikationen erschienen sind. Herbert Lager, einer der verdienstvollsten Volkstanzforscher und Volkstanzpfleger unserer Zeit, will nun in den Österreichischen Tänzen, II. Teil, eine Fortsetzung von Zoders Werk sehen. Der Verfasser hat sich bemüht, bei den achtzehn Tänzen mit großer Genauigkeit und volkskundlicher Gewissenhaftigkeit zu arbeiten. Drei Tänze scheinen bei Zoder auf, die übrigen fünfzehn Tänze haben ihre Quellen in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, in den Volkstanzblättern, die seinerzeit vom Deutschen Volkslied-Verein Wien herausgegeben wurden, und in anderen volkskundlichen Veröffentlichungen. Aus diesen Schriften und aus dem Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich hat Lager zu den einzelnen Tänzen Melodien gefunden, die an die bereits bekannte achttaktige Melodie gereiht, zu manchem Tanz eine Suite aufspielen lassen. Die Tempi sind, so wie es sich immer wieder am Tanzboden heute zeigt, schneller. Der beigefügte Notenteil ist für 2 Geigen (Klarinetten) mit

Angabe einer einfachen Gitarrenbegleitung eingerichtet. Den Tanzaufzeichnungen geht eine allgemein gehaltene Einführung über das Gehaben beim Tanze, über die Körperhaltung, Fassung und Armhaltung und über die Ausführung der Tanzschritte voraus. Den Abschluß bilden Bemerkungen zu den Tänzen und eine Quellenangabe. Dabei hätte man müssen bei der Bandltanzmelodie zu K. Adrian noch die Seite 367 vermerken, da man die gemeinte Bandltanzmelodie beim Lungauer Reiftanz findet — der Bandltanz wird in Tamsweg in Verbindung mit dem Lungauer Reiftanz getanzt. Hilde Seidl hat wieder mit großem Geschmack und Können den Einbandentwurf und die graphische Gestaltung der Tanzausführungen im Innern des Buches geschaffen. Mit den „Österreichischen Tänzen“ hat die österreichische Volkstanzbewegung wieder eine „Bibel“ in die Hand bekommen, nach der zu greifen jedem zu empfehlen ist. (R. Zoder nannte seine Österreichischen Volkstänze, die leider schon lange vergriffen sind, „Bibel“, weil in einem Zweifelsfalle über die Tanzausführung, ein Nachblättern darin Klarheit bringen sollte.)

Franz Schunko

Joseph Richter, Briefe eines Eipeldauers über d'Wienstadt (= Die Fundgrube, Bd. 48). Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Ludwig Plakolb. 314 Seiten. München 1970. Winkler-Verlag. DM 19,80.

Die fingierten „Briefe“, die der aufklärerische Wiener Journalist Joseph Richter in der Maske eines „Eipeldauers“ aus der nächsten Wiener Umgebung an einen dort seßhaft gebliebenen „Vetter in Kagran“ richtete, sind ein schätzenswertes Stück altwienerischer Literatur. Die immer noch gut lesbaren „Briefe“ sind mit bemerkenswerten Aufzeichnungen zur Kultur- und Sittengeschichte, aber auch zur Volkskunde angefüllt, und die Wiener Kulturgeschichtsschreibung hat sich die bedeutende Quelle längst nicht entgehen lassen. Die wesentlichsten Teile der 194 Hefte hat 1917 Eugen von Paunel in der großartigen Schriftenreihe „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich“, die Gustav Gugitz gegründet und geleitet hatte, in zwei stattlichen Bänden herausgegeben. Die sachliche Kommentierung durch Gugitz und die mundartkundliche durch Anton Pfalz haben daraus ein wichtiges, ja grundlegendes Werk zur Wiener Stadtvollskunde der Napoleonischen Zeit gemacht.

Die Ausgabe von Paunel ist längst vergriffen. Es ist also gut, daß Ludwig Plakolb, der sich für solche Neuausgaben spezialisiert hat, eine lesbare Auswahl aus der ganzen Serie getroffen hat, die in dieser an wertvollen Bänden reichen „Fundgrube“ nunmehr vorliegt. Er hat selbstverständlich rein zeitgebundene Stellen ausgelassen, aber alles Lesenswerte erhalten, und in einem kurzen Nachwort die geistes- und literaturhistorische Stellung der „Eipeldauer-Briefe“ gekennzeichnet. Freilich: Ohne Kommentar und ohne Register ist ein solcher Auswahlband nur schwer benützlich. Der Normalleser wird für die „Erläuterungen schwer verständlicher Wörter“ (S. 311 ff.) dankbar sein.

Leopold Schmidt

Josef Schönecker, Arbeit, Brot und Frohsinn im Innviertel (= Innviertler Heimathefte, Folge 4, 1970) 52 Seiten, mit 35 Abb. Taufkirchen an der Pram, Oberösterreich.

Oberschulrat Schönecker fährt rüstig fort, seine Sammlungen zur Heimatkunde des Innviertels zu veröffentlichen. Das vorliegende Heft enthält allerlei Wissenswertes zur Geschichte des Drusches und der

Dreschgeräte, Aufzeichnungen und Bilder zu den alten „Troackkasten“, Notizen zur Einführung und Verwendung der Dreschmaschine. Dazu Hinweise auf „Das Tägliche Brot“, wie immer alles mit den entsprechenden Mundartausdrücken. Dann folgen Hinweise auf die alte Viehzucht im Innviertel, und weiters solche auf einheimische Industriezweige, besonders auf die Granitwerke. Wichtig erscheinen die Aufzeichnungen über den „Frohsinn im Innviertel“, da quellenmäßige Text- und Bildbeiträge zu den verschiedenen Zechen, Kameradschaften, Männerquartetten usw. gegeben werden. Schließlich von besonderer fachlicher Bedeutung das Verzeichnis der Neuerwerbungen der Hauptschule Taufkirchen, von denen im Bild ein altes „Geamäul“, nämlich eine steinerne Schreckmaske, sowie ein strohgeflochtener Bienenkorb mit aufgemalten menschlichen Zügen dargeboten werden. Der anthropomorphe Bienenkorb trägt landschaftlich bezeichnenderweise den Namen „Passauer Tölpel“, infolge der beiläufigen Ähnlichkeit mit dem bekannten Passauer Stadtwahrzeichen.

Leopold Schmidt

Wolfgang Suppan, Lieder einer steirischen Gewerkensgattin aus dem 18. Jahrhundert. Handschrift 1483 des Steiermärkischen Landesarchiv, Graz (= Beiträge zur Erforschung steirischer Geschichtsquellen, XLIX. Heft [Neue Folge XVII. Heft]), 42 Seiten, mit Noten. Graz 1970, Selbstverlag des Historischen Vereins für Steiermark. S 36,—.

Veröffentlichungen von Liedhandschriften sind immer willkommen, da sie Querschnitte durch das Liedgut, sei es einer Zeit, eines Ortes oder einer Gruppe bieten, unter Umständen auch Aufschluß über den Liedbesitz einer dementsprechend liedfreudigen Einzelpersönlichkeit. Ein derartiger Fall liegt wohl hier bei der Handschrift der Maria Ursula Hasenhietlin, geborene von Sulzberg, in Vordernberg vor, die ihre Liederhandschrift 1742 abschloß. Sie schrieb, ihrer Zeitstellung nach, geistliche und weltliche Lieder des 17. und frühen 18. Jahrhunderts ein, und Suppan hat bei der Herausgabe und Kommentierung feststellen können, daß von den leider nur zwanzig Liedern beinahe die Hälfte, nämlich neun, bisher eigentlich unbekannt waren. So wenig gut ist es um unser Kenntnis des barocken Flugblattliedes, vor allem des weltlichen, im Lande bestellt. Auch von den anderweitig nachzuweisenden sind die meisten auch nur ganz selten belegt, die geistlichen fast nur in anderen Liedhandschriften, nicht zuletzt in solchen, die Norbert Wallner für Tirol hat feststellen können.

Die Lieder hat eine Gewerkensfrau zusammengeschrieben, es sind deshalb aber doch keine Bergmannslieder, und so beziehen sich die Bemerkungen, die Suppan auf die Ausführungen Kirnbauers im Katalog der Steirischen Bergmannsausstellung 1968 münzt, eigentlich gar nicht darauf. Daß Suppan es für notwendig findet, seine Kritik noch an die unqualifizierbaren Bemerkungen Rühmkorfs in seinem „Volksvermögen“ anzulehnen, spricht nicht unbedingt für besondere eigene Qualität der kritischen Bemühung. Man hält sich also wohl besser an die positiv zu wertende Leistung der Herausgabe dieser Vordernberger Liedhandschrift, welche das inneralpenländische Gesellschaftslied des frühen 18. Jahrhunderts doch in einem anderen Licht als bisher erscheinen läßt.

Leopold Schmidt

Ida Weiß, Kärntner Lebensbilder (= Kärntner Heimatleben, Bd. 11). 95 Seiten mit 15 Aufnahmen. Klagenfurt 1970, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Ein schmales, lebenswürdiges, inhaltsreiches Buch, das Lebensbilder von 15 bedeutenden Kärntnern enthält, von Gelehrten, Schriftstellern, Malern usw., die ungefähr in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben und auch so gut wie alle am Kärntner Freiheitskampf führend beteiligt waren.

Fachlich erscheint es wichtig und bemerkenswert, daß viele dieser guten Kärntner Patrioten in irgendeiner Form volkskundlich tätig oder doch beachtlich interessiert waren. Das gilt für Hugo Moro, den Mundartdichter und Vater von Oswin und Gotbert Moro ebenso wie für den Germanisten Primus Lessiak. Das gilt ganz besonders für Ferdinand Raunegger, den Schöpfer des Kärntner Heimatmuseums, aus dem die heutige volkskundliche Abteilung des Landesmuseums für Kärnten hervorgegangen ist. Das gilt selbstverständlich und in besonderem Ausmaß für Georg Graber sowie für Oswin Moro, deren Namen in der Geschichte der österreichischen Volkskunde einen besonders guten, vollen Klang haben. Aber auch bei Malern wie Leopold Resch gilt dies noch, da, wie Ida Weiß schreibt „sein eigenes kultiviertes malerisches Werk sich fast zur Gänze mit dem Kärntner Volksleben, mit den Kärntner Menschen und mit seiner Tracht befaßt“ (S. 57). Aber auch bei Gelehrten wie Viktor Paschinger und besonders bei Martin Wutte sind die Verbindungen zur Volkskunde an Hand ihrer Veröffentlichungen bis heute noch nachzufühlen. Hinter den lebenswürdig geschriebenen, sachlich fundierten 15 Einzelskizzen steht also ein gewisses Gesamtbild der nicht zuletzt auch volkskundlich mitbestimmten Gesamteinstellung einer wichtigen Gruppe von Kärntner Vertretern des geistigen und künstlerischen Lebens, das man auch als Beitrag zur österreichischen Geistesgeschichte anerkennen wird müssen.

Leopold Schmid

Helmut Prasch, Der alpine Mensch und sein Zeug. Inventar des Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau im Schloß Ortenburg-Porcia. 112 Seiten und unpag. Anhang, zahlreiche Abb. im Text. Spittal 1970, Selbstverlag des Fördererverbandes (des Bezirksheimatmuseums).

Das Spittaler Museum, 1958 gegründet, ist offenbar zur Zeit bis zu einem gewissen Grad abgeschlossen. Helmut Prasch, der unermüdliche Gründer und Leiter, hat den ganzen zweiten Stock und den Dachboden des Schlosses Porcia eingeräumt bekommen, und gibt deshalb einen Führer heraus, der in 51 Gruppen das ganze Material, meist jeweils nur mit einem einzigen Stichwort, aufschließt. Ein Nachwort „Arbeit und Gerät des alpinen Menschen“ erläutert, wie Prasch sein Museum im Zusammenhang mit der volkskundlichen Geräteforschung sieht. Daß seine Art der Sammlung von besonderer Bedeutung ist, weil auf keinem Hof mehr alles vorhanden ist, was einstmals in den Inventaren angeführt wurde, zeigt das hier (S. 62 ff.) abgedruckte Inventar des Leonhard Walcher zu Obermillstatt von 1610, und das Gegenstück dazu, das Inventar des Adam Mayr zu Zeltschach von 1677.

Dem Inventar der Spittaler Sammlung sind Wiederabdrucke von erläuternden Kapiteln aus dem Buch „Um die Möll“ von Prasch angehängt, so über die „Brechelhütten“, den „Deckenvogel“, das „Kraut und Fleisch selchen“, „Mölltaler Flösser“. Ein gut bebildeter Beitrag „Schlitt-

barformen“ zeigt das Biegen der Schlittenkufen in bäuerlicher Technik, und im unpaginierten Anhang ist Praschs Artikel „Ölpresen als bäuerliche Erfindungen“ wiederabgedruckt. Das sind also sozusagen illustrative Beiträge, die dem Museumsbesucher zeigen sollen, in welcher Form diese Dinge einstmals im Leben standen. Da die Wiederabdrucke auch die guten Zeichnungen der Originaldrucke mitbekommen haben, erscheint das bildhafte Moment dieses Führers noch gesteigert. Was späterhin aus dem Material fachlich noch alles zu machen wäre, ist Prsch durchaus bewußt; „Inventare“ wie dieses sind auf jeden Fall nützliche Erstarbeitungen.
Leopold Schmidt

Hans Hochenegg, Kulturbilder aus Solbad Hall und Umgebung
(= Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. IV.)
209 Seiten, mit mehreren Abb. Innsbruck 1970. Im Kommissionsverlag der Österreichischen Kommissionsbuchhandlung.

Auch dieses neueste Buch des bedeutenden Sammlers und Kenners von Tirolensien, unseres verehrten Mitarbeiters an der Zeitschrift, wird man mit Vergnügen und Gewinn zur Kenntnis nehmen. Der Band enthält eine ganze Reihe von unveröffentlichten oder nur versteckt und zerstreut veröffentlichten Aufsätzen aus der Geschichte und Kulturgeschichte von Hall. Es sind, wie auch eines der Kapitel heißt, „lose Blätter“, aber sie bezeugen das Sammlerglück und die Interpretationsfreude des Verfassers an allem, was Alt-Hall betrifft. Ob es sich um barocke Prunkprozessionen oder um Henker, um Bader oder um Apotheker und deren Gerät handelt, hier wird viel Unbekanntes darüber berichtet. „Vergessene Künstler“ werden ebenso wieder entdeckt wie halb oder ganz vergessene Kunstwerke, Devotionalien, Wallfahrtskultobjekte und ähnliche bemerkenswerte Dinge. Es fehlen auch nicht „Sagen und Überlieferungen aus Mils bei Hall“, die sich einigermaßen an die „Geistererscheinungen im Bereich des Damenstiftes“ anschließen.

Wenn man derartige von intimer Lokalkennntnis erfüllter örtliche Traditionsstudien liest, hat man nicht selten das Gefühl, daß sich die sonst nur mehr abstrahiert und komprimiert vermerkten Überlieferungsbestände im Gedächtnis sozusagen wieder mit „Leben“ anfüllen. Grob ausgedrückt: Man vermag dann wieder einmal den Weg etwa von der Sage zum Gerücht, ja zum Tratsch zurückzufinden, und einiges vom Leben beispielsweise der Volkserzählung besser zu verstehen als vorher. Auch dafür muß man der Lektüre eines Buches wie des vorliegenden dankbar sein.
Leopold Schmidt

Hinrich Siuts, Die Ansingelieder zu den Kalenderfesten. Ein Beitrag zur Geschichte, Biologie und Funktion des Volksliedes. Großformat, XII und 595 Seiten. Göttingen 1969, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 136,—.

Vor genau 35 Jahren erschien das umfangreiche Werk von Joseph Schopp, Das Deutsche Arbeitslied (Heidelberg 1935). Es zeigte die Möglichkeiten der volkskundlichen Behandlung von Volksliedstoffen am Beispiel der Arbeitslieder sehr deutlich auf. Was daneben an Arbeiten zum Brauchtumslied erschien, war weit weniger einprägsam und wurde auch weniger bekannt. Die geläufigen Formen der Volksliedforschung haben meist darüber hinwegsehen lassen.

Der Gedanke der volkskundlich eingestellten Volksliedforschung ist dennoch wach geblieben und konnte in den letzten Jahren auch bei uns

stärker zur Geltung gebracht werden. Daß die Thematik auch anderwärts verfolgt wurde, zeigten die allmählich bekanntwerdenden Veröffentlichungen von Hinrich Siuts. Er hat sich im ganzen letzten Jahrzehnt eigentlich mit der Bearbeitung seines Hauptthemas befaßt, wie aus dem nunmehr vorliegenden umfangreichen Buch hervorgeht. Das Buch gibt also in seinem I. Teil eine sehr vollständige Übersicht der Ansinglieder im deutschen Jahresablauf (Vorweihnachten, Weihnachten, 2 Frühjahrsabschnitte, Ostern, 2 weitere Frühjahrsabschnitte nach dem Mai, und bis in den Hochsommer, schließlich Herbst) und stellt im II. Teil den Aufbau der Lieder (samt Verbreitung, Träger, Sinn und Funktion) dar. Die Darstellung der jeweiligen Brauchelemente weist sich als notwendige Erläuterung der Lieder selbst aus, wesentliche Motive der einzelnen Verse lassen sich ohne genaue Kenntnis der Braucheinheiten nicht verstehen. Für die Altersbestimmung der Lieder ist die Altersbestimmung der Bräuche selbst wesentlich, daher wird auch sie von Siuts zumindest nach den bisherigen Arbeiten referiert.

Die beiden überlegten, gut gegliederten Kapitel umfassen nur ungefähr ein Drittel des Buches. Dann kommt der umfangreiche III. Teil, „Die Lieder“ überschrieben, das sind also jene 343 Nummern, mit denen man künftighin bei jeder weiteren Bearbeitung eines Brauchtumsliedes wird rechnen müssen. Es sind gewissermaßen die „Typen“ und ihr Verzeichnis stellt doch ein Denkmal eines gewaltigen Fleißes dar. Siuts hat nicht nur aus der ihm weitgehend bekanntgewordenen Literatur, sondern auch aus den Materialien des Deutschen Volksliedarchives alle diese kleinen Ansing- und Heischelieder entnommen, die sich, wie er sich und nun auch uns deutlich macht, wirklich nach Typen anordnen kann. Die Darbietung erfolgt verständlicherweise mit reicher Verwendung von Abkürzungen, eine eigene Sigelliste erschließt sie. Die einzelnen Lieder innerhalb der Typen sind jeweils nach Landschaften vorgeführt, und aus diesen Zusammenstellungen wieder sind die Karten im Anhang des Buches herausgezeichnet. Es handelt sich dabei außer um die Grundkarte um folgende Darstellungen: 4. Nikolaus-, Klöpfel-, Pfeffer- und Rauchnachtslieder. 5. Weihnachtsmann-, Christkindel-, Weihnachts- und Dreikönigslieder; 6. Neujahrs- und Rummeltopflieder zum Jahresbeginn; 7. Lieder zu Fastnacht und zum Todaustragen; 8. Lieder zu Lätare; 9. Oster- und Mailieder; 10. Umzugsgestalten zu Mai und Pfingsten; 11. weitere Umzugsgestalten und der Pflug zu Pfingsten, Pfingstspiele; 12. Johannislieder; 13. Martinslieder; 14. Typ 37: Ich bin ein kleiner König, die Termine des Liedes; 15. Die Kontrafakte zum Typ 37: Die Termine des Liedes; 16. Typ 37: Die Termine des Liedes bei den deutschen Siedlern in Ost- und Südosteuropa; 17. Typ 40 („Die heiligen drei Könige“): Landschaften mit gleicher Liedgestaltung; 18. Typ 40: Die Verbreitung der Haupteingänge des Liedes; 19. Typ 40: Die Termine des Liedes; 20. Typ 40: Die Termine des Liedes bei den deutschen Siedlern in Ost- und Südosteuropa; 21: Das Schlagen mit Ruten zum Unschuldigen Kindleintag und Neujahr, zu Fastnacht und zu Ostern, soweit es mit verbreiteten Ansingeliern verbunden ist; 22. Die bevorzugten Termine einzelner Landschaften; 23: Liedlandschaften; 24: Übersichten über Lieder und Liedgruppen, die im binnendeutschen Raum und bei den deutschen Siedlern in Ost- und Südosteuropa verbreitet waren.

Die kleinen Flächenkarten können selbstverständlich keine Punktekarten in der Art der Volkskundeatlanten ersetzen, und sollen dies auch nicht. Sie könnten ja auch nie alle vorhandenen Belege aufweisen, da Siuts wohl einen sehr großen Teil solcher Belege zu erreichen versucht

hat, bei einigen Gruppen aber entschieden hinter dem Forschungsstand zurückbleiben mußte. Beim Frisch- und Gesund-Schlagen, das hier unter „Pfeffern“ subsummiert ist, fehlt ihm alles, was in den letzten Jahren bei uns für den Tag der Unschuldigen Kinder aufgebracht wurde, also sowohl die Karte von Sepp Walter im Österreichischen Volkskundatlas sowie meine ausführliche Erhebung über den Brauch im Burgenland (Festschrift für Alphons A. Barb, Eisenstadt 1966, S. 522—564). Aber Siuts kennt diese Lücken selbst und schreibt S. 5 „Während die Schweiz wohl einigermaßen befriedigend erfaßt wurde, dürfte dies für Österreich nicht zutreffen“. Wir sind, nach einem solchen Eingeständnis gern bereit festzustellen, daß Siuts sich sehr bemüht hat, auch die Ansingelieder in Österreich wenigstens den Typen nach zu erfassen, und daß die durch ihn festgelegten räumlichen und sinngemäßen Zusammenhänge dementsprechend auch für uns wichtig und weiterführend erscheinen.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von Rolf W. Brednich. XIV. Band. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1969. 196 Seiten, mit Notenbeispielen.

Der neue Jahrgang des seit 1965 wieder regelmäßig erscheinenden Jahrbuchs legt abermals Zeugnis ab vom hohen Rang, den diese Publikation in der deutschen und internationalen Volkslied- und Volksmusikforschung einnimmt. Der Umsicht und Beweglichkeit des Herausgebers gelang es, sieben Aufsätze hereinzubringen, die sich teils mit theoretischen, d. h. wissenschaftsgeschichtlichen, gattungs- und formenkundlichen Fragen beschäftigen, teils historische und zeitnahe Materialien erschließen. Eigens erwähnt sei, daß in diesem Jahrgang wieder neben anerkannten Fachvertretern auch jüngeren Autoren die Möglichkeit geboten worden ist, mit wohlfundierten Beiträgen publizistisch hervorzutreten.

Walter Wiora („Zur Fundierung allgemeiner Thesen über das ‚Volkslied‘ durch historische Untersuchungen“) überprüft den konventionellen Begriff „Volkslied“ und einige allgemeine Thesen über das Volkslied (Interesse der Gebildeten, ästhetische Qualitäten, Variabilität, Volksläufigkeit, Langlebigkeit usw.) an Hand von ihm beigebrachter neuer historischer Fakten. Herkömmliche Thesen seien auf diese Weise in neue Probleme umzudenken! Der funktionellen Betrachtungsweise verschreibt sich Jan M. Rahnelow („Das Volkslied als publizistisches Medium und historische Quelle“) in Fortführung des Themas seiner Hamburger Dissertation über „Die publizistische Natur und den historiographischen Wert deutscher Volkslieder um 1530“. Helga Stein („Friedrich Wilhelm Schuster und das rumänische Volkslied“) hat ein Kapitel der frühen Sammlungs- und Forschungsgeschichte der siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde erarbeitet. Fr. Wilh. Schuster (1824—1914), bekannt durch sein 1865 erschienenes Hauptwerk „Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder...“, ist gemeinsam mit anderen Zeitgenossen aus Siebenbürgen auch als maßgeblicher Sammler rumänischer Volkslieder zu betrachten. Mit dem Hinweis auf eine geplante Edition des von Schuster gesammelten rumänischen Materials werden 136 von ihm erfaßte Liedtexte in einem tabellarischen Verzeichnis festgehalten; hinzu tritt die bibliographische Zusammenstellung aller einschlägigen Schriften Schusters (verstreute Aufsätze, Handschriften des Akademiestituts in Cluj/Klausenburg). Dietz-Rüdiger Moser („Emjambement im Volkslied“) weist an historischem und rezentem Volksliedmaterial vereinzelte

Fälle des in der Kunstdichtung verwendeten Übergreifens des Satz- und Sinnzusammenhangs von einer Verszeile auf die andere nach. Er beachtet damit einen Sachverhalt, der nach seiner Meinung das Klischee von den einfachen metrischen Verhältnissen im lebendigen Volksgesang, in diesem Fall vom sogenannten „Zeilenstil“, durchbricht.

Den Nachweis der Tanzballade in der schleswig-holsteinischen Überlieferung seit dem ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert erbringt Wolfgang Wittrock („Zur Tanzballade in Schleswig-Holstein“). Roger Pinon („Philologie et folklore musical. Les instruments de musique des pâtres en Moyen-âge et à la Renaissance“ [Philologie und Musikalische Volkskunde. Musikinstrumente der Hirten im Mittelalter und in der Renaissance]) gibt in Fortführung einer früheren Studie über die Hirtengesänge (Bd. 12 des gleichen Jahrbuchs) eine historische Übersicht der Hirteninstrumente (Horn, Querpfeife, Flöte, Flageolet, Panflöte, Oboe, Schalmei, Dudelsack, Trommel, Geige, Kuhglocke) im westromanischen Bereich und fordert zur weiteren Aufhellung der Geschichte des volksmäßigen Instrumentalwesens eine interdisziplinäre Forschung von Philologie, Kunstgeschichte, Ethnographie/Volkskunde, Musikologie und Organologie. Gruppengebundenes Singgut der Gegenwart bzw. der jüngsten Vergangenheit behandelt ein letzter Beitrag. Im Gegensatz zum Soldatenlied des Ersten Weltkriegs, das von der Volksliedforschung vielfach bearbeitet und durch Schuhmacher und Elbers auch abschließend behandelt worden ist, blieb aus verschiedenen Gründen dem Soldatenlied des Zweiten Weltkriegs eine ähnliche Aufsammlung und Darstellung bisher versagt. Max M e c h o w („Der Liedbestand einer Pionereinheit im 2. Weltkrieg“) legt für diese Liedgattung nun eine wichtige Einzelarbeit mit Verzeichnis und Analyse des Repertoirs einer militärischen Einheit der Jahre 1939 bis 1944 vor.

Im Berichtteil entledigt sich das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg/Br. zusammen mit dem hier angezeigten Jahrbuch durch die Erstellung eines vollständigen „Verzeichnisses der Schriften John Meiers (1864—1953)“ (Peter A n d r a s c h k e) einer Ehrenpflicht gegenüber ihrem unvergessenen Begründer.

Ein besonderes Gewicht erhält das Jahrbuch wiederum durch den mehr als 50 Seiten umfassenden Besprechungsteil, der alle wichtigen deutschen und fremdsprachigen (vor allem auch slawischen) Neuerscheinungen auf dem speziellen Gebiet der musikalischen Volkskunde berücksichtigt. Auch in diesem Jahrbuchteil konnte sich der Herausgeber auf die Mitarbeit anerkannter Referenten in den verschiedenen Ländern stützen.

Klaus B e i t l

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben unter Mitwirkung von F. H e i n z S c h m i d t - E b h a u s e n von E r h a r d R i e m a n n. Bd. 12, 1969. 336 Seiten, mit Abb., Karten und Noten. Marburg 1969, N. G. Elwert Verlag. DM 33,—.

Auf den vorliegenden Band soll besonders hingewiesen werden, weil er gleich drei ausführliche Beiträge zur Volksschauspielforschung enthält, also zu einem Gebiet, von dem sonst recht wenig die Rede ist. Alle drei Beiträge beschäftigen sich zwar mit Themen, die schon mehrfach behandelt wurden, bringen aber neuen Stoff, auch neue Gesichtspunkte bei. Alfred K a r a s e k - L a n g e r behandelt „Ein spätbarockes ‚Samson-

spiel' der Donauschwaben und seine geographische Verbreitung.“. Es war bisher wohl bekannt, daß dieses Spiel aufgeführt worden war, aber der Text hat sich erst auf Umwegen feststellen lassen. Deutsche Handwerker in der südungarischen Donaustadt Baja haben ihn bis um 1880 aufgeführt. Die von den ungarischen Dorfgendarmen grimmig bekämpften Aufführungen haben sich doch in einem weiteren Umkreis (Karte S. 53) erhalten können. — Josef Lanz behandelt noch einmal „Das Felizienthaler Bethlohemspiel“ als „Ausklang und Vergehen der Böhmerwälder Weihnachtspiellandschaft“. Er bringt nicht nur den umfangreichen Text nach der Tonbandaufnahme von 1958, mit Kostüm- und Aufführungsbeschreibung, sondern weist noch einmal die Zusammenhänge mit dem weithin wirkenden Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes auf, mit zwei instruktiven Karten der Verbreitung einerseits im Böhmerwald, anderseits in Ostgalizien und der Karpaten-Ukraine (Umkreis von Sinjak). — Und Karl Schubert, ein Urenkel des Krippenspielers Andreas Schubert in Eger, bringt „Neue Forschungsergebnisse zum Krippentheater des Andreas Schubert in Eger“. Er kündigt in dieser gewissenhaften Mitteilung auch an, daß er endlich den ganzen Text des Egerer Krippenspiels herausgeben werde, der offenbar umfangreicher gewesen sein muß, als der einstmals (1913—1915) von Alois John leider nur in Fortsetzungen veröffentlichte Text, dessen Zusammendruck längst ein Wunsch der Volksschauspielforschung war.

Außer diesen drei besonders bemerkenswerten Beiträgen enthält der Band noch eine Reihe anderer, sicher nicht weniger lesenswerter. Besonders einprägsam ist der von Bruno Schier über „Abendländische Gemeinsamkeiten in der deutschen und tschechischen Volkskultur“. Schiers Satz „Wer sich jemals mit der Kulturmorphologie der böhmischen Länder befaßte, wird ein Leben lang von ihrer Faszination angezogen und unwiderstehlich festgehalten“ (S. 25), ist aufschlußreich. Wer diesen „unvergänglichen wissenschaftlichen Reiz“, wie Schier weiter ausführt, nicht spürt, wird dagegen vermutlich die Dinge nicht unbedingt so sehen, wie sie Schier ganz persönlich empfindet und darstellt. — Von den weiteren Beiträgen sei der von Alfred C a m m a n n über „Georg Sänger aus Leichtling an der Wolga als Träger der volkstümlichen Überlieferungen seines Dorfes“ besonders hervorgehoben, den Wolfgang S u p p a n kenntnisreich durch seine „Untersuchung zum Lied-Repertoire des Rußlanddeutschen Georg Sänger aus Leichtling an der Wolga“ ergänzt. Das von Aufzeichnern vielfach besuchte Dorf Hájos hat diesmal Waltraud W e r n e r zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht: „Altschwäbisches aus dem ungarndeutschen Dorf Hájos“, und Eugen Bonomi berichtet über „Die Mirakelbücher der Wallfahrtsorte Obuda-Kiscell / Kleinzell bei Altöfen und Makkos / Maria Eichel bei Budakeszi in Ungarn“. — Herta Wolf-Berane k berichtet aus ihrem Archiv für sudetendeutsche Volkskunde „Zur Geographie der Geister- und Spukwelt in den Sudetenländern“, wobei mir zu manchen Gestalten wie etwa dem „Hehmann“ zu wenig neuere Literatur herangezogen scheint. An sich sind die Kärtchen mit den landschaftlich verschiedenen Sagen gestalten verdienstlich. — Erhart R i e m a n n beschäftigt sich in seinem kurzen Beitrag mit den „Gründonnerstagskringeln in Ost- und Westpreußen“, die seiner Ansicht nach nicht mit der Einwanderung der Salzburger nach Ostpreußen zusammenhängen. Der ganze Fragenkomplex des salzburgischen Erbes im ostpreußischen Brauchtum, der sich bei Betrachtung der Karten des Atlas der deutschen Volkskunde ja geradezu aufdrängt, ist merkwürdigerweise noch nie zusammenhängend behan-

delt worden. Vielleicht bringt die kurze hier gebotene Auseinandersetzung Riemanns mit Curt Conrad (S. 335 f.) die längst fällige Frage einer Lösung näher.

Der neue Band des Jahrbuches zeigt wieder, daß man von einer „ostdeutsche Volkskunde“ in so ganz allgemeinem Sinn eigentlich nicht reden kann. Die Probleme der Volkskultur der Deutschen in Ungarn beispielsweise waren und sind von jenen der ehemaligen deutschen Siedler in anderen Landschaften doch sehr verschieden. Und die Probleme der Sudetendeutschen lassen sich, wie unter anderem auch die Beiträge von Schier und von Wolf-Beranek zeigen, mit denen der eigentlichen ostdeutschen Siedler kaum vergleichen. Man empfindet also die herausgebende Kommission wie ihr verdienstvolles Jahrbuch eigentlich als eine Art von Notdach über den geschichtlich sehr disparaten Erscheinungen und ihrer, wie es sich zeigt, immer noch möglichen Erforschung. Angesichts der Qualität der meisten Beiträge auch in diesem Jahrbuch sollte man freilich diesem Notdach für seine Existenz dankbar sein.

Leopold Schmidt

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde. 1965/69. Im Auftrag der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart herausgegeben von F. Heinz Schmidt-Ebhausen. 342 Seiten, mit mehreren Abb. Stuttgart 1969, Verlag W. Kohlhammer.

Das Jahrbuch der württembergischen Volkskunde erscheint selten. Aber wenn dann wie diesmal ein Band über ein halbes Jahrzehnt vorgelegt wird, erweist es sich doch wieder, daß es sich um eine nützliche Publikation handelt.

Der stattliche Band umfaßt wieder Abhandlungen recht verschiedener Art und Zielsetzung. Der einleitende Beitrag von Dieter Narr „Die Sitte als Grundkraft im ‚älteren‘ Dorf“ weist alle Merkmale des Denkens und Schreibens dieses sehr selbständigen Forschers auf. Die weiteren Beiträge sind einzelnen Brauchkomplexen gewidmet: Eberhard Benz beschäftigt sich mit „Wallfahrtsstätten um Teck und Hohenneuffen“, an sich verdienstlich, weil recht wenig bekannte Tatsachen ermittelt wurden, in der Interpretation (z. B. S. 38) doch nicht ganz sattelfest. Der gleiche Verfasser beschäftigt sich auch mit „Brezelmarkt und Brezelwochen“ in Altenriet und in Neuffen. Sehr umfangreich und eingehend ist das Aufzeichnungsbündel „Die Oculi-Butzen um die mittlere Jagst“ von Wilhelm Kutter. Dieser Spezialist der Aufzeichnung des Fastnachts- und Maskenwesens im schwäbischen Bereich hat in diesem Fall eine ganz landschaftliche Monographie zusammengetragen. Der Schriftleiter des Jahrbuches, Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen berichtet über „Die ‚wüste Urschel‘ und der ‚Urschel-Brunnen‘ zu Nagold“ und weiß die „Verschlungenen Wege einer Volkssage“ aufschlußreich nachzuzeichnen. Der gleiche Verfasser beschäftigt sich auch wieder mit einem ihm wohl vertrauten Material, nämlich den „Kirchenkonvents-Protokollen und ihrer Auswertung für die Ortsgeschichte“. Mit der heute in Tübingen wie in Frankfurt betriebenen Erforschung der Kleinliteratur, des Wandschmuckes usw. hängt die Arbeit von Angelika Bischoff-Luithlen „Andachtsliteratur im Bauernhaus — ihre Bedeutung einst und jetzt“ zusammen, die sich auf Beispiele aus dem Dorf Feldstetten im Kreis Münsingen stützt. Marianne Schumm druckt zwei der seltenen „Gregorius-Gebete“ aus Franken (Kirchberg an der Jagst) ab.

Im Zusammenhang mit vom Tübinger Arbeitskreis betriebenen Forschungen ist die umfangreiche Materialzusammenstellung „Fasnacht

oder Fastnacht?“ von Albert Hiß entstanden, die sich selbst als wortgeschichtliche Studie bezeichnet, aber in erster Linie Material zur alten Verbreitung der einschlägigen Bezeichnungen bietet. Für uns ist die genaue Bezeugung des Terminus „Fasching“ (S. 168 f.) von Bedeutung, welche wieder die Einschränkung des Ausdrucks auf das österreichische Gebiet (einschließlich Passau) bekundet. Es ist bedauerlich, daß sich Hiß nicht mehr mit der knapp vorher erschienenen Abhandlung von Karl Meisen (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde Bd. 17/18, Bonn 1967, S. 7 ff.) auseinandersetzen konnte.

Von den anderen, stärker örtlich gebundenen oder mehr mundartkundlich orientierten Abhandlungen sei nur noch der nützliche Beitrag von Heiner Heimberger, „Schafscheren und Schafschur“ herausgehoben, der, wie schon andere Arbeiten des gleichen Verfassers, als nützlicher Beitrag zur Hirtenvolkskunde anzusprechen ist. Literaturübersichten und Besprechungen, die freilich zum Teil schon etwas sehr verspätet erscheinen, ergänzen den wertvollen Band, den wir der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde zu verdanken haben.

Leopold Schmidt

Alfred Höck, Ludwig Emil Grimm. Bilder aus Hessen. (= 49. Druck der Arche, Kasseler Quellen und Studien, Kleine Reihe Bd. 2) Querformat, 96 Seiten, 30 Abb. auf Tafeln, 3 im Text. Kassel 1970, Friedrich Lommetsch Verlag. DM 16,80.

Die Literatur über die Brüder Grimm ist groß, aber durchaus nicht zu groß. Der Malerbruder Ludwig Emil Grimm ist durch seine „Erinnerungen“ bekannt, aber nicht zu bekannt. So ist jeder Zuwachs in dieser Hinsicht zu begrüßen. Unser verehrter Mitarbeiter Alfred Höck in Marburg, Grimm-Kenner von hohem Rang, hat hier ein reizendes Büchlein gestaltet, das eine gute Einführung in Leben und Wesen des hessischen Zeichners und Malers bringt, und dreißig ausgewählte Bilder vorlegt, größtenteils Zeichnungen. Darunter sind vorzügliche Mädchenbildnisse, die gleichzeitig Trachtendarstellungen, also Bildquellen sind. Die Radierung der „Märchenfrau von Niederrzwehren“ fehlt selbstverständlich auch nicht. Sachlich und künstlerisch befriedigt die aquarellierte Zeichnung der „Drei Mädchen in Hinterländer Tracht“ (Studie zu der Radierung von 1829) vielleicht am meisten, und dies, obwohl die direkte Lokalisierung der dargestellten „schwarzen Tracht“ offenbar nicht leicht fällt. Volkstypen wie der „Straßenmusikant“ (Taf. 5) oder der „Kohlenbrenner aus dem Amt Spangenberg“ (Taf. 21) prägen sich ein. Alles in allem also auch ein schöner Beitrag zu einer historischen Volkskunde in Bildern, die sich ja nur in solchen Einzelbeiträgen fördern läßt.

Leopold Schmidt

Wolfgang Rudolph, Segelboote der deutschen Ostseeküste (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde Bd. 53). 160 Seiten, mit 56 Abb. im Text. Berlin 1969, Akademie-Verlag.

Wolfgang Rudolph hat sich, allein oder zusammen mit Reinhard Peesch, in den letzten Jahren intensiv mit den volkstümlichen Booten im Ostseebereich beschäftigt. Das wichtigste Zeugnis dafür ist sein umfangreiches „Handbuch der volkstümlichen Boote im östlichen Niederdeutschland“, Berlin 1966. Reinhard Peesch, der Rudolphs Forschungen

dauernd geleitet und angeregt hat, ist das vorliegende Buch zum 60. Geburtstag (11. XII. 1969) gewidmet.

Das vorliegende, flüssig geschriebene und für breite Interessentenkreise durchaus zugängliche Buch stellt den seltenen Fall dar, daß seine wissenschaftliche Tendenz sich mit der heute auch bei uns und in der Bundesrepublik wie darüber hinaus vielfachen vertretenen Bestrebungen zusammenfällt, altes Arbeits- und Gerätewesen vor allem aus alten Bildzeugnissen zu erschließen und zu beurteilen. Rudolph hat Bildzeugnisse für volkstümliche Boote in seinem Bereich von der Renaissance bis zum Expressionismus zusammengetragen, eine äußerst instruktive Reihe. Seine Ostseelandschaft hat freilich den großen Vorteil, künstlerische Darsteller wie Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge besessen zu haben. Es ist äußerst aufschlußreich, den Interpretationen etwa der Bilder von Friedrich zu folgen, die sich als völlig sachgetreu erweisen. Der sachliche Gehalt der gebotenen Bilder bleibt auch im späten 19. Jahrhundert bestehen, ihr künstlerischer Wert nimmt dagegen stark ab. Für das 20. Jahrhundert ergeben sich dagegen auch wieder künstlerische Gewinne. Und alle diese Zeugnisse sind nun hier unbestechlich auch den Sachgruppen, also von den „Zeesbooten“ und „Rahseglern“ bis zu den frühen Segelsportjachten angeordnet. Die funktionelle Seite, ob Lastfuhrboote oder Fischkutter usw. ist selbstverständlich immer betont, der Text gibt aufschlußreiche Schilderungen auch zum Leben an Bord, einschließlich dem Wohnen der Schifferfrauen an Bord, wovon sonst doch kaum die Rede ist. Eine verdienstvolle Leistung, in ihrer Anschaulichkeit und Benützbarkeit durch die Beigabe einer illustrierten „Erklärung seemännischer Fachausdrücke“ noch gesteigert.

Leopold Schmidt

Jan Jans, Ländliche Baukunst in den östlichen Niederlanden. Herausgegeben im Auftrage der Jan-Jans-Stiftung Dokumentations-Zentrum für ostniederländische Baukunst. Aus dem Niederländischen von Josef Schepers. Großoktav, 192 Seiten mit 235 Zeichnungen. Münster in Westfalen 1970, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. DM 30,—.

Ein vom ländlichen Bauwesen begeisterter friesischer Architekt hat als Baupfleger wie als Zeichner das Gebiet der nordöstlichen Niederlande einzigartig schön erschlossen. Der vorliegende Band, leider erst nach dem Tod des Verfassers erschienen, bringt eine vorzügliche Auswahl aus seinen meist in öffentlichem Besitz befindlichen Zeichnungen von Bauernhäusern, Speichern, Mühlen usw., wie sie östlich der IJssel üblich waren und zum Teil noch sind. Manches Gebäude ist am Ende des Zweiten Weltkrieges untergegangen und nur hier, in den Zeichnungen von Jan Jans erhalten geblieben. Die Zeichnungen werden durch kurze einleitende Kommentare aufgeschlossen, die von der Kenntnis und Liebe des Zeichners Zeugnis ablegen. Er hat nicht nur die Bauten und ihre Gefüge, sondern durchaus auch die zeichenhaften Einzelteile, also beispielsweise die gekreuzten Windbretter, die aufrechten Giebelzierden, die Torsäulenzeichen mit dem Andreaskreuz usw. in ihren vielen Varianten festgehalten. Die künstlerisch feinen weichen Bleistiftzeichnungen werden sachlich durch die „Bauaufmaße“ ergänzt, wie dies hier nur notwendig und wünschenswert erscheint. Man merkt dem Band an, daß die maßgebenden Fachleute, also A. Bernet Kempers von niederländischer wie Josef Schepers von deutscher Seite hier einträchtig zusammengewirkt haben, um ein wirklich wichtiges Werk aus dem niederländisch-deutschen Grenzgebiet herauszubringen.

Leopold Schmidt

Wolf Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. 2. durchgesehene Auflage, besorgt und mit einem Nachwort versehen von Ludwig Huber. 374 Seiten. Göttingen 1969, Vandenhoeck & Ruprecht. DM 44,—.

Ein Neudruck, auf den wir sehr gern aufmerksam machen. Erstens handelt es sich um ein berühmtes Buch, zu dem der Erzählforscher, zumal wenn er mit antiken oder antik anmutenden Stoffen zu tun hat, immer zuerst greifen wird. Das ungemein qualitätvolle, gut geschriebene Buch erfüllt seit einem halben Jahrhundert seine Aufgabe, das bei Herodot und seinen Zeitgenossen aufgezeichnete Volkserzählgut in allen seinen Formen kenntlich zu machen und historisch-literarhistorisch einzuordnen. Zweitens handelt es sich um einen Neudruck, wie er unserer Ansicht nach sein soll: Der Text wird wohl als Reprint vorgelegt, die ehemaligen Schreib-, Zitier- und Druckfehler sind aber sorgfältig verbessert. Dann sind die Nachträge und Berichtigungen des Verfassers angegeben, weiters noch Nachträge und Berichtigungen, die sich aus dem Handexemplar des Verfassers entnehmen haben lassen, und schließlich hat der Herausgeber ein vorzüglich orientierendes Nachwort beigegeben, das die Stellung des mit Recht berühmten Buches in der Forschung charakterisiert.

Wolf Aly hat einstmals, was damals schon sehr verdienstlich war, ein Register beigegeben, das unter II. auch ein Motivregister enthielt. Damit kann man heute noch arbeiten. Aber vom Standpunkt der modernen Erzählforschung wäre wohl die weitere Beigabe eines Typenverzeichnisses nützlich gewesen. Wir wollen das Fehlen eines solchen Typenregisters nicht direkt als Fehler bezeichnen, doch wäre es bei dem so gut überlegten Neudruck wohl möglich gewesen, auch dafür noch einen Fachmann heranzuziehen. Immerhin: Es ist höchst verdienstlich, daß eine Enkel-Generation nunmehr wieder leicht zu diesem noch immer so lesenswerten Buch greifen kann. Leopold Schmidt

Incontri culturali mitteleuropei. Valori e funzioni della cultura tradizionale. Gorizia 21—25 settembre 1968. Atti e documentazione. Gorizia, Rivista „Iniziativa Isontina“, 1969. 309 Seiten.

Mitteleuropäische Kulturtreffen. Werte und Funktionen der traditionellen Kultur. Görz 21. bis 25. September 1968. Skripten in der Originalsprache (Anhang der Akta in italienischer Sprache). Görz, Rivista „Iniziativa Isontina“, 1970. 113 Seiten.

Vor Jahresfrist hat an dieser Stelle Walter Zettl über die dritte Mitteleuropäische Kulturbegegnung berichtet, die im September 1968 von der Zeitschrift „Iniziativa Isontina“ unter dem Patronat der Region Friaul — Julisch Venetien und der italienischen UNESCO-Kommission in der Grenzstadt Görz veranstaltet worden war. Das Thema der Tagung, an der Vertreter von sechs Nationen Mitteleuropas teilnahmen, lautete „Wert und Wirkung der Volkstraditionen“. Die rund vierzig Tagungsbeiträge wurden nunmehr in vollem Wortlaut gedruckt; neben der Veröffentlichung der Tagungsakten in italienischer Sprache konnten zusätzlich die deutschen, tschechischen und ungarischen Referate in einem eigenen Band in der Originalsprache vorgelegt werden. Die ausführliche Referierung der einzelnen Vorträge erfolgte, wie gesagt, bereits durch Walter Zettl (ÖZV XXIII/72, 1969, S. 38—42), so daß der Rezensent sich hier auf die Ankündigung der Veröffentlichung der Tagungsergebnisse in Buchform beschränken kann. Klaus Beitzl

Georgios A. Megas, *Meletai laikos architektonikes (Studies in Folk Architecture)* (= Laographia. Deltion tes Ellenikes laographikes Etaireias. Tom. XXVI, 1968—1969, Athen, 1969, Societé Hellénique de Laographie. 502 Seiten mit zahlreichen Abb. 24 Bildtafeln und Grundrisse im Plananhang.

Wir konnten vor einigen Jahren darauf hinweisen, daß die Griechische Gesellschaft für Volkskunde Georgios A. Megas dadurch sinnvoll geehrt hat, daß sie seine kleineren Schriften zur Märchenforschung in einem Band neu herausgegeben hat. Nun ist Megas nicht nur Märchenforscher, er hat auch das Volkslied wie den Volksbrauch erforscht, und sich nicht zuletzt sehr ausführlich mit dem griechischen Bauernhaus beschäftigt. Eine Vielseitigkeit, die früher, sagen wir zur Zeit Richard Andrees, noch gar nicht hätte angemerkt werden müssen, die heute jedoch selten geworden ist. Die Bauernhausforschungen von Megas haben fachlich volle Anerkennung gefunden, sein Hauptwerk auf diesem Gebiet „The Greeke House“ von 1949 ist eben das einzig brauchbare Buch auf diesem Gebiet geblieben.

Die vorliegende stattliche Band zeigt, daß es nur das Ergebnis von ausführlichen Vorstudien war, und daß sich Megas auch seither immer wieder mit Fragen des Bauernhauses in verschiedenen Teilen Griechenlands befaßt hat. Es liegen hier seine Arbeiten über das Haus in Thrakien, auf Lemnos, in Thessalien, im Dodekanes und auf Andros vor. Weitere Abhandlungen beschäftigen sich mit den Zusammenhängen des volkstümlichen Hauses in Griechenland einerseits mit dem altgriechischen Haus, andererseits mit dem Haus der anderen Balkanvölker. Die Abhandlung „Überlieferung und Erneuerung der Volksarchitektur Südost-Europas“ zeigt, daß sich Megas auch heute noch ganz lebendig mit der inzwischen durchgeführten neueren Forschung auf diesem Gebiet beschäftigt, also etwa mit den Arbeiten von Vaclav Frolec über Westbulgarien oder jenen über Rumänien von Paul Henri Stahl. Das scheint uns besonders erfreulich, und der Neudruck auch dieser jüngsten Abhandlung unseres verehrten korrespondierenden Mitgliedes in diesem Band zeigt, daß der Gelehrte auch dieses Gebiet nicht etwa als ein Nebengeleise seiner so umfassenden Forschung aufgefaßt hat.

Wir können also nur dafür dankbar sein, daß die verstreut erschienenen Beiträge von Megas auf diesem Gebiet hier nunmehr im Neudruck vorliegen und dadurch der Bauernhausforschung geschlossen zur Verfügung stehen. Es ist auch besonders erfreulich, daß alle Abbildungen nach den Originalveröffentlichungen beigegeben werden konnten.

Leopold Schmidt

SCHALLPLATTEN

Ungarndeutsche Märchenerzähler I: Die Rosibäs aus Hajós. Authentische Tonaufnahmen 1967 in Hajós von Johannes Künzig Waltraud Werner. Drei Langspielplatten mit Textheft. (= Quellen zur deutschen Volkskunde. Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg, Bd. 2.) Freiburg im Breisgau 1969, Kommissionsverlag Rombach & Co. m. b. H.

Das schwäbische Dorf Hajós in Ungarn, von Stammeschwabern, nicht etwa Namensschwaben wie sonst meist, besiedelt, ist volkskundlich schon früh bemerkt worden. Auch seine Volkserzählungen konnten 1941 durch die Veröffentlichung von Irma Györgypal-Eckert „Die deutsche Volkserzählung in Hajós“ festgehalten werden. Künzig und Werner haben in Hajós eine sehr begabte Erzählerin gefunden und deren „Rätsel“, wie sie ihre Geschichten nannte, festgehalten. Es handelt sich um neun Volkserzählungen, wovon einige eigentliche Märchen, andere eher Schwänke, andere schließlich eigentlich Sagen sind. Die Rosi-Bäs hat sie alle märchenhaft umerzählt. Die Schallplatten vermitteln lebhaft den Eindruck einer sehr guten Erzählerin, die freilich eine schwierige Mundart spricht, so daß es schon sehr nützlich erscheint, daß die Originaltexte im Begleitheft zusammen mit einer schriftdeutschen Übersetzung dargeboten werden. Die Aufzeichnungen sind exakt kommentiert. Die besondere Lage im Donauosten wird durch Erzählungen wie die vom Luzienstühlchen, mit dem man in der Christnacht die Hexen erkennen kann (Nr. 8) gekennzeichnet. Eine wertvolle Neuerscheinung im Bereich der volkskundlichen Schallplatte also¹⁾. Leopold Schmidt

¹⁾ Vgl. auch die Besprechung hier oben. S. 250.

Anzeigen / Einlauf 1968 — 1970: Beiträge zur Volkskunde von Wien

(Wilhelm Angeli, Erich Boltenstern, Ludwig Eldersch, Hans Jerusalem, Franz Kissler, Johann Mader), Der Weg in die Stille (Städtische Leichenbestattung). Mit der Beilage: Paul Flora, Trauerflora. Idyllen u. Geleitwort von Friedrich Dürrenmatt. Wien-München 1967, Verlag für Jugend und Volk. 159 Seiten, Bildtafeln und Textillustrationen. Beilage 72 Seiten. 20.993

(Anonym), Das Gnadenbild unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe zu Maria Stiegen in Wien. 104 Seiten. Wien 1870. 20.663 W

(Anonym), Der heilige Peregrin und seine Verehrung. 15 Seiten, Abb. Wien, Serviten, 1914. 20.666 W

(Anonym), Wallfahrtskirche Mariahilf. 32 Seiten, Abb. Wien 1960. 20.747 W

Maximilian Aschinger, 250 Jahre Gnadenbild Maria Trost in der Pfarrkirche Maria Trost in Wien VII. Mit einem Geleitwort von Leopold Hochhuber. 36 Seiten, Abb. Wien 1949. 20.748 W

(Eugen Berthold), Die Franziskanerkirche in Wien. 32 Seiten, zahlr. Abb. Wien o. J. 20.197 FÖ

Otto Biba, Die Piaristenkirche Maria Treu in Wien VIII. (= Christliche Kunststätten Österreichs, Bd. 82) 24 Seiten, Abb. Salzburg 1968. 20.772 W

Hans Bisanz, Günter Dürriegl, Lucie Hampel, Irlind Herzner, Hubert Kaut und Heinz Schöny, Wien 1800—1850. Empire und Biedermeier. (= 26. Sonderausstellung des Österreichischen Museums der Stadt Wien, Juni—Oktober 1969) 196 Seiten, 32 Bildtafeln. Wien 1969. 20.881 FMO

Hans Bobek und Elisabeth Lichtenberger, Wien, Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (= Schriften der Kommission für Raumpforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1). 394 Seiten, 60 Abb., X Tafeln im Anhang, 24 Tabellen, 42 Textfiguren. Graz-Köln 1966. 20.004

Bernward Deneke, „Biedermeier“ in Mode und Kunsthandwerk 1890—1905. Beiträge zur Umwertung einer Epoche (aus: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Nürnberg 1967, S. 163—179, 5 Abb. im Text). 19.711 SA

Walter D e u t s c h, Zur Erforschung volksmusikalischer Elemente in der Musik der Wiener Klassik (aus: Jahresbericht Studienjahre 1955/56 bis 1964/65 der Akademie für Musik und Darstellende Kunst in Wien. 1964. S. 360—364, Noten im Text). 19.994 SA

Walter D e u t s c h (hg.), Tänze aus Wien für 2 Violinen und Violoncello (= Rote Reihe der Universal Edition, Nr. 3). 22 Seiten Noten. Wien 1970. 21.222

Albrecht E t z, Die Mundart im Wienerlied (aus: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes Bd. XVIII, Wien 1969, S. 47—60).

(Rupert F e u c h t m ü l l e r, Leopold S c h m i d t, Hermann S t e i n i n g e r), Ausstellung Alltag und Festbrauch im Biedermeier. Gemälde und Aquarelle aus den Sammlungen des Niederösterreichischen Landesmuseums. Wien 1966. 92 Seiten, 18 Abb. 20.062 FMA

Viktor F l i e d e r, Die Hirschgeweihe von St. Stephan in Wien (aus: ÖZV XX/69, Wien 1966, S. 261—266, 1 Bildtafel). 19.523 SA

(Franz G l ü c k), Das barocke Wien. Stadtbild und Straßenleben (= 20. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Juni—September 1966), 94 Seiten, 24 Abb. auf Tafeln. Wien 1966.

FMÖ

Nikolaus G r a s s, Der Wiener Dom, die Herrschaft zu Österreich und das Land Tirol. XII und 135 Seiten, Abb. im Text. Innsbruck 1968. 20.121

Hans H a w e l k a, Verschwundenes und vergessenes Simmering. Ein besinnlicher Spaziergang von St. Marx bis zur alten Laurenzkirche. Bilder von Gustav J a u c h und Alois H a n d l o s. 53 Seiten mit Abb. Wien o. J. 20.364 H

Josef H u b e r, Der Komment. Studentisches Brauchtum gestern und heute. Zusammengestellt. 143 Seiten, 4 Bildtafeln. Wien 1962. 20.632

Franz H u b m a n n, Zwischen Wienfluß und Alserbach. Mariahilf — Neubau — Josefstadt. Ein Bildband. Eingeleitet von Oskar T a u s c h i n s k i. Mit einem Anhang von Ludwig S a c k m a u e r. 104 Seiten, zahlr. Abb. Wien 1968. 20.363 H

(Karl H u g e l), Der Kalvarienberg in Hernals. 20 Seiten, Abb. Wien-Hernals (1963). 20.752 W

Konrad K a i s e r, Romantik und Realismus in Österreich. Gemälde und Zeichnungen aus der Sammlung Georg S c h ä f e r, Schweinfurt. Ausstellung in Schloß Laxenburg, 18. Mai bis 14. Oktober 1968. 353 Seiten, 252 Abb. Wien 1968. 20.245 FMÖ

Hubert K a u t und Ludwig S a c k m a u e r, „Alte Backstube“. Führer durch die Zweigstelle des Josefstädter Heimatmuseums — Kleine Kulturgeschichte des Wiener Bäckerhandwerks. 40 Seiten, 17 Abb. auf Tafeln. Wien-München 1967. 19.619 FMÖ

Hubert K a u t, Lied und Volksmusik in Wien. Anlässlich des 4. Seminars für Volksliedforschung der Akademie für Musik und darstellende

Kunst in Wien (= 25. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 8. Oktober—29. Dezember 1968). 44 Seiten. Wien 1968.

20.391 FMÖ

(Karl Koller, Hugo Stelzhammer und Rudolf Ragg), Handwerk und Industrie im 14. Bezirk (= Führer durch die Ausstellung im Heimatmuseum Penzing) (= Penzinger Museumsblätter Heft 21/22). 57 Seiten. Wien 1969.

20.982 FMA

Lied und Volksmusik in Wien. Zum 4. Volksliedseminar an der Wiener Musikakademie (= Österreichische Musikzeitschrift, 23. Jg., 1968, H. 9, S. 457—526).

20.376

Otto Lienhart, Buchbinder und Verleger Ignaz Lienhart. 100 Jahre Firmen- und Familienchronik (aus: Adler, 87. Jg., 1969, H. 7, S. 85 ff.).

20.861 SA

Christoph-Hellmut Mahling, Verwendung und Darstellung von Volksmusikinstrumenten in Werken von Haydn und Schubert (aus: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. XVII, 1968, S. 39 bis 48).

20.379 SA

E. Marsch, Der Thurm zu Rauheneck oder der Talisman. Eine österreichische Volkssage als Seitenstück zur Spinnerin am Kreutze. Frey nach dem Französischen bearbeitet. 151 Seiten, Titelbild. Wien und Prag 1819.

20.187

Erwin Mehl, „Straußschenken“ statt „Buschenschenken“ (aus: Wiener Sprachblätter, Bd. 17, 1967, S. 67).

19.750 SA

Stefan Novak, Gnadenbild der „heil. Mutter Gottes am Baum“ in der Pfarrkirche zu Kaiser Ebersdorf in Wien. Zum 150jährigen Jubiläum der Übertragung desselben in die Pfarrkirche. 24 Seiten, mit Abb. Wien 1896.

20.849 W

Hans Pauer, Länder und Menschen vor der Jahrhundertwende. Eine Dokumentation Alt-Österreichs. Erstaussstellung von Originalarbeiten zeitgenössischer Künstler. Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek, 9. Mai bis 20. September 1969. 75 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln.

21.200 FMÖ

(Waldemar Posch), Wallfahrtskirche Mariahilf. 32 Seiten, mit Abb. Wien 1960.

20.747 W

Friedrich Reischl, Wien zur Biedermeierzeit. Volksleben in Wiens Vorstädten nach zeitgenössischen Schilderungen. 246 Seiten, Abb. im Text. Wien 1921.

19.872

Richard Riccabona, Servitenkirche Wien (= Kunstführer Nr. 819). 16 Seiten, Abb. im Text. München 1965.

20.839 W

Leopold Schmidt, Ein Motivbild von Klein-Mariataferl in Groß-Jedlersdorf (in: Unser schönes Floridsdorf, Bd. II, 1968, H. 2, S. 41—43, 1 Abb.).

20.210 SA

Derselbe, Die Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster (in: Beiträge zur Wiener Diözesangeschichte, 7. Jg., 1966, S. 33—34).

20.219 SA

Derselbe, Probleme der Wiener Großstadtvolkskunde (aus: Wiener Geschichtsblätter, Bd. 23 [83], 1968, S. 289—298). 20.264 SA

Derselbe, Die Kunst der Namenlosen. Wiener Volkskunst aus fünf Jahrhunderten. 49 Seiten, mit Abb. Salzburg-Stuttgart 1968. 20.983

Emil Schneeweis, Bildstöcke und Wegsäulen in Währing (in: Unser Währing, 1. Jg., 1966, H. 2, S. 9—16, mit 7 Abb. im Text). 19.550 SA

Oda Schneider, Die Gnadenmutter von Döbling. Ein Marienbild schenkt Trost und Hilfe. 2. Aufl. 32 Seiten, mit Abb. Wien (1955). 20.750 W

700 Jahre St. Jakob zu Penzing (= Penzinger Museums-Blätter, Heft 15/16, S. 249—288). Wien 1967. 20.173 FMÖ

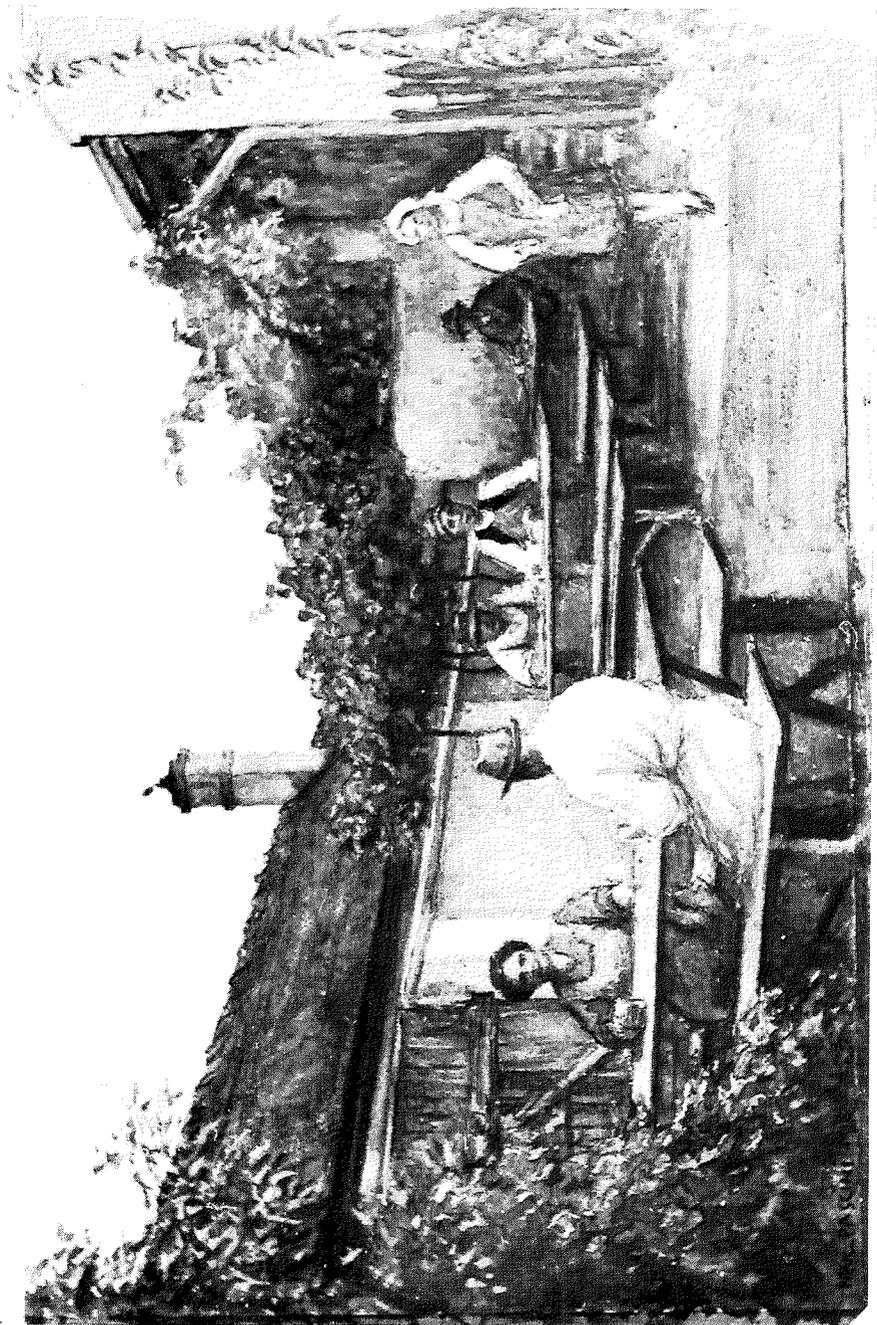
Alfred Wolf, Sagen, Haus- und Geschäftszeichen vom Alsergrund. 17. Sonderausstellung des Heimatmuseums Alsergrund vom 1. bis 29. Juni und vom 3. September bis 21. Dezember 1969 (= Beiträge zur Heimatkunde des IX. Wiener Gemeindebezirkes, Bd. 4). 88 Seiten, IV Bildtafeln, Abb. im Text. Wien 1969. 21.002

Franz Zabusch und Josef Franz Aumann, Festschrift „200 Jahre Kalvarienberg-Kirche in Hernals.“ Führer durch die Ausstellungen „Kalvarienberg und Kirchen in Hernals“ und „So war's einmal draußen an der Als“. 64 Seiten, rotaprint. Abb. im Text. Wien 1969. 21.058

Karl Ziak, Von der Schmelz auf den Gallitzinberg. Gang durch die Gassen meiner Kindheit und durch die Geschichte Ottakrings. 200 Seiten, Abb. im Text und auf Tafeln. Wien-München 1969. 21.183 H

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1970

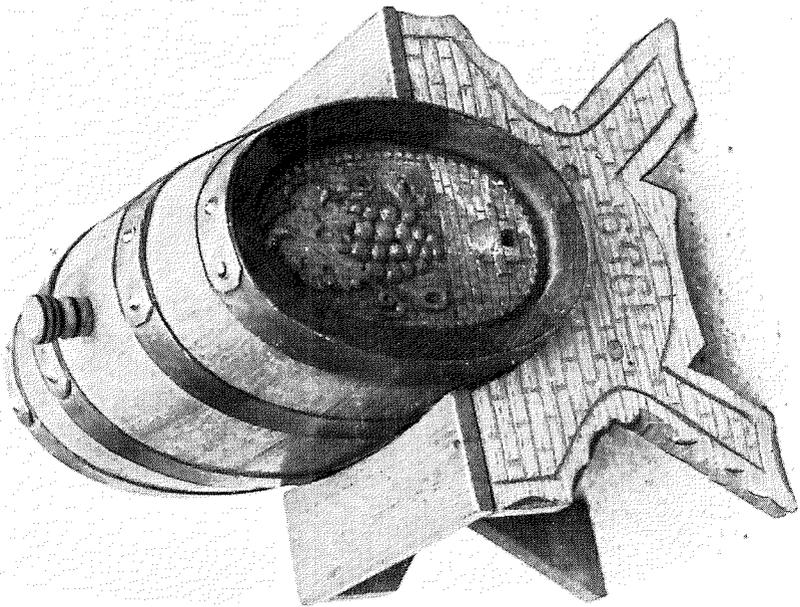
Zu Beitzl, Ober-Laa



1. Kat.-Nr. 62: Paul Pascini, Heuriger. Aquarell, 1954

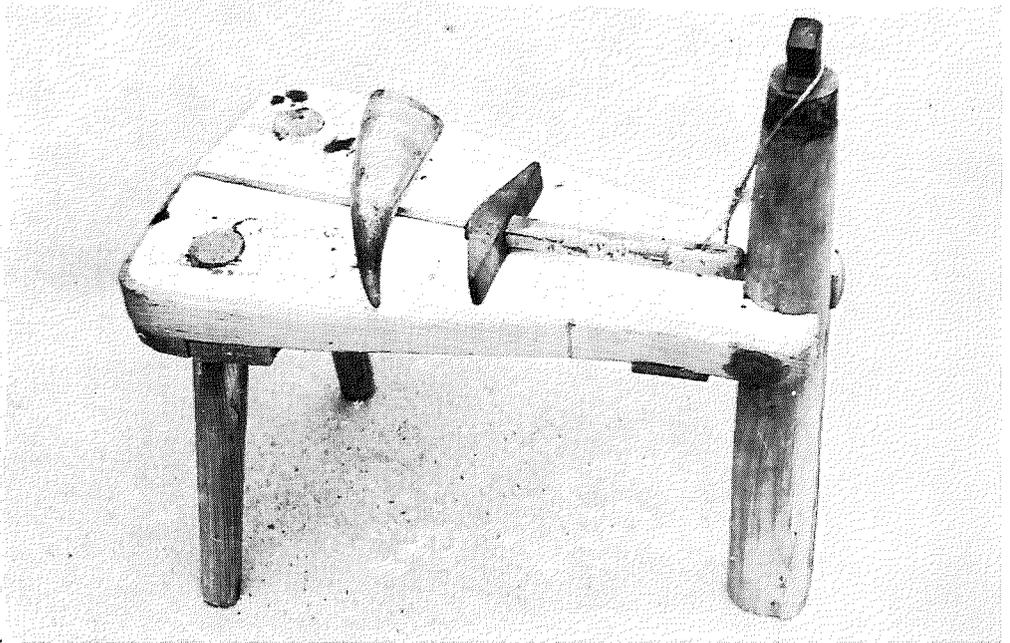


2. Kat.-Nr. 80: Erntekrone



3. Kat.-Nr. 50: Tischfäßchen, 1959

Zu Beitzl, Ober-Laa



4. Kat.-Nr. 70: Dengelstock
71: Dengelhammer
72: Wetzsteinkumpf

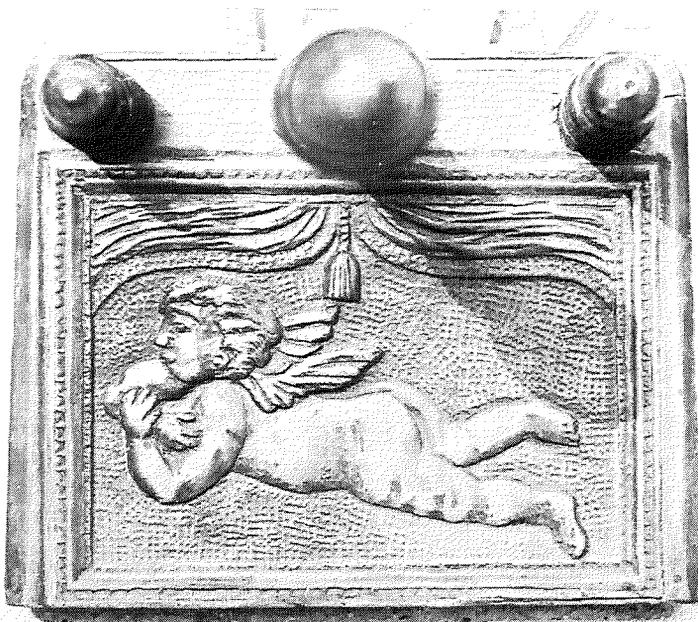


5. Kat.-Nr. 89: Braun bemalte Wiege

Zu Beitzl, Ober-Laa

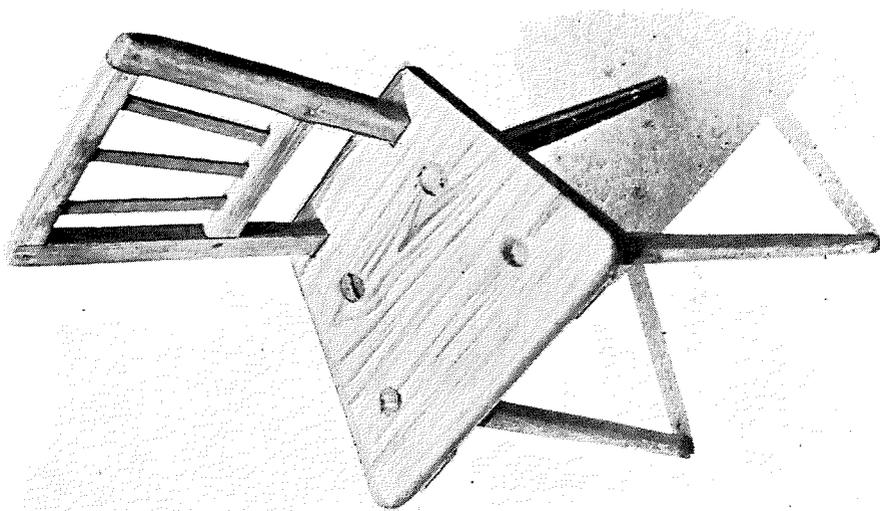


6. Kat.-Nr. 36: Kimmhobel, 1839

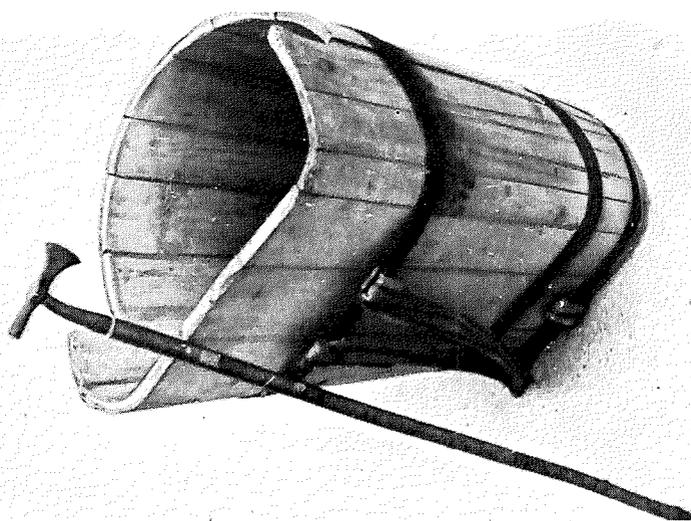


7. Kat.-Nr. 39: Kimmhobel, spätes 18. Jahrhundert

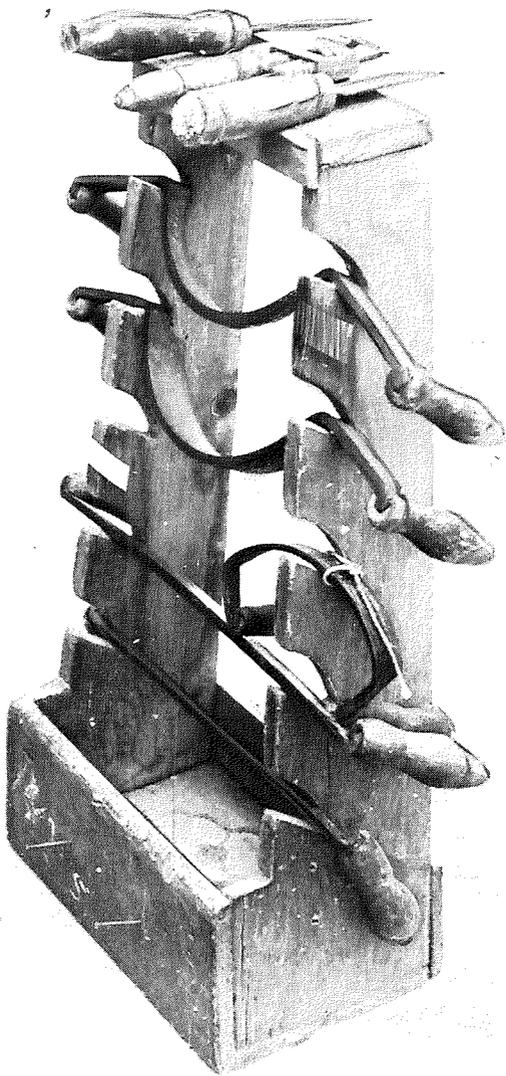
Zu Beitzl, Ober-Laa



9. Kat.-Nr. 90: Holzstuhl



8. Kat.-Nr. 54: Traubenbutte
55: Hauerhackl



10. Kat.-Nr. 2—9: Ablagegestell mit Ziehmessern

Zu Bucek, Wallfahrten der Seidenfabrikanten



1. Wallfahrt der Wiener Seidenzeugmacher nach Atzgersdorf, 1843
Historisches Museum der Stadt Wien, Inv.-Nr. 111.206
Aufn. Rudolf Stepanek

Zu B u c e k, Wallfahrten der Seidenfabrikanten



DAS CRUCIFIX BEY ATZGERSDORF anno 1740.

*In diesem Jahre besuchte fast wöchentlich 2 mal diesen Ort S. May, der Frau Wittwe Elisabeth Christiana Gemahlin verstor
S. May, Buch. 17. von da ihre Andacht zu verstehen*

2. Das Fieberkreuz bei Atzgersdorf im Jahre 1740
Lithographie, Wiener Stadtbibliothek

Papierkrippen aus der Werkstatt der Familie Tendler

(Mit 6 Abbildungen)

Von Hans Pienn

Anlässlich der Eröffnung der Eisenerzer „Obersteirischer Krippenausstellung“ im Spätherbst 1964¹⁾ wurden erstmals einige vollständig erhaltene Papierkrippen ausgestellt, die nachweislich von Mitgliedern der im vorigen Jahrhundert in Eisenerz und Leoben tätig gewesene Malerfamilie Tendler geschaffen wurden²⁾.

Mir gefiel bereits damals die zarte, doch zugleich leuchtende Farbigkeit der Figürchen. Eine oberflächliche Prüfung ließ mich annehmen, es handle sich um schablonierte, wenn auch mit besonderer handwerklicher Sorgfalt hergestellte Krippenfiguren.

Drei Jahre später anlässlich der viel Unbekanntes an Tendler-Arbeiten aufweisenden Eisenerzer Ausstellung „Das Schaffen der obersteirischen Künstlerfamilie Tendler“, mußte ich beim näheren Betrachten der dort aufgestellten Papierkrippen und Einzelfiguren meine frühere Annahme als Irrtum erkennen: Die Krippenfiguren und die Kulissen waren handgemalt und nicht schabloniert erzeugt worden. Auch sie bewiesen das große handwerkliche Können der Mitglieder der durch fünf Generationen in der Obersteiermark als Kunsttischler, Maler und Hersteller mechanischer Figuren ansässig gewesenen Familie.

Wenn auch die Figuren in ihrem Ausdruck sich ähneln, so weist doch jede gewisse Besonderheiten in der Schattierung und Gestik auf. Sicher wurden sie nach Vorlage, aber doch einzeln geschaffen.

Mich interessierte es, mehr über diesen Teil des Schaffens der Tendler zu erfahren, hatte ich doch inzwischen mehr oder weniger

¹⁾ Vgl. den Bericht ÖZV Bd. XXIII/72, 1969, S. 46 f.

²⁾ Heinrich Prohaska: Festnummer „Groß-Leoben“ der Obersteirischen Volkszeitung, Okt. 1939.

Willi Kadletz, Unbekannte Tendlerbilder (in „Das Joanneum“, Band I, 1940, Graz).

Hans Reichl, Die steirischen Maler des 19. Jahrhunderts“, (in „Das Joanneum“, Band VI, 1934, Graz).

Albrecht Gfall, Die Tendler, (Eisenerzer Museumsschrift, ohne Jahreszahl, wahrscheinlich 1967 anlässlich der „Tendler“-Ausstellung aufgelegt).

zufällig Einzelfiguren erwerben können. Umfragen bei Krippenfreunden und die Durchsicht der leider nur geringen Zahl Arbeiten über die Tendler erbrachten nichts Neues. Nur in einer der Abhandlungen fand ich den Hinweis, daß der 1789 als 32jähriger nach Eisenerz zugewanderte Tischlermeister Matthias Tendler aus Krieglach vom nebenher ausgeübten Schnitzen von Krippenfiguren zum Anfertigen beweglicher Gestalten — die später die Familie Tendler weitum bekannt werden ließen — übergegangen sei. Es fehlt mir jedoch weiter jeder Anhaltspunkt darüber, von welchem Mitglied der Familie Tendler Papierkrippenfiguren erstmals hergestellt wurden.

Da die Figuren der Papiersorte nach und nach Farbskizzen-Vergleichen sowie insbesondere nach der Form der Gehäuse der noch in ursprünglicher Fassung erhaltenen Krippen zwischen 1820 bis 1840 entstanden sein dürften, könnte man annehmen, daß des Matthias Tendler erstgeborener Sohn Johann (geboren 1777 in Vorau) erster Erzeuger der Figuren war. Dieser Eisenerzer bürgerliche Handwerksmeister hatte sich durch hohen Fleiß und besondere Neigung auch als Maler Anerkennung verschafft.

Ob Johann Max, zweifellos der begabteste der drei Söhne des erwähnten Johann und überhaupt der Familie Tendler, nach Rückkehr von der Akademieausbildung in Wien, die sein Vater ihm ermöglicht hatte, sich im elterlichen Haus an dem Erzeugen von Krippenfiguren mit beteiligte, muß als offene Frage gelten, hatte doch dieser junge akademische Maler bald eine stattliche Anzahl fester Auftraggeber für größere Arbeiten und übersiedelte zudem wenig später nach Leoben. Wahrscheinlicher ist, daß sein in Eisenerz ansässig gebliebener Bruder Josef zusammen mit dem Vater die Figuren herstellte, sprechen doch dessen zarte Blumenaquarelle und dessen damals recht geschätzten Transparente dafür, daß ihm jene Unmittelbarkeit des kindlich-gläubigen Ausdruckes eigen gewesen sein muß, die von den noch erhaltenen Krippenfiguren ausstrahlt.

Die Tendler fühlten sich als Handwerker. Durch wiederholte Reisen einiger ihrer Familienmitglieder mit dem nach und nach erweiterten Puppenensemble in die deutschsprachigen Länder waren sie wohl etwas weltoffener eingestellt als manche ihrer Berufsgenossen. Vielleicht hat einer der Angehörigen von draußen die Nachricht mitgebracht, daß die leicht aufzustellenden, wenig Platz beanspruchenden und zudem preisgünstigeren Papierkrippenfiguren bei Bürger- und Bauernfamilien Anklang finden. Wahrscheinlich wurde die Zeit, in der die Witterungsverhältnisse Reisen mit dem Puppenspielkarren oder das Arbeiten in Kirchen und Bürgerhäu-

sern nicht erlaubten, dazu verwendet, die Papierkrippenfiguren mit zu erzeugen. Es kann sich um keine manufakturmäßige Herstellung gehandelt haben, denn keine der noch erhaltenen Krippen gleicht der anderen hinsichtlich der Figurenanzahl und der Ausstattung. Es stammen zudem diese Krippen durchwegs aus Häusern des Gerichtsbezirkes Eisenerz oder des unteren steirischen Ennstales.

Die Figuren sind kaum einmal größer als 12 bis 15 cm. Sie sind auf mittelstarkem, leicht saugfähigen Karton gemalt. Aufgeleimt auf dünne Holzstäbchen, wurden sie je nach der Kombinerfreudigkeit ihrer Besitzer in die aus Moospolstern gebildete Bodenplatte des Krippenaufbaues montiert. Nur wenige zeigen eine schmale Holzleiste, die ein selbständiges Stehen ermöglicht.

Bemalt wurden sie mit selbstgeriebenen Aquarellfarben. Darauf lassen vorgefundene Aufzeichnungen über Malmittel schließen. Die Heilige Familie und die Hl. Drei Könige sind in orientalischer oder römischer, die Hirten und andere gabenbringende Landleute dagegen in zeitgenössischer steirischer Kleidung dargestellt. Die Szenerie bietet durchwegs eine Landschaft, die jene von Bethlehem versinnbildlichen soll.

Es ist nicht mehr leicht, Papierkrippenfiguren von der Hand eines Tendler aufzuspüren. Vom Material her waren diese Arbeiten ja schon einem raschen Verschleiß ausgesetzt. Die alle Schichten des Volkes erfassende Periode der Aufklärung im vorigen Jahrhundert ließ dazu wohl manche der Krippen als „überholten Plunder“ verkommen³⁾.

Die wenigen vollständigen Krippen befinden sich vor allem im Besitz von Eisenerzer Familien bzw. der Stadtpfarrkirche Sankt Oswald und des Obersteirischen Krippenmuseums.

Schaustücke in österreichischen Museen und Privatsammlungen lassen erkennen, daß es neben den Tendler's zur gleichen Zeit künstlerisch bedeutendere Hersteller von Papierkrippen gab. Es soll hier nur aufgezeigt werden, daß auch diese von bester handwerklicher Gesinnung getragene Künstlerfamilie zu den Erzeugern der damals recht beliebten Art der Krippenfiguren gezählt werden muß. Zu wünschen wäre, daß jenes viele Material über die Tendler, das in Leobner und Eisenerzer Museen und bei privaten Eignern verwahrt wird, von kundiger Seite bald einmal bearbeitet wird. Vielleicht würde dabei auch die Person des Krippenfigurenmalers eindeutig ermittelt.

³⁾ Zu den Fotos: Einzelfiguren im Besitz des Verfassers, ganze Krippen im Besitz der Familien Teichmann und Klapf in Eisenerz. Aufnahmen 1—3 von A. Gfall, von 4—6 von Dr. H. Wydraczik.

Der geistliche Maien

Eine allegorische Predigt des 15. Jahrhunderts

(Text und Anmerkungen)

Von Peter Kesting

Herrn Prof. Dr. Josef Dünninger zum 65. Geburtstag

In seiner Monographie „Maibaum und Maienbrauch“¹⁾ kritisierte Hans Moser, daß sich die den Maibräuchen zugewandte Forschung vergangener Jahrzehnte nur allzu leicht dazu verstand, eigene Kenntnisse lebendigen Brauchtums auf eine graue Vorzeit zurückzuprojizieren, ohne dieses Brauchtum als geschichtlich bedingt und geworden zu erfassen. Moser forderte: „Klärende Aufschlüsse sind nur von einer möglichst großen Zahl von Brauchzeugnissen aus vergangener Zeit zu erwarten, die etwas über die jeweiligen Träger, über Anlaß und Zweck und über Begleiterscheinungen der Brauchübung aussagen können²⁾.“ Im folgenden hoffe ich, ein frühes schriftliches Zeugnis für den Brauch des Maibaumsetzens vorstellen zu können, das all diesen Forderungen Genüge tun kann.

Wie alt der Maibaum im Brauchtum des deutschsprachigen Kulturraumes ist, läßt sich nicht eindeutig klären³⁾; doch wird man mit Moser einer Meinung sein dürfen, daß das Fehlen eines Maibaumbrauchtums sowohl in der mhd. höfischen Literatur wie auch in jenen Werken, die Vertrautheit mit dem **dörper** erkennen

¹⁾ Hans Moser, Maibaum und Maienbrauch, Beiträge und Erörterungen zur Brauchforschung. (Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1961, München 1961, S. 115—119.) Mosers Aufsatz verzeichnet alle einschlägige Sekundärliteratur, so daß ich es mir, auch aus Gründen der Ökonomie, im folgenden ersparen kann, sie nochmals aufzuzählen.

²⁾ Moser, S. 118 b.

³⁾ Vgl. Moser, S. 124 f. über den „Aachener Streitbaum“ vom Jahre 1224 und S. 132 f. über die Forstbestimmung Frankfurts v. J. 1445. Auch das von Adalbert v. Keller (Fastnachtsspiele I, Stuttgart 1853, S. 393 ff.) herausgegebene „Neidhartspiel“ des 15. Jahrhunderts enthält wohl keine brauchtümlichen Maibaum; vgl. Moser, S. 135 f.; vgl. bes. Moser, Anm. 97, S. 156.

lassen („Helmbrecht“, Neidhart und seine Nachfolger) eine deutliche Sprache spricht. Der anscheinend früheste literarische Beleg für einen brauchtümlichen Maibaum stammt von Heinrich Seuse. Im „Horologium Sapientiae“ (1334) heißt es: **Tertia vero est prima dies Mensis Maii, cum vernalis serenitas omnibus grata et desiderabilis incipit in terrae germinantibus pulchre apparere. Nam tunc consuetum est et maxime in partibus Sueviae terrae Almanniae, quod adolescentes de nocte silvas petunt et arbores viriditate foliorum venustas praecidunt et floribus ornatas prae foribus locant, ubi se putant habere amicas, in signum amicitiae et fidelitatis**⁴⁾. Offensichtlich handelt es sich hier um den sogenannten „Mädchenmaibaum“, der seit dem 16. Jahrhundert gut belegt und noch heute gebräuchlich ist. Seuses Beschreibung ist allerdings dürftig: man erfährt nur, daß die Bäume mit Blumen geschmückt und vor die Häuser der geliebten Mädchen gesetzt wurden.

Der zeitliche Abstand zu dem nächsten, hier relevanten Beleg, ist erheblich: Erst im Jahre 1508 erscheint in einer dem Geiler von Kaisersberg zugeschriebenen Predigt zum 1. Mai folgender Satz: **Wann es heute der Maitag ist, in dem man spilet Maien und Bäume aufzurichten und stecken für die Häuser der Liebgehabten, also bin ich willen(s), in eure Herzen stecken den Maien und Baum von grünen Ästen, darauf man mag Jesum sehen**⁵⁾.

Die zwischen diesen beiden Belegen bestehende Lücke kann ein Zeugnis aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts füllen, das meines Wissens bisher unbeachtet geblieben ist. Es hat den Vorteil, gemäß den methodischen Forderungen Mosers, nicht nur den Zweck des Maibaumsetzens anzugeben, sondern darüber hinaus eine detaillierte Beschreibung des Baumes sowie des begleitenden Brauchtums zu bieten. Der Text stammt aus dem von einem Schreiber namens P. Gall Kemli, Konventuale von St. Gallen, verfertigten Kodex Nr. 55 der Stiftsbibliothek St. Gallen⁶⁾. Die Handschrift enthält ausschließlich lateinische theologische Literatur und mitten unter den lateinischen Stücken eine deutsche Predigt (S. 548 bis 550, 553 bis 554), die nicht fortlaufend geschrieben, sondern immer wieder von dem offenbar als wichtiger empfundenen lateinischen Text unterbrochen ist und daher seltsam zerstückelt erscheint. Man gewinnt den Eindruck, der Schreiber habe keineswegs

⁴⁾ Beati Henrici Susonis Horologium Sapientiae, hg. von Carolus Richstätter, Taurini 1929, S. 269.

⁵⁾ Da mir der Text dieser Predigt nicht zugänglich ist, zitiere ich nach Moser, S. 133 b.

⁶⁾ Vgl. Gustav Scherrer, Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, Halle 1875, Nr. 55.

nur aus vorwiegend ökonomischen Gründen einige leere Seiten oder Teile von Seiten „irgendwie“ auszufüllen beabsichtigt, sondern zwischen die lateinischen Autoritäten eine weniger anspruchsvolle, ihm jedoch am Herzen liegende deutsche Predigt einsetzen wollen. Die Predigt gehört zu dem an Beispielen nicht armen Typus spätmittelalterlicher geistlicher Literatur, in dem ein gegebenes Bild **bezeichenliche** nach den vier **sensus** der Exegese ausgelegt wird (**waz betüt daz gaistlich**; Z. 11).

Häufig scheint in dieser mystisch-asketischen Literatur auch Gedankengut der großen Mystiker vergrößert wieder auf, in unserer Predigt sind schwache Nachklänge Eckharts und Seuses erkennbar⁷⁾.

Der unten abgedruckte Text richtet sich getreu nach der Orthographie der Handschrift. Die Interpunktion jedoch wurde modernem Gebrauch angepaßt; auch Groß- bzw. Kleinschreibung der Handschrift wurde nicht beachtet. Kürzel wurden aufgelöst; **dz** und **wz** der Handschrift wurden stets als **daz** und **waz** wiedergegeben. Detailfragen beantwortet der textkritische Apparat. Da ein mitten in der Maibaumallegorie erscheinendes Predigtexempel, das in abweichenden Fassungen des öfteren bekannt ist⁸⁾, die Geschlossenheit des Bildes stört, habe ich es in den Anhang verwiesen. Der Text ist in (hoch)alemannischer Mundart geschrieben; vermutlich war es der Dialekt des St. Galler Schreibers.

Philippi et Jacobi in die Mayi.

Es ist gewonlich vf den maytag, daz an gemachel dem andren steckt ain mayen. Also sond och die gaistlichen irem gemachel Jesu Christo einen geistlichen mayen stecken, den

5 wil ich úch also machen.

Es sasaz ain junglig vf einem ross, der hatt einen mayen in der hand. Ain dem mayen warend sunder 5 ding.

Primum daz vnder teil der wurtzen; 2^o die stang, die da vff gieng durch den mayen; 3^o der told vf dem mayen; 4^o an
10 dem mayen hangend schellen; 5^o vf dem tolden ain windmúli.

⁷⁾ Vgl. **adel der sel** (Z. 34 ff.); **götlich schowen** (Z. 41).

⁸⁾ Größere Ähnlichkeit mit der Fassung aus der Maienpredigt zeigt vor allem das Exempel vom ungehorsamen Schaffner, das in einer Predigt des Johannes Pauli vorhanden ist; abgedruckt in: Johannes Pauli, „Schimpf und Ernst“, hg. v. Johannes Bolte, Teil II, Berlin 1924, Nr. 880, S. 117 ff.; in der in Kürze zu erwartenden neuen Ausgabe von Warnock: Nr. X, Z. 281 ff., S. 127 f. Hinweise auf weitere Fassungen: Bolte, „Schimpf und Ernst“ II, S. 445 und bei Warnock.

Nun merkend, waz betút daz gaistlich: Das ross betúttet vnser lib, der júnгли die sel. Won ze glicher wis, als ain júnглиng ritt an ross, also ritt die sel den lib. Nun [549] wenn man dem rossz zú vil fúter git vnd ims wol bút, so
 15 wirt es geil vnd treit etwend einen da hin, do er nit mút hin háť. Also ist es och vmb vns. Wir habend vnser lib ietz in gewarsami gehebt vnd by dem zom der vernunft vast gehept vnd mainend, wir habind gar wol getán in der vasten. Vnd sunderlich in der hindrosten wochen wir habend
 20 vnserm rösslin, dem lib, daz fúter gar vergeleit vnd vnser lib kestigot mit vasten vnd mit abrechen vnd andrü gúti werk. Aber jetzso die frólich zit kumpt, der may, so schúttend wir dem rössli, daz ist vnserm lib, volkomenlich daz fúter fúr: mit trincken, mit essen, vnd waz den
 25 lib nun gelust, vnd mit garten gán, zú den brunnen gán, ballen, tantzen. Vnd ist kain abrechen me dem lib. Dar vmb so wirt der lib so geil dar ab, daß er den mentschen dik treit, da er nie mútt hin hatt, daz ist in ewig verdampnúst. * Dar vmb solt du gedenken, das du mit diner vernunft dinen lib by dem zom habist, vnd daz der lib der vernunft vndertánig sy. So fúrst den rechten mayen!

Primo waz tút der may, den der jungling in der hand fúrt gaistlich. Die stang, [553] die durch den mayen vf gát, die tut den adel der sel, daz du bedrachten solt, wie adenlich
 35 gott din sel geschaffen vnd gebildet hett nach sinem götlichen bild. Darnach soltu gedenken, wie si so kostlich erlóst ist durch den sun des ewigen vatters. Erlöst dich het kein engel! Er erlosst die [554] sel, die nach jm gebildet waz. Da merk grossen adel der sel.

40 2^o Waz tút der told ain der stang. Daz tút gaistlich daz götlich schowen [*ibi dixit de visionibus Ezechielis et Danielis* wie Daniel sach ein sul et *de lapide dic sicut vis*].

3^o so henket man schellen an etlich mayen. Daz tútt gaistlich daz göttlich lob, daz du alle zit án vnderlas gott
 45 loben solt.

4^o so macht man gewonlich ain wintmúli vf den tolden des meygen. Die wintmúli tút vns die wúrdigen mútter gottes. Die múli vns gemalen háť on wasser, daz ist on mentschlich zú wúrken, daz kórnlí, von dem geschriben stát:

50 **Johannis: Nisi granum frumenti cadens in terra mortuum fuit ipsum solum manet.**

Das ist der gaistlich may. Den mayen sond die gaistlichen menschen setzen vnd stellen vnd tragen disz mayzit irem vferwelten gemachel Jesu Christo.

* A n h a n g

55 Ich hab och an exempel gelesen, daz och wol dar zû gehört. Es waz ain kúng, der hatt einen ritter vnd eine tochter vnd einen bósen hund. Do der kúng wolt vs dem land riten, do enpfalch er dem ritter sin tochter, vnd mit sunderhait so enphal er jm, daz er den hund jnschmiden sólt jn dry
60 ysní kettenen, dar vmb, daß die tochter sicher vor dem hund wer. Der ritter tett, als jm enpholen waz vnd schlos den hund jn dry kettenen vnd gab [550] dem hund gnú zu essen vnd liess jm kain gebresten, also daz der hund gail ward vnd als stark, daß er die dry kettenen zerbrach vnd
65 ward ledig vnd tódet die tochter.

Nun gaistlich: der kúng túttet vnsern herrn Jesum Christum, der ritter die vernunft, der hund den lib, die tochter túttet die sel. Nun der kúng Jesus Christus hát enpfolen der vernunft, daz si behúten sol die tochter vor dem
70 hund vnd sol dem hund anlegen iii kettenen. Die ain kettin ist göttlich forcht, die ander ist vorchten die ewigen pin der hell, die drit ist zitlich vorcht. Nun aber jetz in der frólichen zit des mayen, so búttend wirs dem lib so wol mit aller wolnust, daz der lib so gail wirt vnd so
75 stark, daz er zerbricht die ysnin kettenen, daz ist, daz er kain gotz vorcht me hett. Er fürcht och nit die pin der hell. Er fürcht och nit die welt me. Es gilt jm als glich, vnd daz ist an sorcklich ding der sel. Won wen der lib so ledig wirt, daz er kain vorcht me hát, so tót der lib die
80 sel des ewigen tods.

4 einen geistlichen mayen stecken] einen gesteckten mayen stecken geistlichen mayē stecken Hs. 23 vol komēlich Hs. 26 ab brechen Hs. 29 In der Hs. ist an der mit * bezeichneten Stelle das unten im Anhang wiedergegebene Exempel eingeschaltet. 41f. Dan. 2,31 ff.; in der Hs. keine Klammern; et fehlt Hs. 44 änvnderlas Hs. 45 nach solt folgt ein lateinischer Einschub: Vel designat obedientiam que est virtus secundum Gregorium que ceteras virtutes menti inserit jnsertas que custodit nam quoniam inserta virtus iam claudicat in religiosis in clericis scholaribus nos

omnes vouemus promittimus quod votum plus quam iuramentum apud deum obedire usque ad mortem et consules et clerici prelati episcopo la[i]ce (?) suis. **Kürzel wurden aufgelöst.** 50 f. Joh. 12,24 f. 54. nach Christo in der Hs. folgende **Schlußnotiz**: hoc de libro augustini scripsi dominica infra octauam iupenthecosten (**letzteres Wort in der Hs. durchgestrichen!**) ascensionis 55 hab — och Hs. 59. In schmiden Hs. 70. an legen Hs. ain fehlt Hs. 71 vo'cht Hs.

Auch ein wohlmeinender Leser wird dieser Predigt (oder diesem Predigtentwurf) nicht zugestehen wollen, daß sie wegen ihrer besonderen stilistischen Schönheit oder theologischen Tiefe wert wäre, der Nachwelt bekannt gemacht zu werden. Bedeutsam ist sie dennoch: einerseits als Zeugnis für eine spätmittelalterliche volkstümliche Predigt, andererseits wegen der bis zum Zeitpunkt ihres Entstehens nicht belegten exakten Beschreibung eines „Mädchenmaien“. Es mag nützlich sein, das Wesentliche zusammenzufassen.

Der Prediger, besorgt um die Frucht des Fastens, beschwört vor seiner Gemeinde (vermutlich waren es **scholares**⁹⁾) die Gefahren der **fröhlichen zit des mayen** (Z. 73; vgl. Z. 22), die in **trincken, essen, garten gän, zû den brunnen gän, ballen, tantzen** (Z. 24 ff.) bestehen. Wie manche moderne Prediger wählt er, um die bedrohten Seelen zu retten, ein aktuelles Bild: den Maibaum. Ein junger Mann zu Pferde hält ihn in der Hand. Der Maien hat Wurzeln (Z. 8), darüber erhebt sich der entästete Stamm (**stang**, Z. 8; 33; 40; **sul**, Z. 42), dieser ist oben versehen mit dem Wipfelbuschen (**told**, Z. 9 f.; 40; 64), unter dem Wipfel befindet sich ein Kreuz (**mayen**, Z. 9 f.; 33; 43) der horizontal, mit der Stange als Zentrum, befestigt ist (**durch den mayen**, Z. 9; 33) und an dem Glöckchen (**schellen**, Z. 10; 43) hängen, die im Winde läuten (Z. 44 f.). Auf dem Wipfel aber ist als oberste Bekrönung eine Windmühle angebracht.

⁹⁾ Die Schwierigkeit, diese „Gemeinde“ näher zu beschreiben, ergibt sich aus der Tatsache, daß einerseits die Hörer als **gaistliche** (Z. 3) angesprochen werden, die gemeinsam die Fasten gehalten haben (Z. 16 ff.), daß aber andererseits von Mönchen gewisse Verhaltensweisen nicht anzunehmen sind: **zû den brunnen gän, ballen, tantzen** (Z. 25 f.). Beiden Bedingungen genügen wohl nur die **scholares**, die in dem lateinischen Einschub nach Z. 45 erwähnt werden (s. textkrit. Apparat).

Der Text ist wahrscheinlich ein Predigtentwurf, keine endgültig ausgeführte Predigt. Dafür spricht die in allen Punkten ungewöhnlich knappe **explicatio** sowie das lateinische Zitat Z. 41 f., das mit den Worten endet: **dic sicut vis**. Vermutlich will dieser Satz den Prediger auffordern, in der **elocutio** die allzu knapp geratene Auslegung des Bildes zu erweitern. Allerdings ist der Schreiber ganz sicher nicht der Verfasser, wie einige typische Abschreibfehler zeigen (vgl. besonders Z. 4 f.).

Dieser hier beschriebene „Mädchenmaibaum“ oder „Liebesmaien“ ist gewiß nicht der Phantasie des Predigers entsprungen, sondern ein Brauchtumsgegenstand (zweimal heißt es **gewonlich**, Z. 2; 46), von dem — angesichts der Eigenart der Überlieferung — angenommen werden darf, daß er im Umkreis von St. Gallen zu Hause war. Die Form dieses Maibaumes entspricht im wesentlichen den Beschreibungen von „Mädchenmaien“ aus jüngster Zeit¹⁰⁾. Einige Details des St. Galler Maien bedürfen jedoch noch einer näheren Erläuterung.

1. Der Terminus **mayen** ist in der St. Galler Predigt nicht eindeutig. Wenn es heißt: **die stang, die da vss gieng durch den mayen** (Z. 8 f.), so kann nichts anderes als ein Kranz gemeint sein, von der Art, wie er an Ortsmaibäumen in Bayern und Franken zu sehen ist¹¹⁾. Eine andere Stelle aber lautet: **der may, den der jungling in der hand fñrt** (Z. 32; vgl. Z. 3 f.; 6 f.; 9; 31; 47; 52). In diesen Fällen kann nicht der Kranz gemeint sein, sondern nur der ganze Maibaum. Der Terminus **mayen** steht also für „Kranz“ und für „Maibaum“.

2. Die „Wurzeln“ des Maibaums (Z. 8) befremden deswegen, weil, wie Moser formuliert, „das als „Maibaum“ bezeichnete Brauchzeichen aus der Natur geholt, der Wurzeln und Äste beraubt, unter die Menschen gebracht und in fremdem Boden neu aufgerichtet wird“¹²⁾. Ebenso befremdlich aber ist, daß der Prediger bei der **explicatio** des Bildes die Wurzeln des Maibaumes offenbar schon vergessen hat; von den fünf **sunder ding** (Z. 7) der Exposition bleiben bei der Auslegung nur vier übrig (Z. 32 ff.). Des Rätsels Lösung muß, wie ich meine, folgendermaßen lauten: Unser Informant des 15. Jahrhunderts hat die Wurzeln eines Maibaumes in Wirklichkeit nie gesehen und sie daher, weil er aktuell zu sein beabsichtigte, in der **explicatio** weggelassen. Was aber kann der Grund sein, daß sie, am Anfang der Predigt, überhaupt ins Spiel kamen? Ich vermute, daß der Prediger eine andere, im 15. Jahrhundert verbreitete und auch in St. Gallen in drei Exemplaren vorhandene Baum-Allegorie kannte, in der die Wurzeln des Baumes eine bedeutende Rolle spielen: den Ps.-Bonaventura-Traktat „Arbor Amoris“¹³⁾. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an den

¹⁰⁾ Vgl. Moser, S. 137 f.

¹¹⁾ Vgl. Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 185 ff.

¹²⁾ Moser, S. 135 b.

¹³⁾ Vgl. Urs Kamber, Arbor Amoris. Der Minnebaum. Ein Pseudo-Bonaventura-Traktat, hg. nach lat. und dt. Hss. des XIV. und XV. Jahrhunderts (= Philologische Studien und Quellen 20), Berlin 1964.

Traktat vom „Kreuz als Maibaum“¹⁴⁾ und an das Gedicht „Vom gaistlichen maygen“¹⁵⁾; beide Werke haben keine Verbindung zur St. Galler Predigt, sie sind außerdem volkskundlich völlig unergiebig.

3. Die auf dem Wipfel befestigte Windmühle scheint im Maibaumschmuck ungebräuchlich zu sein¹⁶⁾. Das Wort **windmüli** verdient insoferne Beachtung, als es in diesem Sinne (als „Windrädchen“), wenn dem Grimmschen Wörterbuch, dem Schweizerischen Idiotikon und Schmellers Bayer. Wörterbuch Glauben geschenkt werden darf, in unserer Predigt zum ersten Male belegt ist. Das „Windrädchen“ als Kinderspielzeug ist seit dem 16. Jahrhundert gut bekannt¹⁷⁾. Rochholz¹⁸⁾ führt „Steckenpferd und Windmühle“ unter der Gruppe „**Mai spiele**“ auf, ein Umstand, der dem brauchkundlichen Zeugniswert der St. Galler Predigt eine zusätzliche Stütze verleiht.

Die hier vorgestellte, brauchkundlich bedeutsame St. Galler Maienpredigt ist im übrigen auf ihren geistesgeschichtlichen Ort im Rahmen der spätmittelalterlichen asketisch-mytischen Literatur näherhin zu befragen. Das jedoch war nicht die Absicht dieses Beitrages: er will vielmehr, um eine anfangs zitierte Wendung zu wiederholen, ein Brauchzeugnis aus vergangener, in diesem Falle ungewöhnlich früher Zeit¹⁹⁾, bekannt machen und somit geschichtliche „Zwischenstufen“²⁰⁾ heutigen Brauchtums verdeutlichen.

¹⁴⁾ Vgl. Kamber, S. 137 ff.

¹⁵⁾ Zum Beispiel in: Wolfgang Stämmler, Gottsuchende Seelen, München 1948, S. 198 ff.

¹⁶⁾ Vgl. aber Moser, S. 152 a: Wetterfahne, Bericht v. J. 1909/10; Andree-Eysn (s. Anm. 11), Abbildungen.

¹⁷⁾ Vgl. Hans Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit (= Die deutschen Stände in Einzeldarstellungen, Bd. 5). Jena² 1924, S. 66. sowie Abbildungen 64, 72 und Beilage 3 (S. 64 f.); s. auch Grimm s Wörterbuch, Bd. 14, II, Sp. 314.

¹⁸⁾ Ernst Ludwig Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. 466 f.

¹⁹⁾ Moser, S. 118 b.

²⁰⁾ Moser, S. 119 b.

Malkreuz-Grabkreuze in Mittel-Slawonien

(Mit 3 Abbildungen)

Von Walter Berger

Das zentrale Slawonien ist eine von Verkehr und Industrie noch wenig berührte Gegend, in der man daher noch mancherlei altes Volkskulturgut in Blüte findet; — wie lange noch, das möge allerdings dahingestellt bleiben. Wenn hier von einer kleinen Zufallsbeobachtung aus dieser Gegend berichtet werden soll, so geschieht es also deshalb, weil das reizvolle Material in einigen Jahren vielleicht nicht mehr erhalten oder nur mehr sehr zusammengesmolzen sein wird.

Am Südrand des Bilo-Gebirges, nördlich der Stadt Daruvar, liegen zwei orthodoxe Holzkirchen aus dem 18. Jahrhundert, Sveti Dimitrij in Rastovac und Sveta Bogorodica in Rašenica (vgl. A. Horvat: Spomenici u Hrvatskoj. Agram 1956, S. 120). Nicht von diesen Kirchlein soll aber hier die Rede sein, sondern von den darum angelegten alten Friedhöfen, zu denen noch ein dritter kommt, der von Vukovje, südöstlich von den beiden erstgenannten gelegen (Abb. 1).

Diese Friedhöfe enthalten fast ausschließlich noch Holzkreuze mit Dach, in uralter bodenständiger Manier angefertigt. Solche überdachte Holzkreuze sind für ganz Kroatien kennzeichnend; als eindrucksvolle Beispiele seien genannt im Westen der Friedhof von Lučko (zwischen Agram und Samobor) und im Süden die einsamen verwilderten Bergfriedhöfe um Veljun und Sluin mit ihren gewaltigen, zum Teil drei und mehr Meter hohen Kreuzen. Während diese Grabkreuze im Westen und Südwesten aber meist mehr oder weniger reichliche, in Laubsägetechnik aus Brettern ausgeführtes Zierwerk tragen, sind diejenigen in der Gegend von Daruvar schlichte klobige Balkenkreuze mit zwei einfachen glatten schrägen Dachbrettern. Ein einziges Element bringt in die Silhouette dieser Kreuze Bewegung: drei kleine, aus Brettern in Laubsägetechnik ausgesägte Kreuzchen, eines auf dem First des Daches und je eines auf den beiden seitlichen Kreuzarmen unter den Dachbrettern (Abb. 2).



Abb. 1: Lage der untersuchten Dorffriedhöfe in Mittelslavonien

Dieser höchst einfache und streng beibehaltene Grundtypus wird nun im einzelnen erstaunlich reich abgewandelt, — und das, obwohl wir als einziges dabei verwendetes symbolisches Element das Malkreuz finden. Ein Malkreuz, aus zwei eingekerbten Rillen gebildet, steht sehr häufig im Mittelpunkt des Grabkreuzes, also an der Kreuzungsstelle der beiden Balken, je ein weiteres darüber und darunter sowie rechts und links davon. Das Malkreuz in der Mitte steht klarerweise, wenn die beiden Grabkreuzbalken gleich stark sind, in einem quadratischen Feld, wenn der senkrechte Balken breiter ist, in einem Querrechteck; die Malkreuze auf den Balkenarmen stehen teils ebenfalls in Quadraten, teils in mehr oder

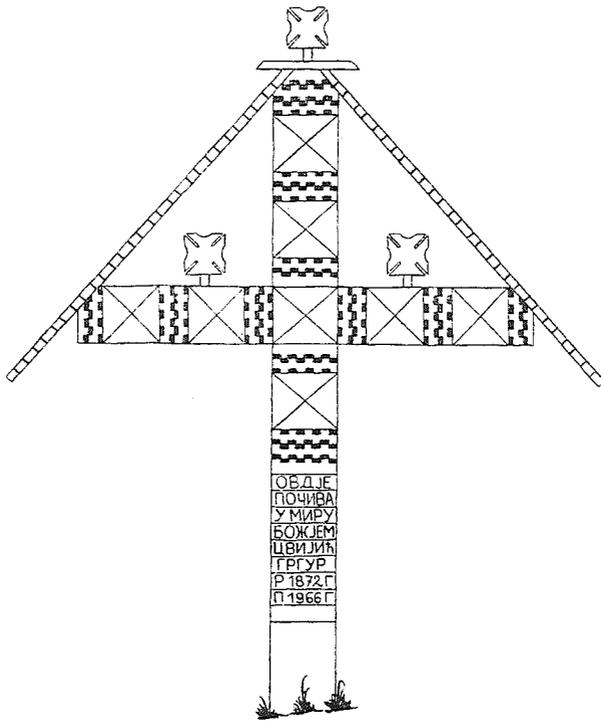


Abb. 2: Typus eines Malkreuz-Grabkreuzes aus Rastovac

weniger langgestreckten Rechtecken. Die Zwischenräume zwischen den Malkkreuzen werden durch — in der Regel je drei, seltener zwei — schmale glatte Streifen ausgefüllt, die voneinander ebenfalls durch eingekerbte Rillen abgesetzt sind (Abb. 3 B).

Die Kreuzbalken können nun noch weiter ausgeziert sein. Häufig sind die Rillen der Streifenfelder zwischen den Malkkreuzfeldern von einem abgeschrägten Würfelschnitt gesäumt, das heißt, daß beiderseits der eingekerbten Rille abwechselnd kleine Quadrate ausgehoben sind, deren vertiefte Hinterflächen schräg gegen die Rille zu absteigen (Abb. 2, 3 D). Es ist dies ein für den kroatischen Raum kennzeichnendes typisches Holzschnitt-Ornament, das uns, in Stein übertragen, auch häufig in Istrien, im kroatischen Küstenland und in Norddalmatien begegnet, als Umrahmung von Wappen (z. B. in Trogir), von Türen (z. B. in Zengg) u. a.

Bei anderen Grabkreuzen sind bestimmte würfelförmige Abschnitte der Balken durch tiefe dreieckige Einkerbungen an den

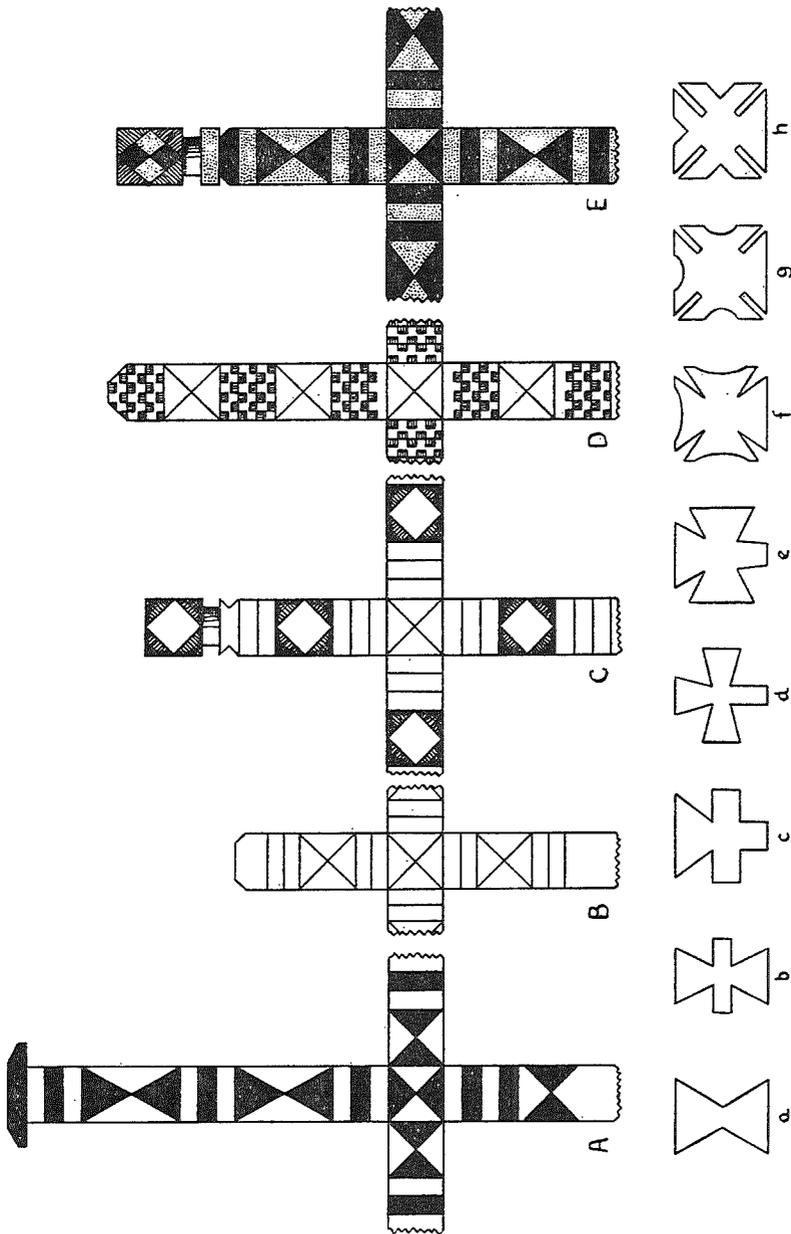


Abb. 3: A—E: Varianten der Auszierung an Grabkreuzen von Rastovac (B—D und Vukovje (A, E); a—h: Varianten der kleinen aufgesteckten Kreuzchen aus Rašenica (a—c), Vukovje (d, e) und Rastovac (f—h).

Ecken zu „Oktaederwürfeln“ umgewandelt, wodurch der einheitlich ruhige Verlauf des Balkens eine kraftvoll bewegte Unterbrechung erfährt (Abb. 3 C). Solche Oktaederwürfel können sowohl in der Vierzahl an allen vier Balkenarmen auftreten als auch in der Zweizahl allein an dem senkrechten Balken; oft wird auch die Spitze des Grabkreuzes oberhalb des Dachbretterfirstes von einem solchen Oktaederwürfel bekrönt.

Schließlich kann die Auszierung der Grabkreuze nicht nur durch plastisches Schnitzwerk, sondern auch durch bunte Bemalung erfolgen, wobei die durch Malkreuze und Querrillen entstandenen drei- und rechteckigen Felder jeweils abwechselnd schwarz und weiß oder schwarz und rot ausgefüllt werden (Abb. 3 A, E). Eine derartige Bemalung bleibt nicht nur auf die Vorderseite der Kreuzbalken beschränkt, sondern kann auch die Außenseite der Dachbretter überziehen.

Bemerkenswert ist nun, daß die geschilderte Mannigfaltigkeit der Kreuze innerhalb der genannten drei — räumlich unmittelbar benachbarten — Dorffriedhöfe ganz unregelmäßig verteilt ist: in Rastovac reiche Verzierung mit Kerbrillen und Würfelschnittsäumen, seltener mit Oktaederwürfeln, in Rašenica fast nur einfache unverzierte Balkenkreuze, in Vukovje Kerbrillen und viel Oktaederwürfel, außerdem Bemalung.

Aber nicht nur die Auszierung der Grabkreuzbalken ist solcherart bei streng bewahrtem Grundtypus sehr mannigfaltig, wobei immer wieder das Malkreuz angewandt wird, sondern ein Gleiches gilt auch für die anfangs erwähnten drei kleinen Kreuzchen auf dem First und auf den beiden Querarmen. Nie haben diese die Form eines „typischen“ einfachen Balkenkreuzes, sondern überall schlägt auch hier das Malkreuz durch. Und auch hier sehen wir wieder, wie die drei genannten Friedhöfe voneinander sich auffällig unterscheiden. In Rastovac sind die Kreuzchen in der Regel nichts als Quadrate mit tiefreichenden diagonalen Einschnitten, also mit Armen in Form gleichseitig-rechtwinkliger Dreiecke; durch verschiedenartige Ausnehmungen an den Außenrändern können diese Kreuze noch variiert werden (Abb. 3 f—h). Ganz anders in Rašenica: hier sind die „Kreuzchen“ oft gar keine Kreuze, sondern sanduhrförmige Gebilde (Abb. 3 a), gewissermaßen „flächig ausgeführte Malkreuze“, so wie sie auf den bemalten Grabkreuzen in Vukovje als schwarzgefüllte Flächen erscheinen (Abb. 3 A, E). Gelegentlich wird durch einen kleinen Querbalken der Übergang von einem solchen Sanduhr-Malkreuz zu einem „echten“ Kreuz hergestellt (Abb. 3 b, c). In Vukovje überwiegen Übergangsformen (Abb. 3 d, e).

Die geschilderten Grabkreuze stammen zu einem guten Teil aus allerjüngster Zeit (nach 1950!); die alte Formenwelt und Handwerkstechnik scheint also bei ihnen noch in voller Blüte zu stehen. Das unbeständige Material — Weichholz — und das feuchte Klima — waldreiches Bergland — bringen freilich eine rasche und starke Verwitterung mit sich, so daß zwanzig Jahre alte Kreuze zum Teil schon zerfallen und halbvermodert sind. Die Inschriften, teils in lateinischer, teils in zyrillischer Schrift abgefaßt, lauten stereotyp: „Ovd(j)e počiva N. N.“ — gelegentlich „u miru božjem“ — „r(odjen) ... g(odine) — p(reminut)“ oder „um(irao) ... g(odine)“ (Hier ruht N. N. — im göttlichen Frieden — geboren im Jahre ..., verstorben im Jahre ...). Gelegentlich findet man im Schnittpunkt der beiden Kreuzarme mittels eines Nagels ein Stück schwarzes Gewebe als Zeichen der Trauer befestigt. Von gärtnerischer Grabpflege ist keine Spur zu bemerken, doch finden sich auf manchen Grabkreuzen verwelkte Kränze.

Zusammenfassung

In drei Dorffriedhöfen (Rastovac, Rašenica, Vukovje) in der Gegend von Daruvar (Zentralslavonien) ließ sich an den Grabkreuzen folgendes beobachten: eine sehr einfache, urtümliche, streng beibehaltene Grundform (Balkenkreuz mit zwei Dachbrettern und drei kleinen Kreuzchen auf dem First und auf den beiden Querarmen) trägt an Heilssymbolen ein einziges Zeichen, das Malkreuz, das uralten Fruchtbarkeitssymbol, als Ziermuster bloß den abgeschrägten Würfelschnitt und den Oktaederwürfel sowie die bunte (schwarz-weiße oder schwarz-rote) Bemalung. Trotz dieses höchst bescheidenen Inventars kommt eine überraschende Mannigfaltigkeit an Formkombinationen zustande, und man findet kaum zwei Kreuze, die einander völlig gleichen. Dabei bilden sich von Dorf zu Dorf deutlich ausgeprägte verschiedene „Ortsstile“ heraus: Rašenica macht dabei einen ausgesprochen urtümlichen einfachen Eindruck, das benachbarte Rastovac hingegen einen reichen, entfalteteten.

Ein Pfarrhofzeichen aus Thüringerberg, Vorarlberg

(Mit 2 Abbildungen)

Von Klaus Beitzl

Anfang des Jahres 1969 konnte vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien aus dem Wiener Kunstantiquariat ein bemaltes eisernes Hauszeichen erworben werden¹⁾, das sich durch seine besondere, rein religiöse Emblematisierung von dem, was an herkömmlichen Aushängezeichen etwa des Handwerks, Handels und Gastgewerbes bekannt ist, sehr deutlich unterscheidet²⁾. Es handelt sich bei dem neuerworbenen Gegenstand dennoch um einen deutlich ausgeprägten Typus, der sich mit Sicherheit der landschaftlich eng umschriebenen Gruppe von Pfarrhofzeichen aus dem Großen Walsertal in Vorarlberg zuordnen läßt. Eine alte, im kirchlichen Verwaltungswesen heute ungebräuchliche Ortsbezeichnung, die auf dem Pfarrhofzeichen angebracht war, vermochte diese Zuweisung zusätzlich zu bestätigen.

Museal scheint diese Art von Hauszeichen bisher noch nirgends erfaßt worden zu sein. Eine Nachfrage beim Vorarlberger Landesmuseum erbrachte diesbezüglich eine verneinende Antwort. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Pfarrhofzeichen bis zum heutigen Tag in den Pfarreien des Großen Walsertals in Gebrauch stehen und offensichtlich nur in einzelnen Ausnahmefällen frei und verfügbar geworden sind. Allerdings steht auch die dokumentarische Aufnahme der noch an den Pfarrhöfen befindlichen Zeichen

¹⁾ Inv. Nr. 65.028. — Den freundlichen Hinweis erhielt das Museum von Frau Kustos Dr. Maria Kundegraber.

²⁾ Ernst M. Wallner, Von der Herberge zum Grandhotel. Wirtschaftshäuser und Gastlichkeit. Geschichte, Wirthausnamen, Wirtshausschilder. Konstanz 1968. — E. Hölscher, Firmenschilder aus zwei Jahrhunderten. Malerei im Dienste der Werbung. München 1965. — K. Gröber, Alte Zunftherrlichkeit. 1936. — Eberhard Frhr. v. Küßberg, Rechtliche Volkskunde. Halle/Saale 1936. S. 104—110 (= Volk. Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Bd. 3). — Weitere Literatur siehe: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von O. A. Erich und Richard Beitzl, 2. Aufl. neu bearbeitet von R. Beitzl, Stuttgart 1955, S. 893.

aus, wenngleich es an einzelnen Hinweisen in der einschlägigen volkskundlichen Literatur nicht fehlt³⁾. Ein Materialbeitrag, der über die Bekanntgabe der musealen Neuerwerbung hinaus zusätzliche Einsichten gewährt, mag deshalb berechtigt sein.

Die Pfarrhofzeichen werden im Großen Walsertal „Maiei“ genannt⁴⁾. Dieses Mundartwort hat zwar ein weites Bedeutungsfeld, denn nach Leo J u t z dient „Maie“, masc., in Vorarlberg nicht nur gelegentlich zur Bezeichnung der einzelnen Blume — geläufiger indes ist in diesem Fall das Fem. —, sondern auch allgemein zur Benennung des Blumenstraußes, des natürlichen oder künstlichen Blumengestecks, wie es bei Hochzeiten von den Männern im Knopfloch oder von den Frauen an der Brust und bei der Assentierung von den Burschen auf dem Hut getragen wird; „Maie“ kann weiters der Blumenstock im Topf und der Blumenkranz und der Flitterschmuck des Alpviehs bei der Alpabfahrt bedeuten. Dort, wo in Vorarlberg noch letzter Weinbau betrieben wird, trägt der grüne Kranz, der das Faß mit dem neuen Most ziert, denselben Namen. Als „Maie“ wird schließlich auch das Richtbäumchen der Zimmerleute und Maurer bezeichnet und — hier ergibt sich eine unmittelbare Verbindung zur Bedeutung des schmiedeeisernen Pfarrhofzeichens — die junge, hohe Tanne mit entastetem und geschältem Stamm, die mit Kränzen und Bändern verziert, vor dem Haus des neuen Pfarrers oder Ortsvorstehers aufgestellt wird⁵⁾.

Als das Gemeinsame der hier als „Maiei“ bezeichneten Dinge ist das frische pflanzliche Grün, vorwiegend in seiner zeichenhaften Geltung, herauszulesen. Das Pflanzengrün — zwar nicht mehr in seiner natürlich-vergänglichen, sondern künstlich-dauerhaften Form — ist denn auch ein stehendes Motiv in der Auszier der Pfarrhofzeichen, die sich, wie schon angedeutet, in ihrer Funktion mit den Fest- und Ehrenbäumen vor den Pfarrhöfen einzelner Vorarlberger Talschaften eng berühren.

Der grüne Ehrenkranz gibt auch dem in die Wiener Sammlung gelangten Pfarrhofschild sein Gepräge, wie dies aus der folgenden inventarmäßigen Beschreibung und der beigefügten Abbildung zu entnehmen ist: (Abb. 1).

Das eiserne und bemalte Pfarrhofzeichen aus Thüringerberg, wie seine Gegenstücke im Großen Walsertal „Maie“ genannt, be-

³⁾ Karl I l g, Die Walser in Vorarlberg, 2. Teil, Dornbirn 1956. S. 104, 151 und 153, Abb. 5 nach S. 88 (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 6).

⁴⁾ I l g, wie Anm. 3.

⁵⁾ Leo J u t z, Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein. 13. Lfg. Wien 1961, Sp. 234—335.

steht aus einem 77 cm langen geraden Bandeisen, das als Wandarm einseitig mit einer Einstoßspitze versehen und am äußeren Ende gerade abgeschnitten ist. Auf diesem waagerechten Arm ist ein Rundbogen aus einem leicht längsgewölbtem Eisenblechstreifen stehend aufgenietet (B. des Blechstreifens 7 cm, H. des Bogens 74 cm, äußere Weite an der Basis 55 cm); die dunkelgrüne Bemalung mit Ölfarbe und die in hellerem Grün aufgesetzten Linienkonturen und Punkte lassen in dem Bogen einen Lorbeerblattkranz erkennen, der sich über die mächtige, den Bildeindruck des Hausschildes beherrschende Strahlenmonstranz wölbt. Diese in Goldbronze gefaßte Monstranz und die beiden Altarleuchter rechts und links davon, sind gleichfalls aus Eisenblech flach ausgeschnitten; alle diese Kultgegenstände weisen barocke Formenmerkmale auf: profilierte Schäfte, die Monstranz einen breiten Standfuß und Nodus, die Kerzenleuchter breite Tropftassen, die durch aufgesetzte Schattierungsstriche und leichte Treibreliefierung etwas von der Plastik des Altargerätes erhalten, das ihnen als Vorbild diente. Bei der Monstranz wird der Übergang vom Schaft zum großen Strahlenkranz mit einem scheibenförmigen Cherubsköpfchen bezeichnet. Die weiße Hostie ist in die Mitte der „Sonnenmonstranz“ wie in ein Schauhäuse eingefügt; sie wird von einem Gitterkranz in durchbrochener Blechschmittarbeit und von einem Ring 16 kleiner, abwechselnd konkaver und konvexer Blech-„Spiegel“ umrahmt. Ein Kreuz bekront die Monstranz. Die weißen Altarkerzen weisen kleine Flammen auf. Ergänzt wird das Pfarrhofschild, das eine Gesamthöhe von 99 cm besitzt, durch eine Schrifttafel, die, verbunden durch drei kurze vertikale Eisenbänder, unterhalb des Wandarmes angebracht ist. Der offene Zwischenraum wird von einem rankenförmig geschlängelten Eisenband in Goldbronzefassung ausgefüllt. Die Doppelseitige Schrifttafel mit weißem Grund und Einfassung ist in der Art einer Banderole ausgeschnitten und unten zusätzlich mit zwei draperieartigen, goldenen Girlanden verziert.

Zum Zeitpunkt der Erwerbung war die Schrifttafel nur einseitig beschriftet. Die Vorderseite wies in fetter neugotischer Fraktur die Eintragung „Pfarramt Blumenegg“ auf, während die Rückseite nur ein weißes Feld zeigte. Eine erste Betrachtung des Schildes ließ jedoch unter dieser obersten Malschicht ältere Eintragungen vermuten. Die gründliche Restaurierung und behutsame Abdeckung mehrerer Bemalungen bestätigte diesen Verdacht⁶⁾. So konnten auf der Vorderseite, die zuletzt die Inschrift „Pfarramt Blumenegg“ trug, der Reihe nach mehrere Personennamen festge-

⁶⁾ Durchführung der Restaurierung sowie der Abdeckung der Inschriften durch akad. Restaurator Martin Kupf, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1969/70.

stellt werden, denen jeweils eine Jahreszahl beigelegt war. Auf der zuletzt weiß belassenen Rückseite der Schrifttafel kam bei der schichtweisen Abdeckung mehrfach der Ortsname „Thüringerberg“ in gotischer Fraktur und mit den jeweils auch schon auf der Vorderseite festgestellten Jahreszahlen zum Vorschein. Zeitlich zurückschreitend ergab sich folgende Reihenfolge der Inschriften:

Vorderseite:	Rückseite:
1. Pfarramt Blumenegg	—
2. Joseph Grabherr 1886	Thüringerberg 1886
3. (Unleserliche Zeile) 18 Alois Loderer 62	Thüringerberg 1862
4. (Unleserliche Zeile) Johann Georg Böhler 1845	Thüringerberg 1845

Es blieb bei der Restaurierung ungewiß, ob unter der letzten klar lesbaren Schicht von 1845 noch eine frühere Eintragung zu erwarten war. Auch Infrarotaufnahmen ließen keine einwandfreie Feststellung zu, daß die mit freiem Auge noch wahrnehmbaren tiefer liegenden Farbspuren tatsächlich eine Inschrift darstellten⁷⁾. Sollte dies der Fall gewesen sein, so wäre mit allergrößter Sicherheit der Name Franz Xaver Dünser und die Jahreszahl 1836 festzustellen gewesen. Denn die Folge der auf der Inschrifttafel angeführten Namen ergibt die lückenlose Reihe der Pfarrherren von Thüringerberg im 19. Jahrhundert⁸⁾. Aus der Pfarrchronik wissen wir, daß nach der schrittweisen Verselbständigung der Seelsorge von Thüringerberg — 1786 durch die Errichtung einer eigenen Kuratie der Doppelpfarre Bludesch-Thüringen in der Herrschaft Blumenegg und 1835 durch die Erhebung der Kuratie zur Pfarre — hier Jakob Drexel (aus der Diözese Budweis) bis 1836 als erster Pfarrer diente, nachdem er in den Jahren vorher, von 1833 bis 1835, noch als Kurat tätig gewesen war. Als sein Nachfolger wurde Franz Xaver Dünser von Bürserberg eingesetzt, der seinen Dienst von 1836 bis 1845 in Thüringerberg versah und auch der Erbauer des neuen, bis heute bewohnten Pfarrhauses war, das spätestens seit 1845 mit dem hier beschriebenen Pfarrhofschild be-

⁷⁾ Infrarotaufnahmen dankenswerterweise durchgeführt von Professor Dr. Franz M a i r i n g e r, Akademie der bildenden Künste in Wien, Abt. Farbenchemie.

⁸⁾ Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg. Begonnen von Ludwig R a p p, fortgesetzt von Andreas U l m e r, bearbeitet von Johannes S c h ö c h. VI. Band: Dekanat Sonnenberg (Walgau — Blumenegg — Groß-Walsertal), 2. Teil (7. Band des Gesamtwerkes). Dornbirn 1967. S. 595—596.

⁹⁾ wie Anm. 8, S. 583—584.

zeichnet worden war. Nach Pfarrer Dünser kam 1845 Johann Georg Böhler von Bildstein hierher, dessen Name zusammen mit dem Datum seines Amtsantrittes als erster auf der Inschrifttafel feststellbar war. Nach achtzehn Amtsjahren (1845—1862) gelangte er von Thüringerberg auf den Liebfrauenberg in Rankweil. Als nächster in der Reihenfolge der Seelsorger übernimmt Alois Loderer aus Lech-Aschau und früher Pfarrer in Hirschegg das Amt. Thüringerberg, wo er von 1862 bis 1886 wirkte, besaß in ihm eine bedeutende Persönlichkeit, einen charaktervollen stillen Mann, der in der Wissenschaft bewandert war und in einer fortgesetzten literarischen und freundschaftlichen Verbindung zum katholischen Volksschriftsteller Alban Stolz (Bühl/Baden 1808—1883 Freiburg im Breisgau) stand. Pfarrer Joseph Grabherr von Lustenau, vorher in Damüls, wirkte in Thüringerberg von 1886 bis 1899; in seiner Amtszeit, 1894, erfolgte die erste Kirchnerweiterung. Grabherr ist auch der Historiograph der Pfarre Thüringerberg gewesen.

Die Liste der Pfarrer von Thüringerberg zeigt, daß die auf dem Pfarrhofschild angeführten Jahreszahlen 1845, 1862 und 1886 jeweils das Datum der Amtseinführung der neuen Ortsgeistlichen bedeuten. Nach 1886 erfolgten offensichtlich keine Eintragungen mehr. Es bleibt die Frage offen, ob das Zeichen mit Ende des 19. Jahrhunderts eingezogen worden ist, oder man bei der Einführung der nachfolgenden Seelsorger — 1899, 1914, 1918, 1919, 1929, 1938 — nur den Inschriftteil nicht mehr in der bisher üblichen Art und Weise erneuert hatte. Eine Nachfrage wird hier noch Aufklärung schaffen können. Die Tatsache jedoch, daß das Pfarrhofzeichen im Augenblick der Erwerbung durch das Museum die Aufschrift „Pfarramt Blumenegg“ trug, ist ein Hinweis auf seine Weiterverwendung auch im 20. Jahrhundert. Die Gemeinde Thüringerberg änderte nämlich 1938 ihren Namen in „Blumenegg“ — nach der alten Herrschaft —, dies allerdings nur für zwei Jahre, da bereits 1940 die damalige Landeshauptmannschaft publizierte, daß von dieser Ortsbezeichnung wieder abzukommen sei. In dieser kurzen Zeitspanne also, wahrscheinlich 1938 zugleich mit der Amtseinführung des in Thüringerberg bis 1954 tätigen Pfarrers Roman Kopf aus Götzis, muß das Pfarrhofschild noch einmal neu beschriftet worden sein, bevor es dann wirklich eingezogen wurde. Da anlässlich der Rückbenennung der Ortschaft und der Pfarre Thüringerberg im Jahre 1940 eine nochmalige Änderung der Inschrifttafel des Pfarrhofzeichens offenbar nicht mehr erfolgte, dürfte die Einziehung des Zeichens noch für dasselbe Jahr anzusetzen sein.

Aus dem bisher Gesagten geht die Funktion des Pfarrhofzeichens recht deutlich hervor. Spätestens seit dem Einzug von Pfar-

rer Johann Georg Böhler 1845 in das zwischen 1837 und 1841 unter seinem Amtsvorgänger errichtete neue Pfarrhaus wurde im Verlauf des ganzen 19. Jahrhunderts bei der Investitur eines neuen Pfarrers jedesmal das Hauszeichen aufgefrischt und neu beschriftet. Durch die Einführung des Namens des neuen Pfarrers und der Jahreszahl seiner Amtseinführung wurde das Pfarrhofschild als Fest- und Ehrenzeichen jeweils aktualisiert; dem Zeichen kommt damit, wie bereits erwähnt, eine ganz ähnliche Bedeutung zu wie den gleichfalls als „Maien“ bezeichneten Ehrenbäumen, die in Vorarlberg nicht nur in den Walsertälern¹⁰⁾ — nach Jutz auch in Buch (Bregenzerwald) und Lustenau¹¹⁾ — einem neuen Pfarrer vor dem Pfarrhof und auch einem mit dem öffentlichen Amt des Ammanns neu betrauten Ortsbewohner vor dessen „Heimat“ aufgerichtet wird. Im Großen Walsertal bleiben der Pfarrhof und der Ammannshof aber auch über den Augenblick der für das dörfliche Leben denkwürdigen Amtseinführung von Pfarrer oder Ammann hinaus mit einem „Maien“ besonders bezeichnet, wobei im Fall der Pfarrhofzeichen durch das vorherrschende eucharistische Symbol der Monstranz noch auf die Weihe des Seelsorgers und sein Amt der Sakramentsspendung eigens hingewiesen wird. Angesichts der hervorragenden öffentlichen Stellung von Pfarrer und Ammann im dörflichen Leben wäre zu prüfen, in welchem Ausmaß man hier auch von einem Würde- und vielleicht auch Rechtszeichen reden müßte. In diese Richtung weisende Andeutungen von Ilg wären im einzelnen noch zu ergründen¹²⁾, wie überhaupt alle weiteren Zusammenhänge, die sich für die Pfarrhofzeichen des Großen Walsertales ergeben, noch abgeklärt werden müssen. Nach den bisherigen Beobachtungen sind der Pfarrhofzeichen im Großen Walsertal erst ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisbar. Der bei Ilg abgebildete „Maien“ aus Raggal¹³⁾ und das in einer eigenen Aufnahme aus dem Jahr 1955 hier wiedergegebene Bildzeugnis vom Pfarrhof in Fontanella (Abb. 2) lassen stilistische Elemente erkennen, die keinesfalls über die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts zurückweisen. Weitere Erhebungen, vor allem auch zur Verbreitung der schmiedeeisernen Pfarrhofschilder im Bereich des Großen Walsertales und vielleicht auch in benachbarten vorarlbergischen sowie schweizerischen Gegenden werden noch notwendig

¹⁰⁾ Karl Ilg, Sitten und Bräuche, in: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs Band III: Das Volk. Innsbruck 1961. S. 180.

¹¹⁾ Jutz, wie Anm. 5, Sp. 335.

¹²⁾ Ilg, wie Anm. 3), S. 151.

¹³⁾ Ilg, wie Anm. 3), Abb. 5 nach S. 88.

sein, bevor man an die Frage nach der Herkunft dieser Zeichen herantreten kann, die mit ihrem betont eucharistischen Bildgehalt und ihrer besonderen Funktion einer bestimmten Frömmigkeitsschicht und Rechtsgewohnheit zuzuschreiben sein werden¹⁴⁾.

¹⁴⁾ Dazu allgemein: Hans Krömler, *Der Kult der Eucharistie in Sprache und Volkstum der Deutschen Schweiz*. Basel 1949. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 33). — V. H. Eberlein, Artikel „Eucharistie, VI. Ikonographisch“, in: *LTHK*² III. Bd., Freiburg i. Br. 1969, Sp. 1157—1158.

Sagen von Trofaiach, Obersteiermark und Umgebung

Gesammelt von August Sutter

VORWORT

Diese meine kleine Sagensammlung ist durch Aufzeichnung von Erzählungen verschiedener Personen entstanden, mit denen ich während meiner Gymnasialjahre in den Jahren vor 1909 bei meinen vielen Wanderungen im engeren und weiteren Bereich von Trofaiach in Berührung kam.

So hat mir die Sage vom Reiting erstmalig ein alter angesehener Bauer aus Scharsdorf erzählt, den ich an einem Spätsommernachmittage am Wegrain rastend traf und der mich einlud, bei ihm Platz zu nehmen. Auf seine Frage, woher ich käme, erzählte ich ihm, daß ich auf dem Gößeck gewesen sei, schenkte ihm etwas Speik und kam dann mit ihm in ein langes, sehr lustiges Gespräch, bei dem er mir vor seinen Erlebnissen auf dem Berge erzählte. Es kam vor mir aus auch die Rede auf die verschiedenen geheimnisvoll erscheinenden, in die Tiefe führenden Felsenlöcher, welche ich bei meinem Herumstreifen im Reitinggebiet entdeckt hatte und von denen ich glaube, daß sie gewiß einmal durch Wasserstürze entstanden sein müßten. „Das sei schon richtig“ meinte darauf der Bauer bedächtig, „denn es sei auch im Reiting drinnen ein großer See“. Da ich aber, neugierig geworden, darüber mehr wissen wollte, erzählte er mir in seiner langsamen Bedächtigkeit, was er von diesem See im Reiting wußte. Später haben mir, teils auf Befragungen, auch andere Leute aus der Umgebung des Reitings die im Volksmund umgehende Sage wenn auch manchmal nur stückweise oder mit geringfügigen Abweichungen wiederholt.

Die Sage von den Wildfrauen wiederum hörte ich das erstmal von einer alten Bäuerin im Lainthal — ich glaube beim Hause hieß es „Hold“ — bei der ich wiederholt Milch, Butter und Eier zu holen hatte und die gerne, wenn sie auf der Bank vor dem Hause saß, mit mir plauderte. Diese Frau erzählte alles sehr lebendig und glaubte auch selbst zutiefst an die Erscheinung der holden Frauen.

Ich bemühte mich schon damals bei der ersten Aufzeichnung getreu dem Vorbilde, das ich in Hanns von der Sanns Steirischer

Sagensammlung hatte, mich möglichst genau an den Wortlaut des Volksmundes zu halten. Die erste geschlossene — handschriftliche — Niederschrift erfolgte dann im Jahre 1909.

Anlässlich der ersten Veröffentlichung dieser Sagen in der heimatischen Zeitschrift „s'Nullerl“ verlangte die Schriftleitung eine „volkstümlichere Ausschmückung“ und erweiterte auch noch aus eigenem — ohne mein Zutun — mein Manuskript durch schmückendes, aber nicht ganz passendes Beiwerk.

Einige Jahre später, als mein Freund, der Arzt Dr. Gustav Hackl in Donawitz die Schriftleitung des „Obersteirischen Volkskalenders“ innehatte, ließ er einige der Sagen in einem der Kalender abdrucken; leider wurde hiebei ein Hinweis vergessen, daß diese Sagen meiner Sammlung entstammten.

Während meiner Studienzeit in Graz begann ich, angeregt durch Viktor v. Geramb, auch verschiedene andere Sagensammlungen und einschlägige Literatur zu lesen. Doch der erste Weltkrieg und mein Militärdienst sowie die daran sich anschließende Berufstätigkeit brachte einen langen Stillstand in meiner Beschäftigung mit diesem Lieblingsgegenstande mit sich.

Erst als meine Dienstzeit langsam zu Ende ging und ich mir Gedanken über meine Beschäftigung im Ruhestand machte, setzte ich in meinen bezüglichen Vormerkungen die „Sagen von Trofaiach“ an erste Stelle. Dabei schwebte mir der Plan vor, in geruh-samen Stunden den Inhalt der Sagen gewissenhaft in textlicher wie auch stilistischer Hinsicht zu überprüfen und sodann eine gut lesbare — allenfalls druckreife — endgültige Niederschrift dieser mir teuren Sammlung herzustellen. Ihr war ja schon in meiner von Romantik erfüllten Jugendzeit alle meine Liebe zugetan sowie ich sie auch bisher, weil es eben ein Stück besten Volksgutes ist, stets wie ein kostbares Kleinod behütet habe.

So will ich denn die von mir gesammelten Sagen von Trofaiach und Umgebung meiner bescheidenen Hinterlassenschaft einfügen hoffend, daß vielleicht einmal ein Enkelkind daran Gefallen findet und sich damit ein Stück Heimat erneuert und erobert, das sich mir in den unbeschwerten Tagen meiner goldenen Jugendzeit wie eine geheimnisvolle Blüte für ein ganzes Leben erschlossen hat.

Der Lindwurm auf Schloß Mell

Von einer besonnten Anhöhe blickt Schloß Mell herab auf den Markt Trofaiach, der zu seinen Füßen ausgebreitet liegt. Dort oben haust in einem tiefen Brunnen ein schreckliches Ungeheuer, ein riesiger Lindwurm. Dieser wird einst seine schmutzige und stinkende Behausung verlassen und wild tobend aus dem Brunnen-

schachte emporsteigen. Sobald sich das Untier den Berg herab und dem Markte Trofaiach zuwältzt, wird eine fruchtbare Überschwemmung über den Ort hereinbrechen und den schönen Markt zerstören. Nur die altehrwürdige Dreifaltigkeitskirche, die auf einem Murstein steht, wird von dem Unheil verschont bleiben. Dieses furchtbare Los kann aber abgewendet werden, wenn drei vollkommen schwarze Tiere, ein Hahn, ein Schwein und ein Stier gleichzeitig in den Brunnen geworfen werden.

Der Dudlstein

Wer nach der langen Talwanderung durch den Krumpengraben und einer kurzen Rast bei der Almhütte am Waldrand den ziemlich steilen und überaus steinigen Weg zum Krumpensee emporsteigt, kommt ungefähr in der Mitte des Weges einmal zu einer kahlen, etwas abgerundeten Felsplatte, die aus dem steinigen Wege hervorragt. Auf diesem Felskopf sind starke, eigentümlich geformte Risse wahrzunehmen, die in wilden Linien verlaufen und vom Volke als Teufelskratzer bezeichnet werden. Über ihre Entstehung erzählt die Sage Folgendes:

Eine übermütige und gottlose Sennerin weidete hier auf den umliegenden Almböden das Vieh und tagtäglich, wenn sie ihre Arbeit getan hatte, pflegte sie auf dem bezeichneten Felsmugel zu stehn und zu dudln oder wie man jetzt sagt zu jodln. Dies tat sie auch sonntags. Und als nun einmal an einem herrlichen Sommersonntage die Kirchenglocken von Trofaiach zur Messe riefen und ihr Klang bis herein in das Felsgemäuer zu hören war, fing die Sennerin erst recht übermütig und laut zu dudln an. Auf einmal aber stand der Teufel in der Gestalt des grünen Jägers vor ihr und befahl ihr, ihm zu folgen. Da aber die Sennerin sich um den Leibhaftigen gar nicht kümmerte und munter weiter sang, packte sie dieser, um sie mit Gewalt mit sich zu ziehen. Die starke Dirn aber wehrte sich sehr kräftig und der Teufel mußte sich mit seinen rauen Füßen gar fest an den Fels stemmen; so verblieben auf dem Stein die Spuren der sich anklammernden Teufelsfüße. Das Gefraue aber fand ein jähes Ende, denn plötzlich tat sich ein Felspalt auf und unter einem lauten Aufschrei war die Dirn mit dem Teufel verschwunden.

Die Sage von den Wildfrauen

Viel und gerne erzählten die Bewohner des Laintales von den Wildfrauen, welche einst im Wildfrauenloch, einer kleinen Höhe nahe der Friesingwand hoch über dem Dorfe Wolkersdorf gehaust haben sollen.

Über ihre äußere Erscheinung wird berichtet, daß sie sehr schön und liebreizend waren und etwas Erhabenes an sich hatten. Sie trugen ein langes, weißes, im Ganzen gewebtes wallendes Kleid, die blonden Haare waren entweder kunstvoll in Zöpfe geflochten oder wallten frei und lang in goldener Fülle über Nacken und Schulter. Ihre Brust schmückte ein goldenes Kreuz ähnlich dem, wie es der Bischof zu tragen pflegt. Sie riefen sich auch untereinander mit Taufnamen, übten fromme Andacht und pflegten auch Arbeiten wie Brotbacken, Spinnen und Weben zu verrichten.

War abends die Dämmerung über das Tal herabgesunken, glitten die Frauen in geschlossenem Zuge über die Wipfel der Bäume sachte in das Tal hinunter und nahmen, leicht in der Höhe schwebend, nur durch ihre weißen flatternden Kleider sichtbar, ihren Weg quer über die Felder zu dem westlich von Wolkersdorf gelegenen Kögerl, wo sie bei einer kleinen Kapelle beteten, sangen und oft liebliche Reigen tanzten. Im Morgengrauen kehrten sie wieder zurück zur Höhle. Sie benützten immer den gleichen Weg, den sogenannten „Betsteig“, der leicht erkennbar war, denn die Bäume waren dort überall etwas niedriger, auch die Halme auf den Getreidefeldern waren kürzer, die Ähren, die sie trugen jedoch waren länger und immer prall voll schöner, großer Körner.

Die Wildfrauen waren den Bewohnern des Laintales wohlgesinnt, ihre Anwesenheit brachte Glück und Wohlstand unter die Bauersleute; sie schütteten ihren Segen über alle Früchte des Feldes, über Haus und Hof und vermittelten ihren Schützlingen häuslichen Frieden und Familienglück. Sie scheuten auch den Verkehr mit den Talbewohnern, von welchen sie geliebt und verehrt wurden, nicht. Ab und zu traten sie sogar in Bauernhäuser ein und taten so, als gehörten sie zur Familie; öfters stiegen auch Talbewohner den Berg hinauf zur Höhle und besuchten die Holden Frauen. Ein jeder, der in reiner Gesinnung gekommen war, kehrte reich beschenkt wieder nachhause. Im Besitze der Geschenke blieb man aber nur solange, als man sich an das Gebot der Frauen hielt.

Doch niemals durfte man sie berühren. Bei dem wohlhabenden und frommen Bauer Greiner verkehrten die Wildfrauen besonders gerne und sie fühlten sich dort wie zuhause. Eine von den Holden hatte die Gewohnheit, sich morgens wenn die Bäuerin aufgestanden war, in deren Bett zu legen. Und einmal war ihr nun während sie sanft schlief, der lange goldigblonde Zopf über den Bettrand herabgeglitten und lag am Fußboden auf. Die Bäuerin, die da eben ins Zimmer kam, nahm den Zopf behutsam auf und legte ihn auf das Bett zurück. Da stand die Holde lautlos auf, verließ scheu das Haus und von da an hielten die Wildfräulein in diesem Hause niemehr Einkehr.

Ein andermal kam ein Halterbub mit seinen Schafen an der Wildfrauenhöhle vorbei. Die Wildfrauen nahmen ein junges weißes Schaf aus der Herde, schlachteten und weideten es aus. Das Fell legten sie sorgsam beiseite. Als das Lamm gebraten war, luden sie auch den Halter zum Mahle und trugen ihm auf, ja keinen Knochen zu verletzen. Sie selbst lösten das Fleisch behutsam von den Knochen und legten diese in die ausgebreitete Haut. Als das Mahl zu Ende war, wurde das Fell zusammengefaltet und siehe, das Lämmlein wurde wieder lebendig und sprang munter zur Herde zurück. Nur einmal geschah es, daß ein Hirte unversehens in einen Hinterknochen biß — von da an hinkte das Schaf auf diesem Beine.

Eines Tages waren eines Bauern Knechte unterhalb des Wildfrauenlochs mit Holzfällen beschäftigt, als einer der Knechte ein Wildfräulein einem anderen zurufen hörte: „Liesl, trog oba d’Ofenschüssel!“ Schnell und schlagfertig rief der Knecht hinauf „Jo, bochts mir a an Striezl!“ Eine der Wildfrauen entgegnete: „muaßt holt aufakemman!“ — Am Samstag nach Feierabend machte sich der Knecht auf den Weg zu den Frauen, mit denen er sich lange unterhielt. Er bekam auch einen großen frischgebackenen Striezl mit dem Gebote, er dürfe den Bekannten schon auch etwas davon geben, aber nicht alles; auch solle er selbst nicht das Ganze aufessen oder sonst verschwenderisch mit dem Brote umgehen. Er hielt sich getreu an dieses Gebot und hatte hinfort sein ganzes Leben lang nicht nur genug zu essen, sondern auch Glück und Segen bei seinen Arbeiten und kam zu gutem Wohlstand.

Ein andermal begab es sich, daß die Wildfrauen bei einer Felswand am Fuße des Kögerl, wohin sie sich wiederholt zu begeben pflegten, eben das Nötige zum Brotbacken herrichteten; zur selben Zeit fuhr in nächster Nähe ein Kohlfuhrmann vorbei und als er merkte, daß sich die Holden anschickten Brot zu backen, rief er ihnen laut zu: „Für mi a an Loab!“ und fuhr gemächlich weiter. Als er aber bei der Rückfahrt wieder zu der Stelle kam, wo er den Wildfrauen zugerufen hatte, stand eine lichte Frau am Wege und wartete mit einem Laib Brot. Nun aber fing der Fuhrknecht, der früher nur einen Spaß machen wollte, zu zittern an und getraute sich nicht das Brot anzunehmen. Um jedoch nicht den Unwillen der holden Frauen auf sich zu laden nahm er doch zögernd das frischgebackene Brot an und dankte ehrfürchtig. Vor Schreck und Angst am ganzen Leibe zitternd kam er nach Hause, erzählte von seinem Erlebnis und nahm sich vor, niemehr übermütig zu sein.

Ab und zu wurde, wenn die Rede auf die Wildfrauen kam, auch berichtet, daß nach und nach viele Talbewohner übermütig und frech wurden, ihre Frömmigkeit und Ehrfurcht vor den holden

Frauen verloren und überdies verschwenderisch mit dem Reichtum umgingen, den ihnen der Segen der Frauen vermittelt hatte. Und als überdies, hieß es „auch noch jene polternden Räder, die wie runde Scheiben aussahen, bei Wagen und Pflügen angebracht wurden, und die Fuhrknechte auch noch mit den Schnalzgeißeln mutwillig lang und laut zu schnalzen anfangen“ nahmen die holden Frauen vom Tale Abschied und verschwanden still und ungesehen. Die Wildfrauen sollen jetzt im Engerlande weilen und dann, wenn die Leute sich gebessert haben, wieder in ihre alte Behausung als ihrer Heimat zurückkehren.

Sage vom Reiting

Wuchtig erhebt sich aus dem fruchtbaren Hügelgelände westlich von Trofaiach der Reiting; von der höchsten Spitze, dem Göbeck, fallen wildzerrissen und zackig Felswände und steinige Rinnen und Geröllhalden steil hinab zum Gößgraben, der mattenreiche, breite Bergrücken aber erstreckt sich, langsam abfallend bis Kammern zu ins Liesingtal. Quellen und Wasserläufe kommen dort und da zu seinen Füßen aus dem Berge und man erzählt sich, da der Berg ja so breit und mächtig dasteht, daß ein großer, langgestreckter See in seinem Inneren ausgebreitet sei und daß immer wieder wagemutige Leute von hüben und drüben versucht hätten, in das Innere des Berges zu dringen und den zauberhaften See zu sehen.

So machte sich einmal ein beherzter Mann aus Kammern auf und fand tatsächlich die ihm beschriebene Höhle, welche den Eingang in den Berg bildete. Zum Schutze gegen die bösen Geister zog er ein neues weißes Leinenhemd über sein Gewand und steckte vier geweihte Wachskerzen zu sich, um auf diese Weise vor allen bösen Anschlägen gefeit zu sein.

In Gottesnamen also schritt er ganz langsam in den Berg hinein; er hatte kaum ein Stück Weges zurückgelegt, als er schon zu einem großen See kam. Dort bestieg er einen Kahn, der am Ufer angebunden war und fuhr nun mit diesem bedächtig über den wunderbar spiegelnden See, in dem große blinde Fische schwammen.

Da — auf einmal stand sein Kahn auf felsigem Boden still, das Licht der Laterne erlöschte und ringsherum war es stockfinster. Der „Döll“, aus dem Wasser aufsteigende Dünste, hatten sein langsam flackerndes Laternenlicht ausgelöscht. Nun hielt der Mann ratlos inne und sann auf Rettung. Im nächsten Augenblicke aber wurde es wieder hell und licht, ein sonderbarer Lichtschein glitt über das Wasser des Sees und bestrahlte die Felswände rings um ihn her. Da stand aber auch schon in riesiger Gestalt, drohend und finster blik-

kend der Berggeist vor ihm. „Was schaffst Du hier?“ fuhr er den erschrockenen Mann mit grollender Stimme an.

Der Mann faßte Mut und erwiderte: „Durch den Berg wollte ich hindurch fahren ins andere Tal; als ich aber hier mit dem Kahne fuhr, verlöschte mein Licht. Darfst aber nicht glauben, daß ich mich fürchte, ich habe vier geweihte Kerzen bei mir.“

„Dein Glück“ brummte der Berggeist „daß Du ein neues Gewand an hast und geweihte Kerzen mitgebracht hast, denn sonst hätte ich Dich in Stücke zerrissen. Kein Sterblicher darf diese Räume betreten und wehe dem, der es dennoch fürwitzig wagt! Jetzt aber komm mit mir! Da Du schon einmal da bist, will ich dich im Berge herumführen und Dir alles zeigen. Ich habe einen Karfunkelstein, der leuchtet hell durch das Dunkel. Gold, Silber und edles Gestein wirst Du genug sehen, aber Du darfst nicht mehr aus dem Berge mitnehmen, als an Deinem Rocke hängen bleibt.“

Jetzt wendete der Mann, dem es doch nicht ganz geheuer war und der lieber umgekehrt wäre, ein, er könne nicht mitgehen, weil er nichts zum Essen mit habe. „Kümmere Dich nicht um das“ fuhr der Berggeist dawider, „solange Du bei mir bist wirst Du mit Allem versorgt sein“. Mit diesen Worten wendete sich der Bergriese und schritt voran.

In langen Zapfen hing das Gold und Silber von den Wänden und von der hohen Decke, die sich über den See wölbte hernieder, daß es nur so glitzerte und gleißte. Edel- und Karfunkelsteine leuchteten vielfarbig an den Wänden und vorspringenden Felsen. Der See aber erstrahlte bis auf den Grund wie hellster Kristall und aller Gold- und Silberglanz und Steinegefunkel spiegelte sich im Wasser wider, so daß der arme Mann des Schauens und Staunens kein Ende fand. Drei volle Jahre brauchten sie, bis der Fremde alles gesehen hatte und im weiten Innern des Berges herumgekommen war.

Endlich führte der inzwischen sehr umgänglich gewordene Berggeist den Mann wieder zum Berge hinaus; am Ausgange zeigte er ihm sogar den weiteren Weg, aber verbot ihm strenge auch nur ein einzigesmal sich umzusehen.

Als der Mann aus Kammern schon ein Stück Weges heimwärts gegangen war, plagte ihn doch die Neugierde zu sehr aber als er zurückschaute und das Felsentor suchte, bei dem er aus dem Berge herausgekommen war, sah er nichts mehr — ringsherum hatte sich alles verändert und es war keine Höhle oder auch nur ein Felsenspalt zu sehen.

Nun wollte der Mann auch sein Hemd ausziehen und da fand er es zu seiner unbeschreiblichen Freude auf und auf mit Gold-

staub bedeckt. So eilte er nach Hause. Ein alter, ausgedienter Soldat riet ihm, damit ins kaiserliche Münzamt zu gehen. Er folgte diesem Rate und mit dem Gelde, das er für den Goldstaub erhielt, konnte er sorgenlos und froh bis an sein Ende leben.

Die Holofernes-Höhe

Wo der Jesuitenwald bald die Kammhöhe erreicht, ragt aus der steilen, schütter bewachsenen und felsigen Waldlehne eine grauweiß leuchtende spitze Felswand empor, welche gewöhnlich als „Gspitzte Wand“ bezeichnet wird, aber auch als „Holofernes-Höhe“ genannt ist.

Man mag sich wohl fragen, wie dieser Felsen zu dieser eigenartigen Benennung kommt. Die Sage gibt hiezu ihre Auskunft:

Zur Zeit, als die römischen Heerscharen auch in unsere Gegend eindringen, und die einheimischen Waldbewohner viel Drangsal erdulden mußten, kam es zu einem harten Kampfe mit den fremden schwerbewaffneten Eindringlingen. Eine römische Abteilung wurde dabei zersprengt und mußte flüchten. Ihr Anführer Holofernes verirrte sich im unwegsamen Waldgelände und kam abgehetzt und todmüde zu dieser Felswand. Erschöpft sank er an deren Fuße nieder und schlief bis zum Morgen. Die ihn verfolgenden Männer fanden ihn jedoch und umstellten ihn. Holofernes floh rasch auf die Spitze des Felsens und als er sah, daß es für ihn kein Entrinnen mehr gab, stürzte er sich von der Spitze in die Tiefe, um einem schimpflichen Tode zu entgehen.

Der Schatz auf Freyenstein

In der Nacht vom Karsamstag auf den Ostersonntag ging, wie es vielfach üblich war, ein Mann im hellen Mondenschein hinauf zur Kirche Freyenstein, um dort fromme Andacht zu verrichten. Als er, oben angekommen, langsam zur Grabkapelle hinabstieg, sah er etwas am Wege glitzern das wie Blechschnitzel aussah. Verwundert dachte der Mann bei sich, was wohl ein Spengler oder Rastelbinder heute da heroben zu tun gehabt habe. Er wußte zwar aus der Leute Mund, daß in der Osternacht in der Nähe der Kirche Schätze zu finden seien; trotzdem beachtete er die vermeintlichen Schnitzel nicht und ging an ihnen achtlos vorüber. „Solches nutzloses Zeug, mit dem man sich höchstens noch die Säcke zerreißen könnte, brauche ich nicht“ redete er sinnierend mit sich selbst und verließ dann wieder den Kirchhof.

Als er nun den Berg langsam hinabstieg konnte der Mann den Gedanken an die glänzenden Blechschnitzel doch nicht recht los werden und immer mehr kam er zur Überzeugung, daß dieses ver-

meintliche wertlose Zeug vielleicht doch ein wertvoller Schatz sein könnte. Er kehrte daher auf halbem Wege um und hastete nochmals den Weg empor zur Kirche. Aber sosehr er auch ringsherum suchte, die glitzernden Dinge waren verschwunden, obwohl außer ihm während dieser Zeit niemand an der betreffenden Stelle gewesen war. Von nun an mußte sich der Mann den bitteren Vorwurf machen, durch seine Dummheit einen großen Schatz und Reichtum vertan zu haben.

Der steinerne Priester

Am „Kögerl“ in Gmeingrube, einer kleinen kuppenartigen bewaldeten Erhebung am Eingange ins Laintal, war einst ein großer Steinbruchbetrieb, der den Kalkstein für die am Fuße des Kögerls stehenden Kalköfen lieferte. Reste dieses Steinbruches kann man heute noch sehen. Einer der Besitzer, ein betagter fleißiger Mann, arbeitete selbst immer im Steinbruche mit. Da geschah es eines Tages, daß die Arbeiter nach langen Bemühungen einen großen Felsblock aus der Wand herausarbeiteten und darunter, wie aus dem Stein herausgehauen die Gestalt eines Priesters im vollen Ornat sichtbar wurde, der in seinen Händen ein weißes Tuch und einen weißen Teller hielt; das Haupt aber war mit einem Barett bedeckt. Die überraschten Steinbrucharbeiter bestaunten lange und andächtig dieses seltsame Bildnis. Als jedoch der Steinbruchbesitzer daran ging, dieses Bildnis bedachtsam aus dem Stein herauszumeißeln, zerfiel es bei der Berührung sofort in Staub.

A N H A N G

Ursprünglich hatte ich meiner Sagensammlung auch die „Sage über die Entstehung des Namens Trofaiach“, die in der Beilage enthalten ist, eingereiht. Wegen verschiedener Bedenken habe ich sie aber nun bei der endgiltigen Niederschrift weggelassen; ich halte sie nicht für eine echte Sage. Ich vermute vielmehr, daß diese eigenartige Auslegung der Entstehung des Namens Trofaiach vielleicht einmal ein Spaßvogel (Jägerlatein) oder etwa ein sogenannter Volks-Unterhaltungsredner (Conferencier) ersonnen und gebraucht hat. Vermutlich hat diese Erzählung doch irgendwie Eingang ins Volk und weitere Verbreitung gefunden und als ich sie hörte, wurde sie mir ganz ernstlich, jedoch nicht ohne ein freundliches Lächeln, erzählt und später wiederholt bestätigt. Ins alte Sagengut gehört sie jedenfalls nicht.

Einiges habe ich auch noch zur Wildfrauensage beizufügen. Das sogenannte Wildfrauenloch, an welches sich diese Sage knüpft,

ist tatsächlich vorhanden und war vom Fremdenverkehrsverein Trofaiach auch als markiertes Wanderziel ausgewiesen. Ich habe es sehr oft mit meinem Wanderkameraden besucht und auch meinen Naturgeschichtsprofessor Dr. Lämmermayr, der eine Arbeit über grüne Höhlenflora schrieb, habe ich einmal dahin geführt. Man mußte durch das Dorf Wolkersdorf hindurch und dann an der östlichen Talseite durch den dort beginnenden Jesuitenwald einen Karrenweg entlang ziemlich hoch bergan steigen; dann mußte man diesen Karrenweg verlassen und einem nach links abzweigenden schmalen Steige folgen, der quer und mählich ansteigend über den nur leicht bewaldeten und meist felsigen, ins Tal steilabfallenden Berghang in Richtung zur Friesingwand führte *). Von diesem Steige aus hatte man, da der Waldbestand dürftig und niedrig war, eine sehr schöne Sicht ins Laintal und weiter zu dem herrlichen Bergkranz, der Trofaiach umsäumt. Bei den ersten, aus dem Hang herausragenden Kalkfelsen, hinter einer vorspringenden Felsnase etwas verborgen, lag der dunkle Höhleneingang.

Von einer Höhle kann man eigentlich nicht reden und die Bezeichnung „Loch“ ist gewiß zutreffend, denn der Felsspalt verengt und schließt sich bereits nach einigen Metern. Vom Tale aus ist das dunkle Loch, das sich vom weißlichen Grau der Felsen und dem Grün des Baumwuchses gut abhob, seinerzeit auch mit freiem Auge gut zu erkennen gewesen.

Beilage zum Anhang

Die Entstehung des Ortsnamens Trofaiach

Ein Ritter ging einst mit seinem Hunde in den weiten Wäldern seines Burgbesitzers auf die Jagd. Einige Zeit, nachdem sich der Hund witternd von ihm entfernt hatte, sah der Ritter etwas wie ein Stück Wild im Gebüsch auftauchen und sich bewegen. In Hast schoß er danach und als es zusammenbrach, tat er den freudigen Ausruf „troff!“. Langsam näherte sich der Waidmann der Stelle, an der das Wild zusammengebrochen war und da ihm beim Hinsehen das vermeintliche Wild eigentümlich vorkam, sagte er in seiner Verwunderung „ei!“. Als er aber dann ganz nahe hinzugetreten war und das Gebüsch auseinanderbog, bemerkte er, daß es sein eigener Hund war und voll Trauer darüber rief er aus: „ach!“.

In der Gegend nun, wo sich dies ereignet hatte, entstand bald eine Ansiedlung, welche zur Erinnerung an den dreimaligen Ausruf des Ritters den Namen Trofaiach erhielt.

*) Im Jahre 1912 wurde dieses Gebiet von einem großen Waldbrande verheert.

Chronik der Volkskunde

Die 5. Steiermärkische Landesausstellung in Graz: „Das steirische Handwerk“

Die von Hanns K o r e n angeregten steiermärkischen Landesausstellungen haben, wie schon mehrfach betont, eine beachtliche volkskundliche Bedeutung. Dadurch, daß die Ausstellungen in ihren Detailausarbeitungen vielfach auf Dissertationen beruhen, war es möglich, immer für die jeweiligen Sachgebiete absolute Spezialkenner heranzuziehen. Darüber, und über die weiteren Aspekte dieser Ausstellungen, war bei der Grazer Historikertagung 1969 zu sprechen. Die diesbezüglichen Referate, die in unserer Sektion „Historische Volkskunde“ abgehalten wurden, liegen jetzt auch veröffentlicht vor: B e r i c h t über den zehnten österreichischen Historikertag in Graz. Wien 1970, Verband österreichischer Geschichtsvereine. S. 242 ff.

Der starke volkskundliche Anteil und auch die Vorbereitung einzelner Ausstellungsteile durch Dissertationen sind auch bei der im Sommer 1970 durchgeführten 5. Steiermärkischen Landesausstellung festzustellen, die dem „Steirischen Handwerk“ gewidmet war. Die Ausstellung, in den Räumen des Kunstgewerbemuseums des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum untergebracht und von der Leiterin dieses Museums, Frau K u s t o s Dr. Gertrud S m o l a, betreut, zeigt eine überraschende Fülle von Zeugnissen des alten Handwerks und von Verbindungsversuchen zum gewerblichen Betrieb in der Gegenwart. Die Unterbringung in den für diesen Zweck eigens ausgeräumten Museumsräumen wird man freilich nicht ganz glücklich finden, und die Verbindungen zur industriellen Fertigung in der Gegenwart mutet vielleicht etwas gewollt an. Aber in beiden Fällen ist der Besucher, der eine handwerksgeschichtliche Ausstellung erwarten mochte, vielleicht voreingenommen gewesen. Wesentlich bleibt doch, daß für die verschiedensten Handwerkszweige, von den Hammerschmieden bis zu den Friseuren und Musikinstrumentenbauern, Sach- und Bildzeugnisse aller Art gesammelt und ausgestellt wurden, mitunter mehr und instruktivere, als sie sich aus der bisherigen musealen Sammlung und aus der Literatur haben erkennen lassen. Freilich ist zu bedenken, daß die Wirtschaftsgeschichte, insbesondere die Handwerksgeschichte, in Graz seit langem sehr intensiv betrieben wird, daß angesehene Historiker wie Fritz P o p e l k a und Ferdinand T r e m e l sich sehr viel mit diesen Gebieten beschäftigt haben und somit ein gewaltiger Erfahrungs- und Wissensschatz sozusagen nur in die museale Darbietung umgesetzt werden mußte. Das gilt sicherlich weitgehend für die ausführlichen Beschriftungen, für die instruktiven Karten, und auch für die zahlreichen Großphotos von Objekten, die man nicht in die Ausstellung aufnehmen konnte. Aber darüber hinaus haben einzelne Bearbeiter doch noch mehr geleistet und aus alten und neuen Sammlungsbeständen ein Material zustandegebracht, das in dieser Fülle sicherlich noch nie beisammen

war, und zu dem es zur Zeit auch in keinem anderen Bundesland eine vergleichbare Menge, um nur davon zu sprechen, gibt.

Die Bearbeiter sind von Hanns Koren dazu angehalten worden, wie bei den vorhergehenden Ausstellungen ihre Erkenntnisse auch schriftlich niederzulegen. Ergebnis ist das für die Ausstellung erstellte „Handbuch“, eigentlich der 1. Teil des Kataloges. Man mußte also in diesem Fall nicht, wie bei anderen vorhergehenden Großausstellungen, einen überdimensionalen Katalogband in der Ausstellung mit sich tragen, sondern konnte sich aus einem eigens gebundenen Katalogteil unterrichten, und im 2. Teil, eben jenem „Handbuch“ dann nachlesen, was fachlich jeweils zum Thema erarbeitet wurde. Und war hier unter dem Titel „Meisterschaft als Träger der Kultur und Wirtschaft des Landes“ erarbeitet wurde, das ist ganz erstaunlich. Der 623 Seiten starke, mit 148 Abbildungen ausgestattete Band bringt nicht nur Einzelbeiträge zu den einzelnen Handwerken, sondern auch wichtige allgemeine Beiträge, die zum größten Teil auch volkskundlich von Bedeutung sind. So schreibt Fritz Posch über „Die Anfänge des gewerblichen Lebens in der Steiermark“, und Gerhard Pferschy befaßt sich mit dem sonst zu wenig betrachteten „Werden des Sozialgefüges im steirischen Handwerk“. Liselotte Jontes schildert „Religiöses Leben der Handwerker in alter Zeit“ und als wichtige Ergänzung dazu berichtet Helmut J. Mezler-Andelberg „Zu den Patrozinien der Handwerker-Heiligen“. Wenn man die vielen Zunftfahnen und verwandten Gegenstände in der Ausstellung gemustert hat, ist man für diese Ausführungen besonders dankbar. Eine Neuheit stellt die Arbeit von Harald Sammer „Das Grazer Handwerkerhaus“ dar; so etwas ist für andere Städte noch nicht gemacht worden, man merkt einen eigenen Weg der Koren-Schule auch in der Hausforschung. Ein bißchen umfangreich ist vielleicht der „Auszug aus Unger-Khull. Steirischer Wortschatz“ von Heidrun Dorr geworden. Vermutlich ist er vor allem für nichtgermanistische Benützer des „Handbuches“ gedacht, die auch keinen „Unger-Khull“ zur Hand haben. Aber mit solchen Beiträgen wird doch über das Gebiet einer Ausstellungspublikation etwas hinausgegriffen. Sicherlich sind für den Besucher einer Handwerker-Ausstellung Kenntnisse der alten Fachsprachen wertvoll. Aber wenn schon, dann hätte man über den Unger-Khull hinausgreifen und neuere Aufzeichnungen dazunehmen, neuere Worterklärungen einfügen müssen.

Die folgenden Kapitel sind der Ausstellung im ganzen und in ihren Teilen gewidmet. Gertrud Smola selbst hat eine umfassende Darstellung „Zur Geschichte der nicht in eigenen Aufsätzen behandelten Handwerkszweige. Ein Weg durch den historischen Teil der Ausstellung“ beigezeichnet, aus der sie wohl ein ganzes Buch hätte machen können. Dann folgen, um hier nur ganz kurz darauf hinzuweisen, die Beiträge über eisenverarbeitende Gewerbe, besonders Sensenschmiede (Ferd. Tremel), Grazer Plattner (P. Krenn), Zinngießer (Fr. Waidacher), Gürtler (M. Reiterer), Steinmetze (U. A. Mörz), Hafner (Fr. Waidacher), Lederer (A. Kolmayr), Handweberei (Volker Hänsel), Seiler (A. Gamerith), Schneider (Gundl Holoubek-Lawatsch), Hutmacher (H. Frühwald), Floß- und Plattenbau (Fr. Tremel), Lebzelter und Wachszieher (S. Walter), Bäcker (R. Baravalle), Stiftsbäckerei und Bäcker in Admont (A. Krause), Bierbrauer (F. Pichler), Bader, Barbieri, Wundärzte (G. Mittelbach). Es war fast selbstverständlich, daß man sich angesichts der Störtschneider auf Rosegger besann und einen eigenen Beitrag „Peter Rosegger und

das Handwerk“ von C. Anderle aufnahm. Fachlich wichtiger erscheint, daß der Band auch eine reich mit Textproben ausgestattete Skizze „Handwerk und Handwerker in steirischen Volksliedern“ von Gundl H o l a u b e k - L a w a t s c h enthält, welche diesen vielfältigen Stoff bemerkenswert darbietet. Der Brückenschlag von der musealen Aufarbeitung des reichen Stoffes zur Darbietung auch solcher Bestände wie der des Steirischen Volksliedarchives erscheint durchaus geglückt.

Die Zahl der Einzelbeiträge und ihrer Verfasser scheint zu erweisen, daß die Steiermark zur Zeit über ein bemerkenswert reiches Reservoir an Fachkräften verfügt. Koren hat in seinem Geleitwort dazu eine freundliche Nebenbemerkung untergebracht: „Mag sein, daß mancher Vorsatz, in Ruhe und Konzentration einer selbst gestellten musealen Arbeit zu dienen, durch den Auftrag, an einer Landesausstellung mitzuwirken, gestört worden ist. Dafür aber ist manches Kapitel der Landeswissenschaft neu gesehen und, durch die Vorbereitung zur Ausstellung genötigt, rascher und intensiver als sonst in Angriff genommen worden.“ (S. 16.) Die Besucher der Ausstellung der Benutzer des „Handbuches“ werden für einen solchen „heilsamen Zwang“ nun dankbar sein: Ohne ihn hätten wir wohl niemals einen solchen konzentrierten Einblick in Geschichte und Leistung des steirischen Handwerks bekommen, wofür jetzt auch die Spezialreferenten selbst letztlich dankbar sein werden.

Leopold S c h m i d t

12. Österreichische Volkskundetagung in Melk

Veranstaltet vom Österreichischen Fachverband für Volkskunde fand vom 3.—5. Juli 1970 im Stift Melk die 12. Österreichische Volkskundetagung statt. Zur Eröffnung der Tagung waren auch der Kulturreferent der NÖ. Landesregierung, Herr Landesrat Leopold Grünzweig, und der Hausherr, Seine Gnaden Abt Dr. Reginald Zupančič anwesend. Erstmals nahm an einer Österreichischen Volkskundetagung auch eine größere Anzahl von Volkskunde-Studenten teil, vor allem vom Grazer und vom Innsbrucker Institut. Aus ihrer gewissen Isolation herausgekommen, entspannte sich ein reger Gedankenaustausch unter den Studenten der drei österreichischen Volkskunde-Institute, der besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Die Tagung stand unter dem Generalthema „Volkskunst und Handwerk“. Leider hat sich kein Referent für einen Grundsatzvortrag gefunden, so daß bei den meisten Vorträgen die inneren Zusammenhänge zur immer noch unbewältigten Problematik des Generalthemas fehlten. Angedeutet wurde sie insbesondere nach dem Eröffnungsvortrag von Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien, der über „Das Symbolische in der Volkskunst“ sprach, indem der Vorsitzende des Fachverbandes, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck, der Betonung des Symbolhaften in den verschiedenen Ornamenten die Verwendung dieser Sinnzeichen als reine Schmuckformen gegenüberstellte. Die weiteren Vortragsthemen waren „Volkskunst und Handwerk in niederösterreichischen Museen“ (Kustos Dr. Hermann Steininger, Wien), „Handwerkstradition um Tür und Tor“ (Dr. Helene Grönn, Linz), „Zimmermannskunst im Giebelfeld am Bauernhaus des mittleren Inntales“ (Dr. Hans Gschütz, Innsbruck), „Vom volkstümlichen Kunsthandwerk im oberösterreichischen Bauernhaus“ (Dir. Dr. Gilbert Trathnigg, Wels), „Gottscheer Hausindustrie, Handwerk und Volkskunst“ (Kustos Dr. Maria Kundegrabner, Wien). Der Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Ernst Burgstaller, Linz, über „Das Vorkommen der Pechölsteine in Oberösterreich“

mußte krankheitshalber entfallen; Dozent Dr. Károly Gaál („Handwerker und Dorfgemeinschaft“) hatte seine Teilnahme kurzfristig abgesagt.

Neu bei einer österreichischen Volkskundetagung war die Vorführung einiger Filme zum Generalthema, und zwar von Elfriede Lies vom Institut f. vergleichende Verhaltensforschung in Wien. Die ebenfalls geplant gewesene Mitarbeit von Dissertanten unseres Faches wird hoffentlich bei der nächsten Tagung zum Tragen kommen.

Die Tagung wurde mit einer Exkursion beschlossen, die unter der Leitung von Frau Dr. Helene Grönn stand und folgenden Verlauf nahm: Maria Taferl — Spitz — Dürnstein — Langenlois — Gobelsburg — Krems, wobei unter anderem auch das neu errichtete Schiffahrtsmuseum im Erlahof außerhalb von Spitz besichtigt wurde. Ihren Abschluß fand sie in einem Empfang durch Vertreter der NÖ. Landesregierung im Stift Göttweig.

Im Rahmen der Tagung fand auch die Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde statt. Aus dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden waren insbesondere die vielfältigen Bemühungen für eine entsprechende Anerkennung unserer Disziplin in vielerlei Hinsicht zu erkennen. Da die meisten Vorstandsmitglieder zusammen mit dem Vorsitzenden nach einigen unschönen Vorfällen ihren Rücktritt angemeldet hatten, mußten Neuwahlen durchgeführt werden, die folgendes Ergebnis brachten:

Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz

Stellv. Vorsitzender: Hofrat Dir. Dr. Franz Koschier, Klagenfurt

1. Beirat: Oberrat Dr. Kurt Conrad, Salzburg

2. Beirat: Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien

Schriftführer: Dr. Edith Klenk, Wien

Kassier: Dr. Volker Hänsel, Maria Saal

Als 2. Schriftführer wurde Dr. Gerhard Baumann, als 2. Kassier Dr. Hans Gschnitzer und als Rechnungsprüfer Dr. Dietmar Assmann und Dr. Helmut Fielhauer gewählt.

Der vom neuen Vorsitzenden Herrn Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg und seinen Mitarbeitern im Vorstand ausgesprochene Dank sei hier ausdrücklich wiederholt, hat sich doch Professor Ilg zwölf Jahre hindurch als Vorsitzender des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde in besonderer Weise um die Belange unserer Disziplin verdient gemacht.

Dietmar Assmann

Feierliche Eröffnung des Österreichischen Freilichtmuseums

Am 7. September 1970 eröffnete der Herr Bundespräsident Franz Jonas in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste in feierlicher Form das Österreichische Freilichtmuseum in Graz-Stübing. Die im Freien vor den Tiroler Bauernhäusern durchgeführte Eröffnung brachte die Würdigung des Unternehmens durch fünf Redner: Zunächst sprach der eigentliche Initiator, der jetzige Präsident des Steirischen Landtages Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, nicht nur als maßgebender Träger der wissenschaftlichen Tradition von Geramb her, sondern auch als Vizepräsident des dieses Museum tragenden Vereines. Der Präsident, Bundesminister a. D. Dr. Heinrich Drimmel, war leider am Erscheinen verhindert. Dann schilderte der Direktor des Museums, Dr. Viktor H. Pöttler, den Werdegang und die Aufstellungsarbeiten, den Einsatz seiner Museumshandwerker, die aus den zusammengeholten Bauten das Museum in

seiner gegenwärtigen Form geschaffen haben. Der Landeshauptmann von Steiermark, Dr. h. c. Johann Krainer, zeigte den bedeutenden Anteil auf, den die Steiermark an diesem gesamtösterreichischen Museum durch ununterbrochene Hilfe in jeder Form zu leisten vermochte. Und Frau Dr. Hertha Firnberg stellte als gegenwärtiger Minister für Wissenschaft und Forschung die Eröffnung dieses Museums in die forschungsgeschichtlichen Zusammenhänge. Sodann eröffnete der Herr Bundespräsident das Museum mit warmherzigen Worten für die bedeutende Leistung, die deutlich an einer gewissen Zeitenwende erstellt werden konnte. Alle Redner hatten schon vor ihm auf die einschneidenden Veränderungen gerade im bäuerlichen Leben, Hausen und Wohnen hingewiesen. Es handelt sich eben um jene Erscheinungen, die den durchschnittlichen Besucher am ehesten vom Sinn und Zweck dieses Freilichtmuseums zu überzeugen vermögen. Was andere Gesichtspunkte betrifft, so werden sie vielleicht in einem künftigen Bericht über das Museum behandelt werden können.

Leopold Schmidt

Zwei neue Museen in Oberösterreich

Am 13./14. Juni 1970 wurden in Oberösterreich zwei neue Museen mit stark volkskundlicher Blickrichtung der Öffentlichkeit übergeben.

Das eine, das „Webereimuseum Haslach“, unterspielt in seiner offiziellen Bezeichnung die Tatsache, daß es sich um ein Museum der Leinenweberei schlechthin, das die gesamte Technologie von der Flachs Aussaat bis zum fertigen Produkt umfaßt, handelt. Einen besonderen Akzent erhält das Museum durch die vollständige Darstellung der Entwicklung in der Mechanischen Weberei von der Semperschlagmaschine (um 1800) bis zu Revolverwebstühlen, die noch bis vor kurzem in Gebrauch standen. Volkskundlich interessieren jedoch in erster Linie der das Obere Mühlviertel bis zum 20. Jahrhundert wirtschaftlich bestimmende Flachs anbau, die Flachsaufbereitung, die Handweberei als solche und die „Nebengewerbe“ der Weberei, die Leinölgewinnung, die „Ausrüstung“, die Färberei und Blaudruckerei. Hervorzuheben als Gesamtensemble ist eine „Weberstube“ mit prachtvoller, alter Holzdecke aus einem Bauernhaus am Fuße des Ameisberges und die volkskünstlerisch gestaltete Kastenmangel mit Göpelantrieb aus dem Jahre 1823. Das Museum umfaßt in zwei Stockwerken neun Schauräume bzw. Säle und repräsentiert museumstechnisch den neuesten Stand. Träger des neuen Museums ist der Heimatverein Haslach, an der Einrichtung wirkten die zuständigen Fachkräfte des Oberösterr. Landesmuseums mit.

Womöglich volkskundlich noch ergiebiger ist das „Oberösterreichische Schifffahrtsmuseum“ in Schloß Greinburg, das in Zusammenarbeit mit der Coburg-Gotha'schen Gutsverwaltung Greinburg vom Oberösterr. Landesmuseum eingerichtet wurde. Hier standen repräsentative Säle mit Blick auf die mächtig herankommende Donau zur Verfügung. Schon Ernst Neweklowsky hat das Volkskundliche an der Schifffahrt stark betont und in den Vordergrund gestellt. Auf diesem Boden steht auch der Leiter der Schifffahrtssammlung des Oberösterr. Landesmuseums, Dr. Josef Reitinger, der für die wissenschaftliche Aufstellung in der Greinburg verantwortlich zeichnet. Namentlich die Schifffahrtspersonen, wie die Schopper, die Schiffsreiter, Treiber, die Flößer auf Inn, Salzach, Enns, Traun und Donau, ihre Tracht, ihr Denken, ihre in zahlreichen Motivbildern beurkundete Frömmigkeit, haben

neben der Technologie in dem neuen Schiffahrtsmuseum eindrucklichen Niederschlag gefunden.

Beide Museen wurden von der Oberösterreichischen Landesregierung in großzügiger Weise gefördert und halten gestaltungsmäßig in jeder Weise den Standard des neuen Linzer Schloßmuseums. Für beide Museen sind gut ausgestattete Kataloge erschienen. Franz Lipp

Bericht von einer Dorfuntersuchung in Savoyen, Frankreich (Mit 2 Abbildungen)

Die Sonderausstellung „Französische Volkskunst“ des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg (Niederösterreich) bietet die Gelegenheit, nach Jahren wieder auf die bedeutende sammlerische und wissenschaftliche Leistung der nach der Jahrhundertwende von Wien aus besonders geförderten „Vergleichenden Lehrers Volkskunde“ hinzuweisen¹⁾. Angeregt von ihrem akademischen Lehrer Michael Haberlandt, führten vor allem zwei Wiener Forscher, Eugenie Goldstern und Rudolf Trebitsch, noch vor dem ersten Weltkrieg den sammlerischen Ausgriff auf Landschaften im Westen und Süden Europas. Während Rudolf Trebitsch sich der linguistischen und volkskundlichen Untersuchung der sprachlichen Restvölker Westeuropas, den Inselkelten in Wales, den Festlandkelten in der französischen Bretagne und den Basken in den französischen und spanischen Pyrenäen zuwandte, richteten sich die Forschungen von Eugenie Goldstern besonders auf die zentraleuropäischen Hochgebirgsgegenden in der Schweiz (Graubünden und Wallis), Italien (Piemont) und Frankreich (Savoyen).

Unter den volkskundlichen Kollektionen, die beide Forscher aus ihren Arbeitsgebieten nach Wien brachten und dem Museum überließen, befanden sich auch die in ihrer Geschlossenheit und Systematik einzigartige Reihe von Gegenständen aus der savoyischen Hochgebirgsgemeinde Bessans in der Haute-Maurienne zu Füßen des höchsten Alpenpasses des Iséran²⁾. Was Goldstern aus Bessans nach Wien gebracht hatte, war die gegenständliche Dokumentation ihrer volkskundlichen Dorfuntersuchung von Bessans, die sie während eines längeren Forschungsaufenthaltes an Ort und Stelle geführt und später als eine der frühesten volkskundlichen Dorfmonographien auch in einem eigenen Buch veröffentlicht hatte³⁾.

Diese Dorfbeschreibung des Jahres 1913/14 ist in unseren Tagen Ausgangspunkt und Grundlage neuer volkskundlicher Untersuchungen geworden. Unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. Arnold N i e d e r e r haben Studenten des Faches Volkskunde an der Universität Zürich 1967, also mehr als fünfzig Jahre nach Eugenie Goldstern, neue Bestandsaufnahmen in Bessans durchgeführt. Dieser zweite zeitliche Querschnitt wird

¹⁾ Schloßmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung „Französische Volkskunst. Katalog von Klaus Beitzl. Wien 1968 (= Österreichisches Museum für Volkskunde, Außenstelle Gobelsburg).

²⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde Inv. Nr. 32.653—687 und 32.916—939.

³⁾ Eugenie Goldstern, Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde. I. Bessans. Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische Hochgebirgsgemeinde (Frankreich). II. Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen Münstertales (Schweiz). Wien 1922 (= Supplementhefte zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. 14).

die Voraussetzungen für eine diachronische Betrachtung der volkskulturellen Erscheinungen des hochalpinen Dorfes Bessans schaffen. Der Fortschritt und die Ergebnisse der neuen Untersuchungen, die die älteren österreichischen Forschungen zur Grundlage haben, werden von Wien aus mit besonderem Interesse verfolgt. Prof. Niederer hat freundlicherweise einen vorläufigen Bericht von der ersten Forschungsexkursion nach Bessans zur Verfügung gestellt, dem hier gerne Raum gegeben wird.

Klaus Beitzl

Kurzbericht von der Forschungsexpedition nach Bessans (Haute-Maurienne), 9. bis 19. Oktober 1967

Wir setzten uns das Ziel, eine retrospektive Studie an Hand des Buches Eugenie Goldstern zu versuchen. Trotz der Zerstörung eines großen Teiles des Dorfes im Zweiten Weltkrieg und durch die Hochwasserkatastrophe von 1957 fanden wir noch vieles von dem vor, was Eugenie Goldstern geschildert hatte.

Auch die neuen Häuser weisen vielfach wieder Stallwohnungen auf, allerdings mit halb- oder ganz hohen Zwischenwänden. Doch sind die Öffnungen von der Wohnstube zum Stall stets möglich und werden auch benützt. Schätzungsweise besitzen 50 Prozent der Häuser heute noch Stallwohnungen.

Die Trachten werden von der älteren Generation noch getragen, an großen Festen und Hochzeiten auch von den jungen Mädchen.

Das Heuen geschieht noch in der von Goldstern geschilderten Weise (mit dem Gerät „cordess“); die „bayards“ zum Binden von Heu im Winter sind durch Seilbahnen ersetzt. Die bayards werden nur noch in miniature als Touristenartikel verfertigt. Die Hausmolkerei ist noch in Schwung, daneben besteht aber eine moderne Käserei. Die Saisonwanderung der männlichen Bevölkerung nach Paris (Taxichauffeure) dauert an: Im Sommer hat das Dorf ca. 700 Einwohner, im Winter nur 200. Ein neues Hotel ist auf dem Dorfplatz entstanden (Le Mont Iséran) und die Gemeinde versucht verzweifelt, eine Wintersaison einzuleiten, wird aber von Bonneval konkurrenziert.

Am Sonntag spielen die älteren Leute passioniert „boules“, die jüngeren geben sich dem Mora-Spiel hin oder drängen sich um den „Fußballkasten“ der Bars.

Die Teufelschnitzerei scheint zu florieren, es war alles ausverkauft, so daß wir kein einziges Stück erwerben konnten. Notre-Dame des Grâces auf der Straße nach Bonneval hängt noch voll von Motivbildern und Hochzeitskränzen, letztere aus jüngster Zeit. Unvergessen bleibt uns der Besuch des 3583 m über dem Meer gelegenen Wallfahrtsortes Rochemelon (Italien), den wir in zehnstündiger Berg- und Gletscherwanderung erreichten. Eine Gruppe besuchte auch die 2970 m über dem Meer gelegene Wallfahrtskapelle Tierce ob Bessans. Beide Orte werden von der Bevölkerung immer noch wallfahrtsmäßig aufgesucht. Am 14. August dieses Jahres begaben sich 50 junge Leute aus Bessans nach der Rochemelon, wohin auch die von Susa und vom Val de Viu pilgerten.

Ich konnte das Pfarrmerkbuch von 1939 photographieren und denke, gelegentlich darüber zu schreiben. Es orientiert über alle Einzelheiten des religiösen Brauchtums samt den sich daraus ergebenden Konflikten zwischen Pfarramt und Jungmannschaft.

Man spielte uns zu Ehren im Kirchturm Carillons (wie sie bei Taufen üblich sind), die wir auf Tonband aufgenommen haben, wie übrigens auch die Stimmen beim Boules-Spiel und bei der „Mora“.

Hochinteressant ist der Friedhof, über den man eine Monographie schreiben könnte.

Die Bevölkerung war entgegenkommend, einzig die Stallwohnungen wurden uns in einigen Fällen nicht gezeigt.

Wir haben einen Film gedreht (16 mm), „Un jour à Bessans“ und „Un dimanche à Bessans“, und einige hundert vorzüglicher Photos mit heimgebracht. Wir mußten 4 Exemplare von Goldstern dort lassen, und soeben verlangt M. le Maire, der in Grenoble wohnt, ein weiteres Exemplar. Kurz und gut, Bessans war ein großes Erlebnis und brachte uns eine Menge vorzügliches Material ein, das jetzt von den Arbeitsgruppen weiter verarbeitet wird.

Arnold Niederer

Wolfgang Haid †

Am 29. September 1970 wurde Kommerzialrat Wolfgang Haid in Leoben von einem plötzlichen Tod dahingerafft. Am 31. Oktober 1906 als Sohn des Leobener Buchbinders und Papierwarenhändlers Karl Haid geboren, war er von seinem Vater als Nachfolger im Geschäftse ausersehen. Zwar durfte er das Realgymnasium in Leoben besuchen, aber sein Wunsch, ein Universitätsstudium als Historiker zu absolvieren, blieb ihm versagt. Nach der Lehrzeit bei seinem Vater folgte er ihm als Handwerker und Kaufmann — und behielt sogar das alte Firmenschild bei, so daß nur nähere Bekannte seinen richtigen Vornamen wußten. Von Jugend auf galt aber das ganze Interesse Wolfgang Haid's der Heimatgeschichte. Bald hatte er sich einen Ruf als Lokalhistoriker erworben. Dem Museum der Stadt Leoben widmete er einen beträchtlichen Teil seiner (Geschäfts- und) Freizeit; von 1953 bis 1956 stand er ihm als Kustos vor und bereicherte die Sammlungsbestände in beträchtlichem Umfang. Sein Geschäft in der unmittelbaren Nähe der Leobener Stadtpfarrkirche war ständiger Treffpunkt aller Finder von Archivalien oder Bodenschätzen sowie aller Bevölkerungskreise vom Pflichtschuldner bis zum Akademiker, die Auskünfte oder ein Gespräch über Fragen der Heimatgeschichte suchten. So kam es nicht unerwartet, daß er im Jahre 1966 zum Korrespondierenden Mitglied der Historischen Landeskommision für Steiermark ernannt wurde. Neben vielen anderen kulturellen Institutionen widmete er seine Mitarbeit vor allem dem Obersteirischen Kulturbund, dessen Obmannstellvertreter er war.

Neben der Heimatgeschichte galt sein reges Interesse seit langem auch der Volkskunde. Über ein halbes Hundert von Veröffentlichungen in der Lokalpresse, in Festschriften, Ausstellungskatalogen und in Fachzeitschriften künden vom Fleiß dieses weit über seinen engeren Wirkungskreis hinaus geschätzten Fachmannes. In den „Leobener Grünen Heften“ erschienen Beiträge aus dem Bereiche des Bergbaues. Auch die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde zählte seit Jahren Wolfgang Haid zu ihren Mitarbeitern, vor allem mit Arbeiten aus der Bergmanns- und Stadtvolskunde, aber auch mit Aufsätzen über religiöses Brauchtum oder, wie noch im heurigen Jahre, über Hafnerarbeiten aus dem obersteirischen Liesingtal.

Besonders geschätzt war der Verstorbene als fundamentaler Kenner aller Eisengeräte von drei Jahrtausenden. Immer wieder wurde er bei Ausgrabungen dafür herangezogen. Aus seinem Nachlasse wird demnächst eine bedeutsame Arbeit über die Handwerker und ihre Geräte auf steirischen Römersteinen erscheinen.

Meine letzte persönliche Begegnung mit Kommerzialrat Haid hatte ich im heurigen Winter, nach einem Vortrag in Leoben. An Hand von rasch gezeichneten Skizzen ging er auf reichlich umstrittene Deutungen von Felsenzeichnungen ein, für die er sowohl aus seiner Vertrautheit mit jedem Gerät und jeder menschlichen Arbeit wie auch aus seinen Beobachtungen von nomadisierenden Lappen in Nordnorwegen recht überzeugende Erklärungen hatte.

Mit Wolfgang Haid hat die Steiermark wieder einen bedeutenden Privatgelehrten (er selber würde diese Bezeichnung vehement zurückgewiesen haben!) und vor allem einen liebenswürdigen, hilfsbereiten und allgemein geschätzten Mitbürger verloren.

Sepp Walter, Graz

Ernst Gasteiger †

Am 9. Oktober 1970 hat die Stadt Murau in ihrem Apotheker Magister Ernst Gasteiger den leidenschaftlichsten Anwalt für die Pflege und Erhaltung ihres alten Kulturgutes verloren. Er hat seit 1949 in seinem eigenen Hause und vorwiegend mit eigenen Mitteln ein Heimatmuseum aufgebaut, das infolge seiner umfassenden Kenntnisse zu den besten der Steiermark gehört. Insbesondere die Sammlung landwirtschaftlicher und handwerklicher Geräte ist volkskundlich und kulturgeschichtlich von Bedeutung. Nicht nur die 5. Landesausstellung über das steirische Handwerk, sondern auch manche frühere Ausstellungen in Graz konnten durch Leihgaben aus dieser Sammlung bereichert werden. Im Jahre 1949 hat Gasteiger die 650-Jahr-Feier der Stadt vorbereitet und eine Festschrift über die Geschichte der Stadt Murau verfaßt. Schon 1929 und abermals nach dem zweiten Weltkrieg erneuerte er die Murauer Bürgergarde, die weithin bekannt wurde. Schon seit 1927 im Ausschuß des Fremdenverkehrsvereines, hat er sich immer wieder und nach dem zweiten Weltkrieg besonders um jedes Haus und jeden Stein, der denkmalwürdig schien, leidenschaftlich bemüht. Die Forschungszentren der Steiermark haben ihn daher zum Archivpfleger für den Bezirk Murau und zum Korrespondenten der historischen Landeskommision bestellt. Durch ihn hat Murau seit 1968 einen Samson-Umzug, ähnlich dem in Krakaudorf, nachdem er in Schloß Ramingstein ein dort verwahrtes, vergessenes Skelett einer solchen Figur aufgefunden hatte. Bis in die unmittelbare Gegenwart reichten also seine Bemühungen, obgleich er seit Jahren mit schwacher Gesundheit zu kämpfen hatte. Das großartige Geleit, welches die Stadt Murau und viele Freunde ihm bereiteten, war eine der schönsten Früchte seiner Arbeit, die zu sehen man ihm innigst vergönnt hätte, von der Trauersitzung des Gemeinderates und vom brauchgemäßen dreimaligen kreuzweisen Niedersetzen des Sarges über der Schwelle bis zu den zahlreichen Ansprachen. Magister Gasteiger hatte ja auch auf vielen anderen Gebieten initiativ und hilfreich für die Gemeinde gewirkt, um nur Feuerwehr, Kameradschaftsbund, Alpenverein, Skiverband und den Bau der Gumpoldschanze und die Gründung der Jugendherberge zu nennen. Er wurde als erster gebürtiger Murauer zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Es ist dringend zu hoffen, daß die Stadtgemeinde nun doch einen Nachfolger und geeignete Räume für die Führung und Erhaltung des ihr überantworteten Heimatmuseums finden wird. Das Joanneum wird diese Bemühungen zu unterstützen trachten. Gertrud Smola, Graz

Literatur der Volkskunde

Rund um den Grimming. Die Landschaft des mittleren Ennstales und des steirischen Salzkammergutes in ihrer Vielfalt. Graz — Wien, Leykam, Pädagogischer Verlag, 1967. 254 Seiten, Bildtafeln (einige davon farbig), Textillustrationen. — S 175,—.

Aus der in den letzten Jahren anwachsenden Flut von Heimatbüchern ragt, zumindest für den Volkskundler, der vorliegende Band wohlthuend hervor, findet sich in dem von Franz Höpflinger d. J. herausgegebenen Band doch die Volkskunde des Gebietes repräsentativ vertreten. Karl Haiding, seit Jahren mit der Landschaft verbunden und mit ihrer Kultur bestens vertraut, verfaßte ein kenntnisreiches Kapitel, „Von der Volkskultur des steirischen Ennsbereiches“ überschrieben, in dem er Siedlung und Bauernhaus, das ländliche Arbeitsleben, Bienenzucht, Volksbrauch, Spiel und Tanz, Märchen, Sage und Schwank behandelt, während Gundl Holoubek-Lawatsch eine Abhandlung über „Trachten, Mundart und Volkslied“ beisteuerte. Aber auch in anderen Abschnitten stehen wichtige Hinweise. Ferdinand Tremel schrieb den Abschnitt über die Geschichte der Landschaft, Georg Kodolitsch steuerte in Form eines Kunstführers das Kapitel über die Kunststätten bei. Literatur und Musik behandelte Franz Höpflinger d. A. Es folgen ein geologischer Überblick, die Pflanzenwelt, Waldwirtschaft, Landwirtschaft, die Tierwelt, Jagd und Fischerei, Sport, Wanderungen und Bergfahrten; ein Ortsverzeichnis, das Literaturverzeichnis und der Bildnachweis. Dem Ortsverzeichnis sind für jeden Ort Angaben über die geographische Lage, über seine Sehenswürdigkeiten, Wandermöglichkeiten usw. beigegeben. Der Buchschmuck ist reich und von guter Qualität. Ein Außenstehender mag sich noch eine Karte des Gebietes wünschen. Im Großen und Ganzen aber können wir das Buch ohne Bedenken als vorbildlich und nachahmenswert hinstellen.

Maria Kundegraber

Hertha und Friedrich Schober, Wanderungen im Mühlviertel. 232 Seiten, 54 Abb. auf Tafeln, 12 Kartenskizzen. Geologischer Beitrag von Wernfried L. Werneck. Linz 1970, Oberösterreichischer Landesverlag. S 75,—.

Die Literatur über das Mühlviertel beginnt sich zu vermehren. Es ist durchaus begrüßenswert, daß auch allgemeinere Landschaftsbücher, Heimatbücher und Wanderbücher darunter sind, man wird auch sie volkskundlich gern heranziehen.

Im vorliegenden Fall haben die verdienstvollen Verfasser, die mehrere geschichtlich orientierte Ortskunden geschaffen haben, einen geschichtlich eingestellten Landschaftsführer herausgebracht, der sicherlich für den Wanderer von Nutzen sein wird. Für den etwa spezieller eingestellten Kundfahrer bleiben freilich Dehio und Gugitz daneben völlig unentbehrlich. Aber man ist zufrieden, wenn man Hinweise auf Wall-

fahrten, Bildstöcke, Spursteine und auf die vielen ortsgebundenen Sagen richtig zugeordnet findet, und einige wichtige Stücke auch in guten Aufnahmen festgehalten. Das sauber gemachte Buch mit seinen Kartenskizzen, Literaturangaben und Register ist deshalb durchaus empfehlenswert.

Leopold Schmidt

Rudolf Walter Litschel, Zwischen Hausruck und Enns, 72 Seiten, 108 Schwarzweiß- und 4 Vierfarbenbilder. Linz 1970, Oberösterreichischen Landesverlag. S 178,—.

Nun hat auch das Kernland von Oberösterreich ein populäres Heimatbuch im gegenwärtig geläufigen Stil erhalten. Das reiche Land um Linz, Wels und Steyr mit seinen vielen Kirchen und Schlössern bietet mehr als genügend Stoff für eine im wesentlichen geschichtlich-kunstgeschichtlich eingestellte Darstellung und natürlich auch für eine entsprechende Bebilderung. Dies alles werden auch gute Landschaftskenner gern zur Kenntnis nehmen und landesunkundige Besucher gewinnen eine durchaus seriös unterbaute erste Einführung.

Es war schon bei früheren Bänden ähnlicher Art darauf hinzuweisen, daß solche Bände jetzt erfreulicherweise gern mit einem volkskundlichen Kapitel angereichert erscheinen. Das ist auch hier der Fall, und Litschel hat den entsprechenden Abschnitt mit „Hofformen, Sensenschmiede, Florianer Reiterkästen und „Prost Mahlzeit““ betitelt. Obwohl man im Lande zwischen Hausruck und Enns vor 1938 sicherlich niemals „Prost Mahlzeit“ gesagt hat, nimmt man das eben hin und freut sich daß der Verfasser durch eifriges Benützen der Arbeiten oberösterreichischer Volkskundler, nicht zuletzt der Möbelarbeiten von Franz Lipp, die wichtigsten, augenfälligsten Erscheinungen knapp in Gruppen zusammenzufassen versteht. Die Bilder zu dem Abschnitt — Vierkanter, Hoanzlbank, Motive von Florianer Möbeln, Mostpressen, Wirtshauszeichen, Trachten, Ratschenbuben, Almatrieb, Sensenhammer, Steyrer Kripperl und natürlich der Stempel des Postamtes Christkindl — passen gut dazu.

Leopold Schmidt

Land und Leut zwischen Salzach und Inn. Bilder, Geschichten und Zeugnisse aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Hans Heyn. 144 Seiten, 8 Farbtafeln. Freilassing in Bayern, 1969, Pannonia Verlag. DM 25,—.

Ein sehr geglücktes, sehens- und lesenswertes Buch über eine der schönsten Landschaften, die es in Mitteleuropa gibt, das bayerische Grenzland nahe Tirol, Salzburg und Oberösterreich. Der Band ist ähnlich den Landschaftsbänden des Forum-Verlages aus älteren und neueren Schriftzeugnissen zusammengestellt, beginnend mit Franz de Paula Schrank, dem Gefährten Karl Ehrenbert Freiherrn vom Moll (1783) und endend mit Günter Eich in der Gegenwart. Gute bayerische Namen wie Stieler, Kobell, Korbinian Lechner, Franziska Hager, Ludwig Thoma, Annette Thoma-Riedering, sind vertreten, von der wissenschaftlich-essayistischen Seite her Westenrieder, Heinrich Noe, Ludwig Steub, — man sieht, der Band ist kundig zusammengestellt. Manche Stücke gehören direkt der aufzeichnenden Volkskunde an, so die beiden Kapitel „Teufelssagen-“ und „Hexenglaube im Chiemgau und Rupertiwinkel“ aus einem umfangreichen, unveröffentlichten Manuskript von Franziska Hager. Sehr wertvoll erscheint der Abdruck eines Teiles jener Beschreibung der „Fußreise seiner Majestät“, also dem großen bayerischen

Königsumzug von 1858, bei dem unter anderen Friedrich von Bodenstedt und Wilhelm Heinrich Riehl ihren König Maximilian II. begleitet haben. Der Text von Bodenstedt enthält auch jene für die bayerische Volksliedpflege so aufschlußreiche Stelle über den Aufenthalt in Reit: „— bis in die Nacht hinein unterhielten uns die liederkundigen Bewohner von Reit (im Winkel) mit Gesang und Saitenspiel. — Der König, immer bemüht, das fröhliche Volksleben im Lande zu pflegen, hatte durch Franz von Kobell eine Sammlung der besten oberbayerischen Lieder mit ihren Singweisen veranstalten lassen, zu welchen der feinsinnige Arthur von Ramberg durchwegs charakteristische Illustrationen lieferte. Dieses reizende Lieder- und Bilderbuch ließ der König überall verteilen, wo es galt, die Freude am Gesang zu nähren und zu wecken. In diesem Sinne wurde das Buch vor allem solchen Burschen und Mädchen geschenkt, welche sich durch ihren Gesang am meisten hervortaten und andere dadurch anspornten, es ihnen gleichzutun, um dann auch ein Andenken vom König zu erhalten.“ (Seite 10 f.)

Der schöne Band enthält gute Bilder des 19. Jahrhunderts: Carl Rottmann, Jagd in Berchtesgaden, Heinrich Bürkel, Der letzte Bär von Ruhpolding, aber auch einige gute moderne Bilder, von denen der „Almabtrieb“ von Hermann Groeber (1865—1935) ein hervorragendes Beispiel moderner, impressionistischer Darstellung eines Motives aus dem Volksleben ist.

Ein kurzer Anhang berichtet über die Autoren und über die Künstler des Bandes. Die Veröffentlichungen, aus denen die einzelnen Stellen entnommen sind, erscheinen leider nicht genauer bezeichnet, jedenfalls nicht mit bibliographischer Sorgfalt, die in solchen Fällen — für den eventuell kritisch Nachlesenden — erwünscht wäre.

Leopold Schmidt

Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von seinen Mitarbeitern. XVIII und 566 Seiten, 1 Portr. Göttingen 1969, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 80,—.

Kurze Zeit nach der umfangreichen Festschrift für den Göttinger Ordinarius Kurt Ranke ist nun der nicht minder umfängliche Festband für den Marburger Ordinarius Gerhard Heilfurth gefolgt. Der wuchtige, vorzüglich ausgestattete Band, der auch ein Schriftenverzeichnis der Jubilars enthält, stellt in seinem Inhalt eine eindrucksvolle Darbietung bedeutender Namen unserer gegenwärtigen Forschung vor. Innerhalb und außerhalb Deutschlands haben sich Kollegen mit Beiträgen eingestellt, die vielfach in sachlicher oder persönlicher Hinsicht mit Leben und Werk Heilfurths verbunden erscheinen. Von der „Ethnopsychologie“ (Miroglio, Huckenbeck) bis zur Erzählforschung in Amerika oder zu den „Gevatterschaften“ in Böhmen und Mähren reicht da die Spannweite. Der Untertitel des Bandes weist wohl darauf hin, daß da nicht alles Volkskunde ist, was in den Beiträgen aufscheint, etwa der Philhellenismus (Dieter Kramer) oder die Lexikographie der Bergmannssprache (Helmut Wilsdorf). Daß die Bergmannsforschung in einem Heilfurth gewidmeten Festband nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich. Da haben sich Wayland D. Hand („The Miner“), Herbert Wolf („Ungarisch-deutsche Bergbausage“), Franz Kirnbauer („Kuttenberger Bergmannsspruch“), Georg W. Schenk („Bergmannstracht im Pribramer Erzbergbaurevier“) und Ešter Pličkova („Montanwesen von Banska Stiavnica = Schemnitz“) eingestellt.

Außer diesen für eine Heilfurth-Festschrift besonders bezeichnenden Beiträgen zur Bergmanns-Volkskunde gibt es selbstverständlich eine ganze Anzahl von Beiträgen zur allgemeinen Volkskunde und ihren vielen Teilgebieten, etwa von Karl-S. Kramer („Vergessene Ecke“ = Friedewald in Kurhessen), Carl-Hermann Tillhagen („Finnen und Lappen als Zauberkundige in der skandinavischen Volksüberlieferung“), Lutz Röhrich („Die Bildwelt von Sprichwort und Redensart in der politischen Karikatur“), Wolfgang Brückner („Sterben im Mönchsgewand“), Richard Jeřábek („Ursprung einer Dreifaltigkeitsdarstellung im Hinterglasbild“), Friedrich Sieber („Freiberger Tulpenkanzel und Daniel-Legende“), Rolf-Wilh. Brednich („Lutschbeutel-Ikonographie“), Manfred Bachmann („Liotards Schokolademädchen als Motiv der Volkskunst“), Rudolf Weinhold („Buttenträgerfiguren aus der Weinbauüberlieferung“), Karl Baumgarten („Mittelalterliche Bauernhäuser Mecklenburgs“), Niko Kuret („Drei slowenische Erntebrauche“), Edit Fél und Thomas Hofer („Bäuerliche Gegenstände in der Aussteuer von Kalotaszekiraly“), Tekla Dömötör („Blochziehen in Rábatotfálu“), Roger Pinon („Was ist ein Charivari?“), Schmidt („Erinnerte Jahresfeier“), Karl L ö b e r („Der Wald-Gamander im Westwald und Rothaar“), Alfred H ö c k („Wandernde Geschirrhändler“). Man wird mit Interesse feststellen dürfen, daß eine nicht geringe Anzahl von Beiträgen aus dem Osten und Südosten Europas, zu beträchtlichen Teilen aus dem Gebiet der alten Donaumonarchie stammen (Linda Degh, Oldrich Sirovatka, Gyula Ortutay, Bela Gunda, Milovan Gavazzi, Vladimir Karbusičky, Richard Jeřábek, Karel Fojtik, Olga Skalnikova, Niko Kuret, Edit Fél, Thomas Hofer, Tekla Dömötör, Schmidt). Einige Beiträge berühren unser Gebiet, beziehungsweise seine „Grenzen und Kontakte“ besonders stark: Sirovatka „Deutsch-tschechische Beziehungen in der Volksdichtung“, Bela Gunda „Kulturverbindungen zwischen dem Vorraum der Ostalpen und dem ungarischen Transdanubien“ (Kastenspeicher, Ofengabel, Brotrem, Ringstock usw.), Tekla Dömötör „Das ‚Blochziehen‘ in Rábatotfálu (= Windischdorf) 1968“.

Umgekehrt wird man auch Beiträge finden, die den Jubilar vermutlich stärker interessieren dürften als den einfachen Literaturbenützer. Dazu gehört wohl schon der programmatische Aufsatz von Ina-Maria Greverus „Grenzen und Kontakte. Zur Territorialität des Menschen“, dann vielleicht von René König „Affekt und Schablone in der Alltagssprache“, wohl auch von Gerhard Wurzbacher „Studentische Protestbewegung und etablierte Gesellschaft in der Bundesrepublik“, von Hans Trümpy „Die Reformation als volkskundliches Problem“, vielleicht auch von Ingeborg Weber-Kellermann „Familienforschung im 19. Jahrhundert zwischen Volkskunde und Gesellschaftslehre“. Diese Zusammenordnung soll keine Wertung bedeuten, sondern nur einen gewissen Abstand von den vorher genannten Beiträgen markieren.

Festschriften sind im allgemeinen, meist schon durch Alter, Stellung, Gewicht der Beiträger, aus dem Tagesleben etwas herausgehoben. Wenn dies hier nicht so ganz der Fall zu sein scheint, dann vor allem wohl deshalb, weil manche Beiträger sich doch noch einer gewissen Jugend erfreuen, oder mit jugendbedingten Gedankengängen verbunden sind. Das denkt man sich etwa bei Arnold N i e d e r e r und seiner Frage nach der „gesellschaftlichen Verantwortung der gegenwärtigen Volkskunde“, und das wird man sich auch bei den Beiträgen von Greverus, Bausinger, König, Wurzbacher und einigen anderen zu denken haben. Sie liegen alle aber doch auch auf der, oder doch auf einer der Linien des Jubilars, und sind daher hier nicht fehl am Platz.

Leopold Schmidt

Ein Berg verändert sein Antlitz. Zum Tuniberg-Richtfest 1970 im Auftrag der neun Tuniberg-Gemeinden herausgegeben von Wolfgang Suppan. 80 Seiten, mit Abb. im Text und auf Tafeln. Tiengen bei Freiburg 1970, Verlag der Gemeindeverwaltung Tiengen.

Ein seltener Fall: Eine bedeutsame landwirtschaftliche Umlegung, die Umgestaltung des früher paradiesisch verwilderten Tuniberges in der Oberrheinebene zu einer planmäßig geschaffenen Rebbaualanlage, wird von mehr oder minder ansässigen Volkskundler jüngerer Generation miterlebt, beobachtet und schließlich wissenschaftlich gewürdigt. Dadurch, daß Wolfgang Suppan, in Freiburg tätig, sich in Niederrimsingen am Tuniberg angesiedelt hat, konnte er die Umlegung der Weinberganlagen, ihre kolossale Ausweitung durch neugeschaffene Rebterrassen nicht nur verfolgen, sondern fand sich gewissermaßen aktiv beteiligt, holte auch seinen Freiburger Kollegen am Volksliedarchiv Rolf Wilh. Brednich heran, und beide trugen nun auch die volkskundlichen Kapitel zu dieser Festschrift bei. Das hübsch gestaltete Buch enthält außer geologischen und geschichtlichen Beiträgen also auch ein eigenes Kapitel von Brednich „Beiträge zur Volkskultur“, die vom Hausbau bis zum Wallfahrtswesen und besonders zur Sage reichen, und den Beitrag von Suppan über Niederrimsingen, einschließlich der dortigen Blasmusikkapelle in „erneuerter Freiburger Tracht“. Bemerkenswerterweise konnten die beiden Konservatoren am Freiburger Archiv offenbar keinerlei Volksliedbeiträge in dieser ihrer Wahlheimat erstellen.
Leopold Schmidt

Günter Albrecht und Günther Dahlke, Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Erarbeitet von — unter Leitung und Gesamtdirektion von — (= Geschichte der deutschen Literatur. Internationale Bibliographie. Hg. vom Kollektiv für Literaturgeschichte im Volkseigenen Verlag Volk und Wissen zu Berlin unter Leitung von Kurt Böttcher und dem Maxim Gorki-Institut für Weltliteratur der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zu Moskau unter der Verantwortung von Roman M. Samarin). Teil I, Von den Anfängen bis 1789. 1048 Seiten. Berlin 1969, Volk und Wissen Volkseigener Verlag. DM 68,—.

Der mächtige Band, der uns freundlicherweise zugeschickt wurde, ist, wie der Untertitel besagt „erarbeitet von deutschen, sowjetischen, bulgarischen, jugoslawischen, polnischen, rumänischen, tschechoslowakischen und ungarischen Wissenschaftlern“, unter der Leitung der beiden oben genannten Herausgeber. Die Mitarbeit von Instituten bzw. Forschern in sämtlichen Ostblockstaaten soll offenbar bewirken, daß die dort erfolgte Erforschung der deutschen Literatur, von der sonst hier wenig bekannt wäre, einmal vorgeführt wird. Nach Stichproben zu schließen, scheint es sich aber doch beim größten Teil der vorgeführten Gruppen der älteren deutschen Literatur um keine wesentlichen Beiträge zu handeln, so ziemlich die ganze Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit kommt ohne solche Beiträge aus. Dafür sind die deutschen Beiträge offenbar sehr gewissenhaft verzeichnet, man findet in den einzelnen Kapiteln wirklich viel an Textausgaben und Untersuchungen genannt. Wichtig erscheint, daß die einzelnen Abschnitte der Literatur mit Hinweisen auf die entsprechende geschichtliche und kunstgeschichtliche Forschung umrahmt sind. Das wird man also auch für unsere Gebiete, etwa Sage, Volks- und Gesellschaftslied, Rätsel, Sprichwort usw. mit Nutzen heranziehen.

Es ist offensichtlich versucht worden, die vielfach in sich verschränkten Formen und Darstellungen nach brauchbaren Gesichtspunkten zu gliedern. Es wird nicht einfach bibliographisch herunterzitiert, sondern es finden sich Zusammenstellungen wie „Zur Philosophie, Ideologie und Kulturgeschichte des Mittelalters“ oder „Quellensammlungen und Untersuchungen zu Spezialthemen der Literaturgeschichte des frühen Hochmittelalters“, wobei diese großen Abschnitte auch immer wieder in sich gegliedert erscheinen. Das bringt nun freilich mit sich, daß die eine oder andere Arbeit mehrfach genannt erscheint, was aber durchaus kein Fehler ist. Man wird im Gegenteil dafür dankbar sein, Spezialuntersuchungen zu verschiedenen Gebieten eben jeweils angeführt zu finden, ohne nur Verweispfeilen nachgehen zu müssen. Das wäre bei dem relativ kleinen und engen Druck auch sehr schwierig, man muß die zweiseitigen Seiten jeweils schon sehr genau lesen, um nichts zu übersehen. Register sollen ja erst in einem späteren Band folgen.

Man wird von einer solchen Bibliographie kaum Vollständigkeit verlangen wollen. Dennoch ist man überrascht, ganz ungewöhnlich viel, bis zu maschinschriftlichen Dissertationen, aufgenommen zu sehen, und zwar bis dicht an den Termin der Drucklegung heran. Die Namen usw. sind nicht immer ganz druckfehlerfrei, doch ist auch hier offensichtlich sehr aufmerksam gearbeitet worden. Man wird also den Band als Nachschlagewerk auch für die Sparten der geistigen Volkskultur sehr wohl heranziehen müssen.

Leopold Schmidt

Gerhard Eis, **Vom Zauber der Namen**. Vier Essays. 127 Seiten. Berlin 1970, Erich Schmidt Verlag, DM 19,80.

Vier inhaltsreiche, sehr lesenswerte Studien, die sich nicht etwa mit der Magie der Namen und ihrer Ableitungen beschäftigen, sondern mit ihrer Suggestivkraft. Die Gründe der Namenwahl, nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Tieren, womit sich Eis besonders eindringlich beschäftigt hat, oder auch bei Kanonen usw. werden untersucht. Die Gründe, nach denen beispielsweise die Verfasser von Kriminalromanen ihre Helden betiteln, werden an Hand von Reihentests (in Seminaren) durchleuchtet. Man merkt, daß Eis von seinem sicheren namenkundlichen Standort aus modern gewordene Gelände der Volkskunde wie Großstadtvolkstum, Trivialliteratur usw. ganz speziell und ergebnisreich zu beleuchten versteht. Die Frage der „suggestiven Personennamen“ erschließt so manche Züge auch der „gehobenen“ Literatur als eigentlich populär, und was über „Namenphysiognomien“ gesagt wird, gilt weit über das Spezialgebiet hinaus. Sicherlich werden bei den zum Teil auf Testreihen beruhenden Ausführungen mitunter auch Nebenwege beschritten, man wird nicht alles gleich notwendig und fündig finden. Aber anregend ist das alles immer. Man könnte, vom süddeutsch-österreichischen Standpunkt aus, manches noch ergänzen, auch feststellen, daß viele Züge dieser Namens-Sucht für uns kaum gelten, daß beachtliche Teile davon mit der Armeesprache des zweiten Weltkrieges zusammenhängen, und nach einer Generation aus der Volkssprache wieder ausgeschieden wurden. Nicht nur die Namen, sondern auch ihre Träger und deren Umkreis hatten eben ihre „Faszination“. Aber es ist doch ganz ausgezeichnet, daß man durch diese Studien von Eis zu solchen Beobachtungen angeregt wird.

Leopold Schmidt

Tochter des Zitronenbaums. Märchen aus Rhodos. Aus der Sammlung *Anastasio Vrontis* und der eigenen, herausgegeben von *Marianne Klaar* (= *Das Gesicht der Völker*, Bd. 38) 184 Seiten. Kassel 1970, Erich Röth Verlag, DM 12,80.

Die Parallelserie zu den „Märchen der Weltliteratur“, eben diese Sammlung „Antlitz der Völker“ wächst wie die Diederichs-Reihe immer weiter und bringt auch wertvolle Bände heraus. Auch wenn man wichtige Sammlungen von Märchen aus Rhodos, vor allem Paul Hallgartens bibliophil schönes Werk von 1929 kennt, wird man die vorliegende Sammlung mit Gewinn heranziehen. Sie enthält nicht nur insgesamt 25 Märchen aus den beiden im Titel genannten Sammlungen und die guten Nachweise dazu, die wieder Diether Röth zusammengestellt hat, sondern auch eine sehr lesenswerte Einführung. Marianne Klaar schildert aus ihrer jahrzehntelangen Verbundenheit mit dem griechischen Volk die Eigenart der Griechen auf Rhodos, die sich nach Jahrhunderten fremder Besatzung Sprache und Volkskultur bewahrt haben. Ihre rhetorische Frage „Ob wohl einigen von den Abertausenden von Fremden, die in unseren Jahren zwei, drei Wochen auf Rhodos verbringen, von den vielen Sehenswürdigkeiten berauscht sind, flüchtig an den antiken Sehenswürdigkeiten der Insel des Sonnengottes nippen, so etwas wie eine Verbindung zu der heutigen Bevölkerung, an der sie vorbeilaufen, zuteil wird?“ — möchte man ohne weiteres verneinen: Die Touristen, die für einige Tage nach Rhodos fliegen, verstehen die Inselgriechen sicher weit weniger als sie die jahrhundertlang dort herrschenden Türken verstanden haben; Einzelfälle selbstverständlich immer ausgenommen. So wie Marianne Klaar sich in das Wesen ihrer Erzähler eingelebt hat, kann sich kaum ein flüchtiger Reisender eben darum bemühen, und will es meist auch gar nicht. Gerade deshalb kommt vielleicht so ein Band zurecht, den möglichst viele Rhodos-Reisende zur Hand nehmen sollten, ganz abgesehen von den Märchenforschern, die es sowieso tun müssen.

Leopold Schmidt

Jens-Ulrich Davids, Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik. Ursprünge und Strukturen (= *Volksleben* Bd. 24) 290 Seiten. Tübingen 1969, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V. DM 16,40.

Harald Dankert, Sportsprache und Kommunikation. Untersuchungen zur Struktur der Fußballsprache und zum Stil der Sportberichterstattung (= *Volksleben*, Bd. 25) 175 Seiten. Tübingen 1969. Tübinger Vereinigung für Volkskunde, e. V. DM 15,40.

Es war hier schon mehrfach zu betonen, daß man Dissertationen eigentlich nicht besprechen sollte. Man kann auf sie nur hinweisen, schon damit man auch in einem weiteren Umkreis zur Kenntnis nehmen kann, was zur Zeit an einer bestimmten Lehrkanzel gearbeitet wird. Das muß besonders bei den Dissertationen gehandhabt werden, die bei Bausinger in Tübingen geschrieben werden, und man ist deshalb dafür dankbar, daß diese Tübinger Doktorarbeiten auch rasch hintereinander veröffentlicht werden. So kann man sich also zur Zeit davon überzeugen, daß die Wildwest-Romanhefte ebenso zum Gebiet der „Volkslebensforschung“ gerechnet werden wie die „Sportsprache“. „Trivialliteratur“ wird ja in Tübingen schon seit mehreren Jahren bearbeitet, aber der Name gerät in Fachkreisen allmählich in Verruf. Spezialisierte „Um-

gangssprachen“ entsprechen dem gleichen geistigen Niveau, das dort also untersuchenswert erscheint. Man wird Bausingers Schule die Konsequenz nicht absprechen können. Ob man mit der Richtung etwas anzufangen vermag, in der, wenn auch konsequent, dieses ganze Unternehmen abtreibt, ist eine andere Frage. Leopold Schmidt

Manfred Reinartz, Genese, Struktur und Variabilität eines sogenannten Ehebruchschwanks (Blindfüttern aus Untreue AT 1380). Dissertation Freiburg. 434 Seiten (vervielfältigt). Mainz 1970.

Obwohl man Dissertationen beinahe nicht rezensieren kann, aus den verschiedensten naheliegenden Gründen heraus, muß doch immer wieder auf die eine oder andere davon hingewiesen werden. Bei den unter Anleitung von Lutz Röhrich gearbeiteten Dissertationen, von denen eine hier vorliegt, handelt es sich außerdem meist um Monographien, die man für die Weiterarbeit zumal auf dem Gebiet der Volks-erzählforschung sowieso nicht entbehren kann, um einmal schon getane Arbeit nicht noch einmal zu tun. Kurzum, auch eine solche Dissertation muß wenigstens kurz angezeigt werden.

Reinartz beschäftigt sich mit den Varianten jener Schwankerzählung, in der ein betrogener Mann, der sich angeblich blindfüttern läßt, schließlich den Ehebrecher und die Frau bestraft. Die Geschichte ist in Indien schon im Hochmittelalter, in Europa, zunächst in Italien, dann in Deutschland, seit dem Spätmittelalter erzählt worden. Die literarischen Festlegungen in der deutschen Schwankdichtung des 16. Jahrhunderts haben zur weiteren Verbreitung sicherlich wesentlich beigetragen. Alle erreichbaren Fassungen aus der literarischen wie aus der mündlichen Überlieferung hat Reinartz mit sehr großem Fleiß zusammengestellt und auch in extenso abgedruckt, die fremdsprachigen alle in Übersetzung, so daß man sich über die Verbreitung nach dem heutigen Aufzeichnungsstand vollständig orientieren kann. Diese größere Hälfte des Buches, eine bedeutende Fleißarbeit, behält also auf jeden Fall ihren Wert.

Die Auswertung des Materials, die im ersten Teil dargeboten wird, versucht zunächst die Handlung ihren Einzelzügen nach aufgegliedert darzustellen. Dann beschäftigt sich Reinartz mit der Frage nach den Erzählern und ihrem „Erzählanliegen“. Daß der Schwank von der formelhaften Vorstellung vom Einbruch eines Liebhabers in eine nicht sehr feste Ehe ausgeht, und die Rache des durchaus nicht blindgefütterten Ehemannes eine Wiederherstellung der „Ordnung“ bedeutet, scheint nach der Meinung von Reinartz den Erzählern immer gegenwärtig gewesen zu sein. Doch knüpft Reinartz Betrachtungen über „Urform“ und „Mono-“ bzw. „Polygenese“ daran an, die nicht hierhergehören. Trotz aller Bemühungen bringt er nämlich zu der im Titel genannten „Genese“ dieses Schwanks gar nichts bei, und meint nur, daß Leute, die von der Polygenese einer solchen in ihrer Art ganz fest umrissenen Erzählung nichts halten, sich geradezu einer „Sünde“ schuldig machten (S. 145). Reinartz versteht offenbar nicht, daß Leute, die sich nicht nur mit einem einzigen Schwank beschäftigen haben, sondern mit sehr viel mehr Stoffen und Formen der Volksdichtung, davon mehr verstehen. Wenn ein Forscher wie Karl Horalek feststellt, daß „ganz sicher alle Varianten des Typs AT 1380 einen gemeinsamen Ursprung oder eine gemeinsame Urform aufweisen“ (S. 169 f.), dann ist das nicht „gänzlich unerfindlich“, sondern einfach richtig.

Es ist wohl so, daß Reinartz trotz seiner Bemühungen um eine Definition der Gattung „Schwank“ und um die Begründung des „Lachens“ darüber eine eigenliche Einsicht in das Besondere der von ihm bearbeiteten Motivgeschichte fehlt. Er erkennt gar nicht, was sich da abspielt: Die Ehebrecherin, die ihren Mann mit den von ihm gewünschten guten Speisen blind zu füttern trachtet, ist nicht nur dumm, was oberflächlich belacht wird. Sie ist etwas ganz anderes, nämlich verblendet, und das heißt, daß Dämonisches im Spiel ist. In dem Sinn hat Reinartz sogar recht, wenn er daran zweifelt, daß diese Geschichte ein „Schwank“ sei: Aber es gibt sehr viele Schwänke, die gar nicht harmlos sind, nicht auf das Auslachen der „dummen“ Zentralgestalt hin aufgebaut erscheinen, sondern die, ohne es zu sagen, zeigen, daß der oberflächlich betrachtet dumme Mensch im Grunde verblendet ist, daß die Macht des Dämonischen im Spiel ist. Erst durch eine Zusammenschau dieser dämonischen Züge in den alten Schwankgruppen ließe sich eventuell eine Festlegung auf eine entsprechende Kulturschichte erarbeiten, innerhalb derer vielleicht die „Genese“, die Erstformung des Motives, möglich gewesen sein mag.

Gewiß, solche Forderungen wird man nun wieder an eine Dissertation nicht stellen wollen. Aber dann müßten sich die betreffenden Doktoranden eben auch bescheiden, und nicht sich an Leuten zu reiben versuchen, die sich über solche Probleme eben doch schon mehr Gedanken gemacht haben, als sie offenbar auch bei noch so brav gearbeiteten Variantenverzeichnissen aufzukeimen scheinen.

Leopold Schmidt

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Herausgegeben von Karl Meisen. 20. Jahrgang, 274 Seiten, mehrere Abbildungen im Text. Bonn 1970, Ferd. Dummlers Verlag.

Das Rheinische Jahrbuch bietet auch in seinem 20. Band zahlreiche wichtige Abhandlungen. Und auch an diesem Band haben wie an den vorhergehenden Österreicher mitgearbeitet, so daß wir besonders darauf hinweisen müssen. Der über 90 Seiten starke Hauptaufsatz „Das Klausenholz. Untersuchung der Gebetszählhölzer im vorweihnachtlichen Kinderbrauch“ von Klaus Beitzl ist ganz aus der Arbeit am Museum hervorgegangen, worauf die Auswertung unserer Umfragen wie die Verwendung der Objekte und die Verdeutlichung durch Verbreitungskarten hinweist. Beitzl hat dieses die Nikolaus-Forschungen von Meisen nach einer ganz speziellen Richtung weiterführende Thema erst vor kurzem in kürzere Form behandelt: *Alpes Orientales V, Acta quinti Conventus de Ethnographia Alpium orientalium tractantis*. Ljubljana 1969, S. 241 ff. Die Abhandlung im Rheinischen Jahrbuch legt nun das ganze Material vor und weist die Wege zur geschichtlichen und räumlichen Erschließung des vielleicht mit den weltlichen Kerbhölzern zusammenhängenden Gebetszählholzes im rheinisch-alemannisch-hochalpinen Gebiet.

Von den weiteren Abhandlungen erscheinen besonders bemerkenswert die Mitteilungen „Zur Geschichte der Kirmes und ihres Brauchtums im Trierer Land und in Luxemburg“ von Nikolaus Kyll, dem bedeutenden Kenner und Erschließer des Brauchtums dieser westdeutschen Gebiete. Karl Meisen selbst beschäftigt sich noch einmal mit einem volkstümlichen Heiligen, dem hl. Severus von Ravenna, der vor allem als Patron der Weber gegolten hat. Er ist als solcher auch bei uns

verehrt worden. Ein kleines Andenken daran stellt ein blechernes, bemaltes Weberzunftschildchen (Inv. Nr. 35.962) in unserem Museum dar. Es zeigt auf der einen Seite die Madonna von Sta. Maria Maggiore, auf der anderen den hl. Severus mit dem Weberschiffchen. Es stammt vermutlich aus Salzburg, ist mit 1801 datiert, und läßt den Reimspruch noch ablesen: „Den Menschen sein erstes und letztes Kleid / ist den Weber sein Hand arbeits.“ — Wichtig ist ferner die Abhandlung „Die Kerze der Johannesknechte“ (vor allem im Sauerland) von Dietmar Sauer mann. Dieses religiöse Burschenbrauchtum, mit brauchtümlichem Wachsheischen verbunden, vergleicht sich unserem alten Lichtmeßsingen. Daher auch die Stellungnahme Sauermanns u. a. zu den Brauchtumsliedgliederungen von Hinrich Siuts. Wichtig erscheint ferner der kartographische Versuch von Gerda Grober-Gluck „Volkslied und Kartographie am Beispiel der Lieder an den Marienkäfer“. Aber wir hätten hier doch gern wenigstens ein Zitat der Arbeit von Karl Haiding „Der Marienkäfer in der Volksüberlieferung von Niederdonau“ (Deutsche Volkskunde, Bd. II, 1940, S. 47 ff., 89 ff.) gesehen, zumal Haiding doch dort (bei S. 100) auch eine doppelseitige Karte über die Verbreitung der Namen und der Sprüche über den Marienkäfer gebracht hat.

Die übrigen, größtenteils auch sehr lesenswerten Abhandlungen sind: Heinz R. Uhlmann „Waffe und Aberglaube“; Hans Trümpp „Sphären des Verhaltens. Beiträge zu einer Grammatik der Bräuche.“; Konrad Köstlin „Folklorismus und Ben Akiba“, und schließlich ein kurzer sachvolkskundlicher Beitrag über ein uns auch nicht ganz unbekanntes Thema, nämlich von Václav Frolek, „Das Rebmesser in den tschechischen Ländern und seine europäischen Parallelen“. Die tschechische Fassung der Arbeit ist vor kurzem in den „Vedecké práce Československeho zemedelskeho Muzea“, 1968, S. 191 ff., erschienen. Trotz Kongressen, Bibliographien, Buchbesprechungen, Zeitschriftenschauen usw. scheinen den verschiedenen Verfassern in West und Ost die entsprechenden österreichischen Arbeiten nicht immer geläufig sein. Wir begrüßen es umgekehrt, wenn wir von ihren Arbeiten durch ein so gutes Vermittlungsorgan wie das „Rheinische Jahrbuch“ in Kenntnis gesetzt werden.

Leopold Schmidt

Gids voor de Kruidentuin van het Nederlands Openluchtmuseum. Arnhem, „Vrienden van het Nederlands Openluchtmuseum“, 1968. 87 Seiten, Abb.

Wir haben eigentlich die dritte Ausgabe des Führers durch den Kräutergarten des Niederländischen Freilichtmuseums anzukündigen, der zuerst 1953 erschienen ist. Es handelt sich dabei nicht um einen Bauerngarten, sondern um einen „Volksbotanischen Garten“, der auch wildwachsende Pflanzen enthält, die eine Beziehung zum Volksleben haben. Der Garten umfaßt in seiner heutigen Form den Klostergarten nach dem Plan von St. Gallen, eine Abteilung mit Heilkräutern, die früher und zum Teil noch heute Verwendung finden, eine dritte Abteilung mit Küchenkräutern und technischen Gewächsen und eine vierte mit Pflanzen, die im Brauchtum eine Rolle spielen oder spielten.

In alphabetischer Reihenfolge, geordnet nach den wissenschaftlichen lateinischen Pflanzennamen, wird eine große Zahl von Pflanzen be-

schrieben, ihre Wirksamkeit historisch dargestellt und ihre Verwendung als Heilkräuter, in der Küche oder im Volksbrauch berichtet. Selbstverständlich sind die niederländischen volkstümlichen Pflanzennamen angegeben. Es folgen dem Teil der Einzeldarstellungen eine Liste von Erklärungen der Begriffe in bezug auf die lateinischen Pflanzennamen; weiters Angaben über die Zusammensetzung verschiedener Kräuterbuschen; dann Beschreibungen volkstümlicher Heilmethoden, in denen Pflanzen angewendet werden. Ein ausführliches Literaturverzeichnis erfaßt niederländische, deutsche und englische Titel. Das Register der niederländischen Pflanzennamen und ein Abbildungsverzeichnis beschließen das Bändchen. Im Register finden sich auch die Nummernhinweise auf dem beigegebenen Gartenplan, der in seiner Gesamtanlage verschiedene Grundrißeinteilungen von Bauerngärten widerspiegelt. Am Rande des Gartens findet sich das sogenannte „Kräutergartenhäuschen“, über das wir bereits anlässlich einer einschlägigen Publikation in dieser Zeitschrift (Band 66, N. S. XVII, 1963, S. 130 f.) berichten konnten.

Maria Kundgraber

Alice Gáborján, Ungarische Volkstrachten. (= Ungarische Volkskunst 3. Herausgegeben von Gyula Ortutay.) Budapest, Corvina Verlag, 1969. — 72 Seiten, XVI Farbtafeln, 32 Schwarzweißtafeln, Textillustrationen. Preis: Ft 69,—.

In der kleinen Serie „Ungarische Volkskunst“, die in deutscher Sprache und reich bebildert erscheint, ist Band 3 der Volkstracht gewidmet. Es werden nicht nur die Trachten im heutigen Ungarn, sondern auch die ungarischen Trachten in Siebenbürgen behandelt. Das Büchlein könnte nach seiner Aufmachung als eines jener heute beliebten, zu nichts verpflichtenden Bildbändchen angesehen werden. Bei näherem Hinsehen, beim Lesen des Textes wird man aber eines besseren belehrt. Den äußeren Anschein vermitteln wohl zum Teil gestellte Fotos. Die Verfasserin des Textes aber geht, so weit das vorhandene Material es erlaubt, in kurzen Zügen der historischen Entwicklung der ungarischen Trachten nach, der die geschichtlichen Ereignisse ihren Stempel aufgedrückt haben, sowohl in Bezug auf den Schnitt, als auch im verwendeten Material und den Farben. Altertümliche Formen haben sich neben modischen Einflüssen lange erhalten. Besondere Ausschmückung erfuhren die Männer- und Frauenleibchen durch Stickerei und Verwendung farbiger Stoffe. Deutliche landschaftliche Unterschiede lassen sich an den Kopfbedeckungen und ganz allgemein am Kopfputz erkennen.

Die einzelnen Kapitel folgen der landschaftlichen Gliederung: Große ungarische Tiefebene, Westungarn (das ist das gesamte Gebiet zwischen Donau, Drau, Mur und der österreichischen Grenze), Oberland (das Grenzgebiet zur Slowakei) und Siebenbürgen. Die Ausführungen werden mehr noch als durch die Bildtafeln durch Zeichnungen einzelner Trachtenstücke unterstützt. Ein abschließendes Kapitel ist der Abkehr von den Volkstrachten gewidmet, nach deren Ursache gefragt wird. Es ist derselbe Umstand, der zur höchsten Entfaltung der Tracht im 19. Jahrhundert führte: Größerer Wohlstand und stärkere wirtschaftliche Beziehungen der bäuerlichen Bevölkerung zu den Städten. Die altertümlichen Schnitte werden aufgegeben, es kommen gekaufte Stoffe ins Haus, eine Entwicklung also, die wir in geringerem oder größerem zeitlichen Abstand auch in anderen Landschaften beobachten können.

Von den hellen, frohen Farben geht man zu einer gedämpften Farbenskala über. Man legt auch nicht die ganze Tracht auf einmal ab; das städtische Schuhwerk findet zuers Eingang, zuletzt verschwindet die Kopfbedeckung. Die letzten trachtlichen Eigenheiten verschwinden in unserer Zeit mit der bäuerlichen Gesellschaftsordnung.

Das Bändchen schließt mit einer Bibliographie zum Thema. Das Abbildungsverzeichnis nennt erfreulicherweise das Jahr der Aufnahme. Die Qualität der Farbtafeln befriedigt nicht und fällt neben dem schönen Druck und den guten Schwarzweißtafeln ab.

Maria Kundegaber

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Herausgegeben von Fritz Bose. 5. Band. 132 Seiten, Noten im Text, 7 Abbildungen, 1 Schallplatte. Berlin 1970, Verlag Walter de Gruyter. DM 38,—.

Vertreter der vergleichenden Volksmusikforschung sollen wieder auf dieses wichtige Jahrbuch hingewiesen werden, auch wenn der vorliegende Band keine europäischen Volksmusikprobleme behandelt. Es bringt die Arbeiten von Jens Peter Reiche über „Stilelemente süd-türkischer Davul-Zurna-Stücke“, von Franz Fördermayr über „Die Musik der Tuareg“ und von Joachim Fritzen über „Die Anrufung des großen Bären im Djüehsiugung zu Taibej“.

Es scheint bemerkenswert, daß Bose sich in einem Vorwort gegen einige Vorwürfe zur Wehr setzen muß: Daß er für sein Fach und damit für das Jahr eine deutsche Bezeichnung gewählt habe; daß die Artikel des Jahrbuches größtenteils in deutscher und nicht in englischer Sprache erscheinen. Es ist ganz erstaunlich, was für eine Anmaßung sich auf manchen Gebieten offenbar breitmacht. Ohne die Notwendigkeit internationaler Kontakte zu leugnen, muß doch hier wie sonst betont werden, daß die deutsche Sprache in den Kultur- und Geisteswissenschaften nach wie vor ihren besonderen Rang besitzt, und bisher alle Zeitschriften usw. auch in außerdeutschen Ländern daran nur gut getan haben, wenn sie entweder in deutscher Sprache erscheinen, oder doch ausführliche deutsche Auszüge ihrer Beiträge bringen. Andernfalls besteht doch immer die Gefahr, daß die sicherlich oft wertvollen Beiträge eben doch nicht oder nicht richtig zur Kenntnis genommen werden. Das Jahrbuch der musikalischen Volks- und Völkerkunde ist da also unserer Ansicht nach durchaus auf dem richtigen Weg.

Leopold Schmidt

Englische Volksmärchen. Herausgegeben von Katherine Briggs und Ruth Michaelis-Jena (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.). 306 Seiten. Düsseldorf 1970, Eugen Diederichs-Verlag. DM 17,50.

Die stattliche Märchen-Reihe des Diederichs-Verlages wurde abermals um einen schönen Band erweitert. Zwar hat es in dieser Reihe schon einmal, 1938, einen Band „Englische Volksmärchen“ gegeben, den damals Alfred Ehrentreich herausgab. Er wurde nicht wiederaufgelegt, sondern durch den vorliegenden Band ersetzt, für den die große englische Sammlerin Katherine Briggs gewonnen werden konnte, und zu dem Ruth Michaelis ihre bedeutende Stoff- und Sprachkenntnis beisteuerte.

Man wird wie bei vielen Bänden der Reihe so auch bei diesem sich nicht immer fragen dürfen, ob die gebotenen Erzählungen nun „Märchen“ im strengen theoretischen Sinn sein mögen. Neben vielen wirklichen Märchen (Aschenbrödel, Rumpelstilzchen [= TomtitTot], Machandelboom usw.) stehen auch unbekanntere Typen, dann Schwänke, Anekdoten, Sagennacherzählungen, und Geschichten, die man kaum einordnen kann. Daß Elfen-Geschichten nicht fehlen, erscheint beinahe selbstverständlich. Daß ganze kleine Sagen-Romane wie der vom mittelalterlichen Londoner Bürgermeister Dick Whittington und seiner glückbringenden Katze aufgenommen wurden, nimmt bei der Freude der Engländer an solchen Geschichten nicht wunder. Wenn man erst einmal auf diesen besonderen Zug der Sammlung gekommen ist, gewinnt man sicherlich Geschmack an dem Buch und liest es als eine schöne Ergänzung zu jeder Volkskunde Englands.

Die Märchenforschung kommt übrigens dabei nicht zu kurz, Katherine Briggs hat ein lesenswertes Nachwort geschrieben, und ihre Anmerkungen sind von Fritz Harkort noch um die Aarbe-Thompson-Typennummern vermehrt worden, so daß für alle Benützer-Bedürfnisse gesorgt erscheint. Daß Geschichten in dem Band stehen, zu denen es gar keine Typen-Nummern gibt, sei schließlich auch noch festgehalten.

Leopold S c h m i d t

Alpes Orientales V (= Academia scientiarum et artium Slovenica, Cl. II: Philologia et Litterae, Bd. 24, Institutum Ethnographiae Slovenorum Bd. 10). 302 Seiten mit Abb. und Karten. Laibach 1969.

Niko Kuret und Milko Matičetov haben die „Acta“ des V. Kongress der Südostalpen-Volkskundler herausgegeben, wiederum einen schönen Band, der erweist, wie tätig diese freie Gemeinschaft ist, und was die jeweils gehaltenen Vorträge bedeuten.

Der 1967 in Windischgratz gehaltene Kongreß war den „Residua antiquissima quae in traditionibus Alpium Orientalium supersunt“ gewidmet. Viele Vorträge beschäftigen sich tatsächlich mit dem Nachleben hochaltertümlicher Traditionen, andere erfassen eher Kontinuitäten über kleinere Zeiträume. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß der Anteil der österreichischen Forscher diesmal recht bedeutend war. Es sprachen Leopold Kretzenbacher über „Solomes Tanz zum Tode. Zum Kontinuitätsproblem bei Apokryphen und Legenden“, Klaus Beitzl über „Das Klausenholz“, Elfriede Grabner über „Kontinuitätsfragen in der Volksmedizin des Ostalpenraumes“, Sepp Walter über „Suppan und Dorfrichter in der Steiermark“ und Maria Kundgraber über „Herkunft und Deutung eines Obergewandes aus Pöllandl“. Wie man sieht, so gut wie durchwegs Themen, die sich auf mittelalterliche Quellen und deren Nachwirkungen beziehen. Die slowenischen Kollegen griffen, ihrer besonderen Situation entsprechend, mehrfach tiefer und versuchten altslawisches und vorslawisches Gut und dessen eventuelles Weiterleben herauszuarbeiten. Dies vom Sprachlichen an, wenn etwa Fr. Bezlaj über „Das vorslawische Substrat im Slowenischen“ sprach oder A. Cevc über die „Vorgeschichtliche Deutung der Sennhüte in den Kamniker Alpen“. Milko Matičetov hat ähnliches für sein Gebiet der Volkserzählung versucht: „Elemeni preslavi nella narrativa popolare slovena“. Mit dem Maskenbeitrag von Niko Kuret „Die Mittwinterfrau der Slowenen“ kommt man dagegen wieder aus der Prähistorie in der Welt des mittelalterlichen

Volksbrauches zurück. Kurets sehr dankenswerte Karten zeigen übrigens, in welchem Ausmaß hier die Überlieferung in Kärnten befragt werden muß. Die landschaftliche Erforschung dieser Perchtengestalten, Spinnstubenfrauen, Dienstagfrauen usw. ist durch die Intensiv-Befragungen von Kuret sicherlich wesentlich gefördert worden.

Selbstverständlich wird man auch die anderen Beiträge des Bandes, so von Pellegrini, Grafenauer, Vilfan, Gavazzi, Perusini, Vodusek, Palavestra und Niederer mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Für den geschichtlich-volkskundlich Interessierten bieten sich die Ausführungen von Bogo Grafenauer über „Die Kontinuitätsfragen in der Geschichte des altkarantanischen Raumes“ zur kritischen Lektüre an. Alles in allem jedenfalls wieder ein wertvoller Band, der dieser Freundesgruppe zu verdanken ist.

Leopod Schmid

Anzeigen / Einlauf 1968 — 1970

Religiöse Volkskunst, Krippen

Mario Andreis, Il piu originale dei Presepi. E' fatto tutto di pezzi di legno grezzo (aus: Il Giornale di Vicenza, 22. Dezember 1955). SA

(Anonym), Hirten aus Tiroler Weihnachtskrippen. Ein Bildbericht (aus: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift, Nr. 4, 1968, S. 292—303).
20.774 SA

Klaus Beitzl, Bäuerliches Leben im Spiegel der Votivbilder an Vorarlberger Gnadenstätten. (In: Taschen-Jahrbuch für den Vorarlberger Landwirt, 26. Jg., 1969, Dornbirn, S. 10—15, Abb.) 20.525

derselbe, Das Klausenholz. Gebethölzer im vorweihnachtlichen Kinderbuch (aus Alpes orientales V. Acta quinti conventus de ethnographia Alpium orientalium tractantis Graecii Slovenorum. Laibach 1969. S. 241—285, 3 Abb., 1 Karte). 21.185 SA

Gösta Berg, „Gubben Rosenbom“ och de antropomorfa fattigbösorna (aus: Fornvännen 1969, H. 4, S. 156—271, 11 Abb.). 21.218 SA

Hans Bleibrunner, Andachtsbilder aus Niederbayern (Beilage zum Amtlichen Schul-Anzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern, Nr. 6, 1. Dezember 1968, 58 Seiten, und Nr. 5, 1. Oktober 1969, 36 Seiten).
20.193

Bernward Deneke, Zeugnisse religiösen Volksglaubens. Aus der Sammlung Richter (=Bilderhefte des Germanischen Nationalmuseums, 2) Unpag., 63 Abb. Nürnberg 1965. 31.386 FM-A

Fritz Fahringer, Eine Ebenseer Fasten-(Passions-)krippe (In: Der Krippenfreund, Jg. 56, Nr. 3, März 1969, S. 34—36, 2 Abb.)
20.579 b SA

Ansgario Faller, Il continuatore di Rudolf Berliner Alfred Karasek-Langer (aus: Il Presepio Bd. XVI, Num. 54, Giugno 1968, S. 3—6, 1 Abb.)
21.164 SA

Helene und Thomas Finkenstaedt, Stanglsitzerheilige und Große Kerzen. Stäbe, Kerzen und Stangen der Bruderschaften und Zünfte in Bayern. 244 Seiten, 80 Abb. Weissenhorn 1968. 20.417

Florea Bobu Florescu, Paul Petrescu (Red.), Arta popular romaneasca, 669 Seiten, 362 Abb. Bukarest 1969. 21.315

Franz Grass, Zur Geschichte der Papierkrippe (In: Der Krippenfreund, Jg. 56, Nr. 3, März 1969, S. 30—33, 1 Abb.)
20.579 a SA

Veronika Handlgruber-Rothmayer, Steyrer Kripperl. 20 Seiten, Abb. im Text. Steyr o. J. 21.086 SA

Hans Hochenegg, Das Bild eines Tiroler Christbaumes aus dem Jahre 1852 (aus: Tiroler Heimatblätter, Bd. 44, 1969, S. 17—18, 1 Abb.)
21.114 SA

Tamas Hofer und Peter Kovacs, A Magyar Nempüvészet. Evszazadai I. Festett tablak 1536—1825 (Jahrhunderte der ungarischen Volkskunst I. Bemalte Kirchendecken und Kircheneinrichtungen 1526 bis 1825). 44 Seiten, Bildtafeln. Szekesfehervar 1969. 21.048 FM-A

Claudia Hoff, Krippen (= Luitpold-Sonderheft 80). Unpag., Farbtafeln. München, o. J. 21.355 SA

Cornel Irimie und Hedwiga Rusdea, Hinterglasmalerei und Holzschnitt in der rumänischen Volkskunst. Unpag., zahlr. Abb., 3 Seiten Beilagen. Sibiu — Hermannstadt, Brukenthal — Museum. o. J.
21.300 FM-A

Cornel Irimie, Hinterglasmalerei aus Rumänien. Berlin (1970, Staatliche Museen zu Berlin. 22 Seiten Querformat, Abb. im Text.
21.334 FM-A

Alfred Karasek-Langer, Historische Wurzeln in der Schönhengster Krippenkunst (aus: Schönhengster Heimat, Januar 1968, 2 Seiten, 1 Abb.)
20.279 SA

derselbe, Geschichte der Weihnachtskrippe im Adlergebirge (aus: Mei Heemt. Heimatblatt Oberes Adlergebirge, Grulicher Ländchen, Friesetal. Bd. 16, 1967, Nr. 8, 6 Seiten, Ill.).
20.287 SA

derselbe, Die Krippenkunst Schlesiens (aus: Schliesien, Heft IV, 1968, S. 193—203).
20.531 SA

derselbe Europäische Verflechtungen der böhmisch-mährischen Weihnachtskrippe (aus: Kirche, Recht und Land. Festschrift für Weihbischof Dr. Adolf Kindermann, Königstein im Taunus, München 1969, S. 221 bis 227).
21.020 SA

derselbe, Vierhundert Jahre Weihnachtskrippen in Lateinamerika (aus: Die Weihnachtskrippe, Bd. 36, 1969, S. 14—18).
21.064 SA

derselbe, Quattrocento anni di presepio nell' America Latina (aus: Il Prespio, Bd. XVII, 1969, Nr. 60, S. 2—9).
21.189 SA

derselbe, Krippenkunst in Böhmen und Mähren (aus: Sudetenland, Heft 1, 1970, 16 Seiten mit Abb.).
SA

Erika Karasek, Pfefferkuchen — Masken — Pyramiden. Weihnachtliche Volkskunst. Berlin 1969, Staatliche Museen. Museum für Volkskunde. Unpag., 16 Abb.
21.173 FM-A

Friedrich Knaipp, Katalog der Hinterglasbilder-Ausstellung vom 9. Mai — 18. Okt. 1970 im Stift Geras (Niederösterreich), 6 Seiten hektographiert.
21.440 FM-Ö

Sonja Kovačevićova, Ludove skulptury na Slovensku (Die Volksplastik in der Slowakei). (Aus: Slovensky narodopis, Bd. XVII, 1969, S. 205—275, 74 Abb. und 5 Karten).
21.123 SA

Josef Lanz, Krippenbau und Mannmalerei im alten Oschitz (aus: Reichenberger Zeitung, Bd. 18, 1967, Nr. 12, S. 12 ff.).
20.285 SA

derselbe, Alfred Karasek und die deutsche Volkskunde, Die Forschungsstelle Karasek für ostdeutsche Volkskunde in Bischofswiesen bei Berchtesgaden (aus: Der Kulturwart. Zeitschrift der Landsmannschaft Weichsel-Warthe, Nr. 96, Juni 1969, S. 1—17, ill.).
20.891 SA

Franz Loidl, Ein Ebenseer Christ, Holzknecht und Krippenbauer. Eine Kurzbiographie. Als Manuskript vervielfältigt im Kirchenhistorischen Institut der Kath. Theol. Fakultät der Universität Wien. 25 Bll. hektographiert.
21.148

Adolf Mais, Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum. Katalog (= Sonderausstellungsreihe Aus der Volkskultur der Ost- und Südostgebiete der ehemaligen Donaumonarchie, 2) 33 Seiten, vervielfältigt. Wien 1969.
20.893 FM-Ö

Luis Pedro Peña Santiago, La „Argizaiola“ vasca. Creencias, rite y costumbres relacionados con la misma. (Der baskische Kerzen-

wickelstock, Glauben, Riten und Bräuche in Bezug darauf) (= Coleccion Aunamendi, 38) 197 Seiten, 370 Ill. im Text. San Sebastian 1964.

21.279

Alfons Perlick, Zur Erforschung der schlesischen Weihnachtskrippen (aus: Der Schlesier, Bd. XX, Nr. 49, 5. Dez. 1968. Unpag., Abb. im Text).

20.578 SA

Irena Pišutová, Ludove malby na škle (Volkstümliche Hinterglasmalerei im Slowakischen Nationalmuseum in Martin und Preßburg) (= Edicia fontes Slovenskeho muzea, VI) 141 Seiten, 244 Abb. auf Tafeln, Farbtafeln. Martin (Slowakei) 1969.

21.174

Lothar Pretzell, Votivtafeln — Ex voto. Ein Beitrag der Bundesrepublik Deutschland zu der Internationalen Volkskunstausstellung aus Anlaß der Olympiade in Mexiko 1968. Zusammengestellt vom Deutschen Kunstrat. Unpag., Farb- und Schwarzweißtafeln. Mexiko 1968.

20.513 FM-A

Josef Ringler, Alte Tiroler Weihnachtskrippen. Zur Kenntnis ihrer geschichtlichen, volkskundlichen und künstlerischen Entwicklung. 184 Seiten, zahlr. Abb. zum Teil farbig. Strichzeichnungen im Text. Innsbruck — München 1969.

20.932

Lutz Röhrich, Adam und Eva. Das erste Menschenpaar in Volkskunst und Volksdichtung. 196 Seiten, 149 Abb., Noten im Text. Stuttgart 1968.

20.471

Christian Rubi, Taufe und Taufzettel im Bernerland. 96 Seiten, Textillustr., 29 Abb. auf Tafeln.

20.400

Elmar Schaller, Kapellen und Bildstöcke in der Pfarre Nenzing. 61 Seiten, Abb. im Text. Dornbirn 1968.

20.522

Gertrud Smola, Im Namen Gottes fang ich an. Ausstellung: Segenszeichen im Alltag. Graz. Kunstgewerbemuseum und Volkskundemuseum am Joanneum. Zur 750-Jahrfeier der Diözese Graz-Seckau. 24 Seiten, Abb. auf Umschlag. Graz 1968.

20.390 FM-Ö

Susanne Thune, Beseligende Weihnachtszeit. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. 63 Seiten, Abb. im Text. Günzburg 1969.

21.081

Jiří Uhliř, Die Bethlehemmalerei von Trebič. Unpag., mit Abb. Trebič, Bezirkskommission für den Touristenverkehr und das Westmährische Museum in Trebič. Trebič 1965.

21.390

Sepp Walter, Steirische Volkskunst. Kalender, den Freunden des Hauses Leykam zum Jahreswechsel 1969—1970. 14 Bil. Graz 1969.

21.197 M

Nora Watteck, Einiges über Salzburger Rosenkränze (aus: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 108, 1968, S. 325—339, 4 Bildtafeln).

20.886 SA

Alfred Weitnauer, Himmel voller Helfer, Welt voller Wunder. 104 Seiten, Skizzen im Text, Farbtafeln. Kempten im Allgäu 1967.

20.393

Karl Wolfgruber, Führer das das Krippenmuseum Brixen. 14 Seiten. Brixen o. J.

21.336 FM-A

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1970

Bildbeilage

Zu P i e n n, Tendler Papierkrippen



1. Krippe der Familie Teichmann



2. Ausschnitt aus 1

Zu P i e n n, Tendler Papierkrippen

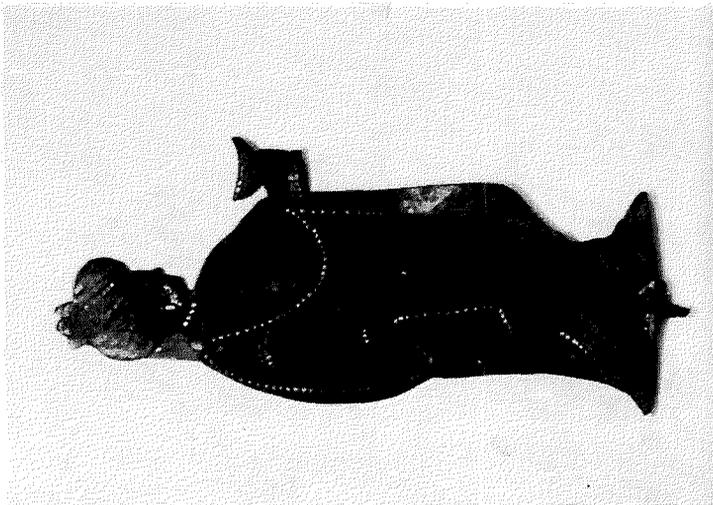


3. Krippe der Familie Klapf

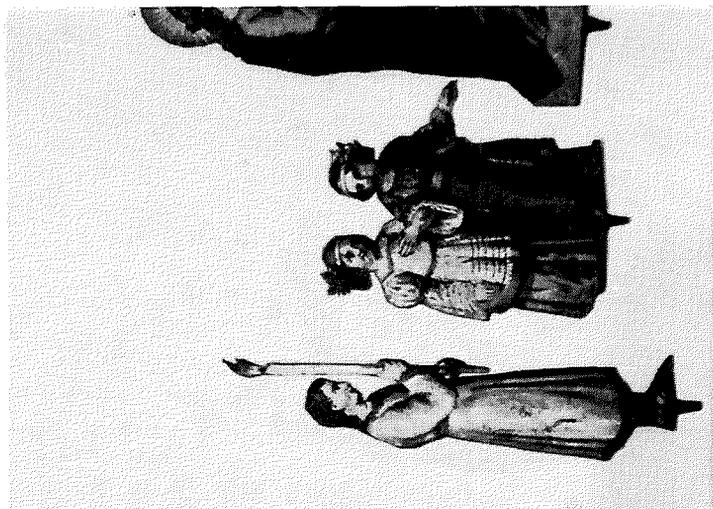


4. Einzelfiguren: König, Maria

Zu P i e n n, Tendler Papierkrippen



6. Einzelfigur: Mohrenkönig

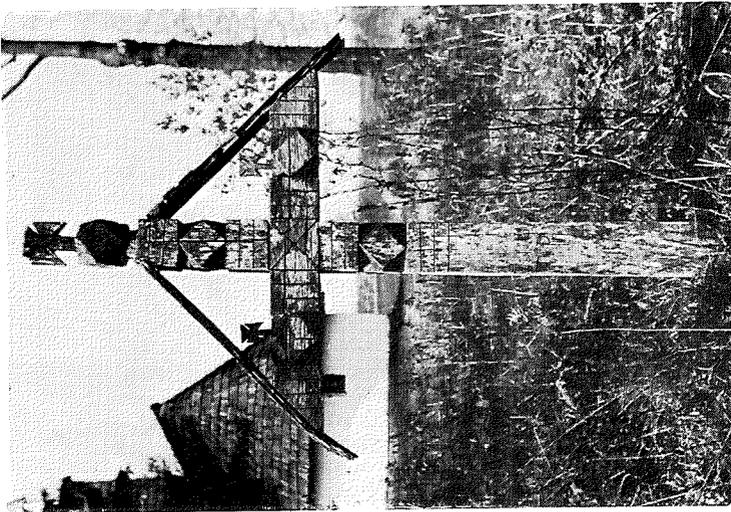


5. Einzelfiguren: Kinder

Zu Berger, Malkreuz — Grabkreuz

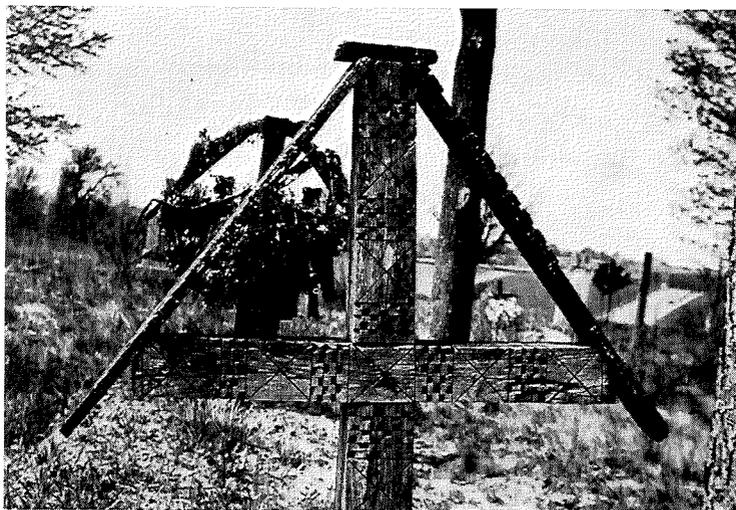


2. Rastovac

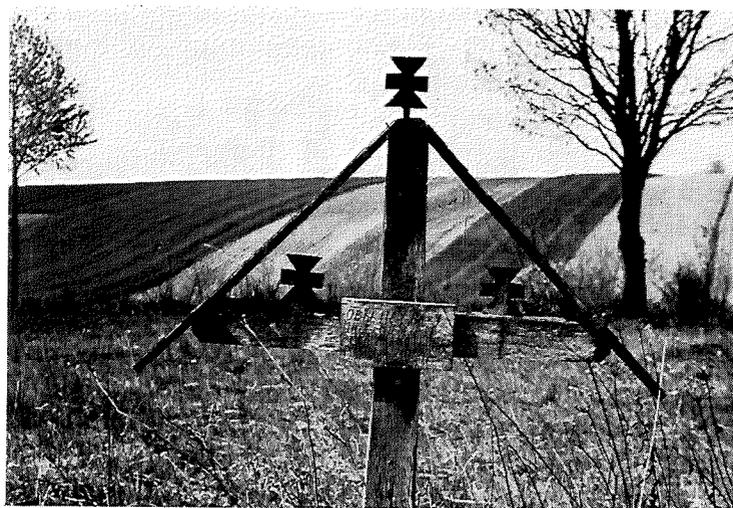


1. Rastovac

Zu Berger, Malkreuz — Grabkreuz

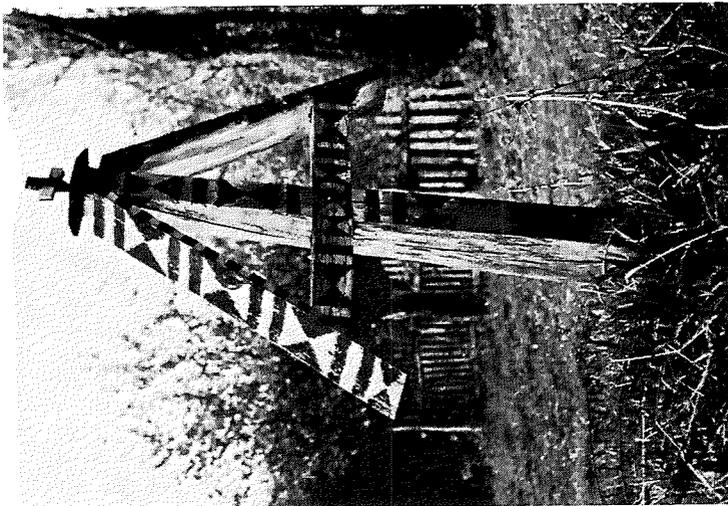


3. Rastovac

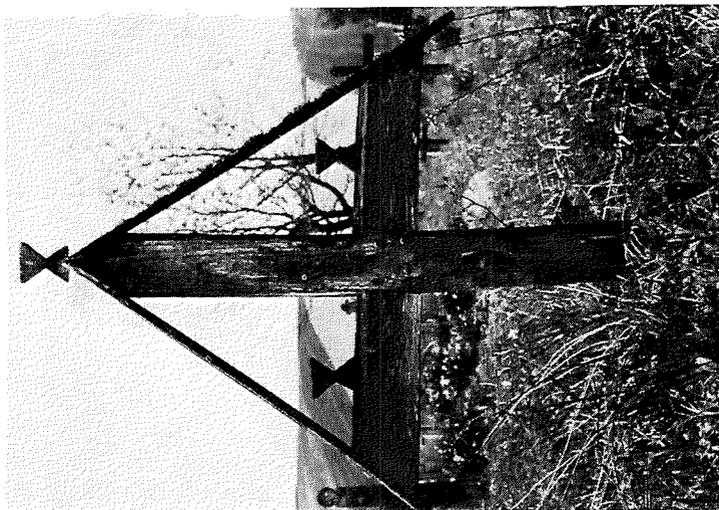


4. Rešenica

Zu Berger, Malkreuz — Grabkreuz

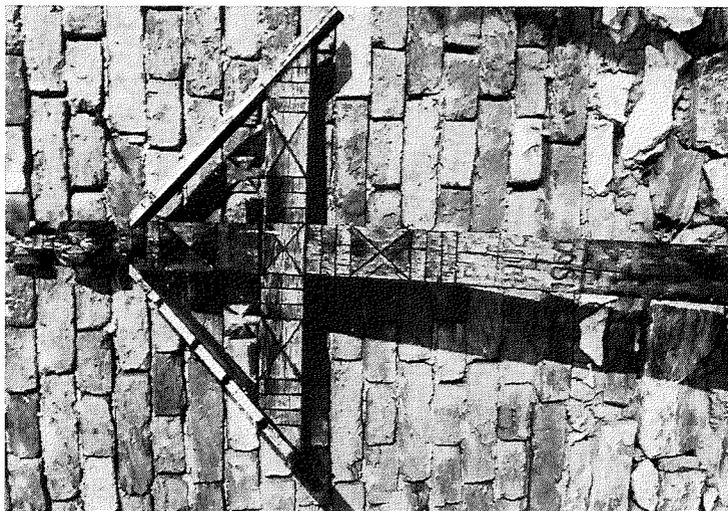


6. Vukovje

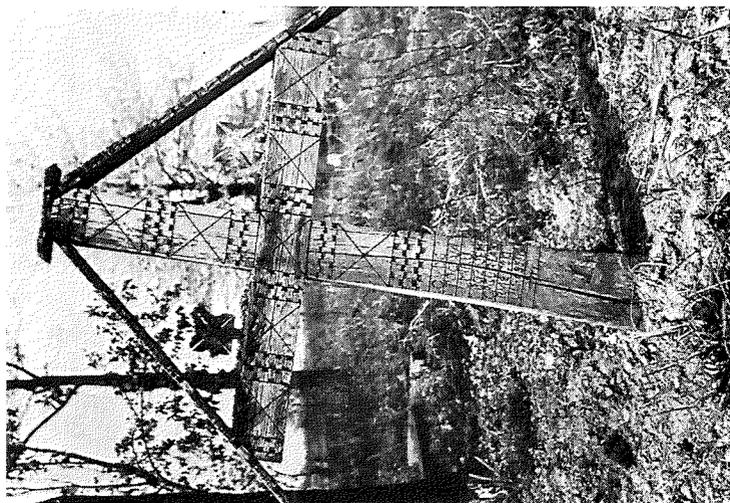


5. Rešenica

Zu Berger, Malkreuz — Grabkreuz



8. Vukovje



7. Rastovac

Zu Berger, Malkreuz — Grabkreuz



9. Vukovje



10. Rastovac



1. „Maie“, Pfarrhofzeichen aus Thüringerberg, Voralberg. Zustand nach Freilegung der Inschrift von 1845. ÖMV Inv. Nr. 65.028 (Aufn. Martin Kupf).

Zu Beitzl



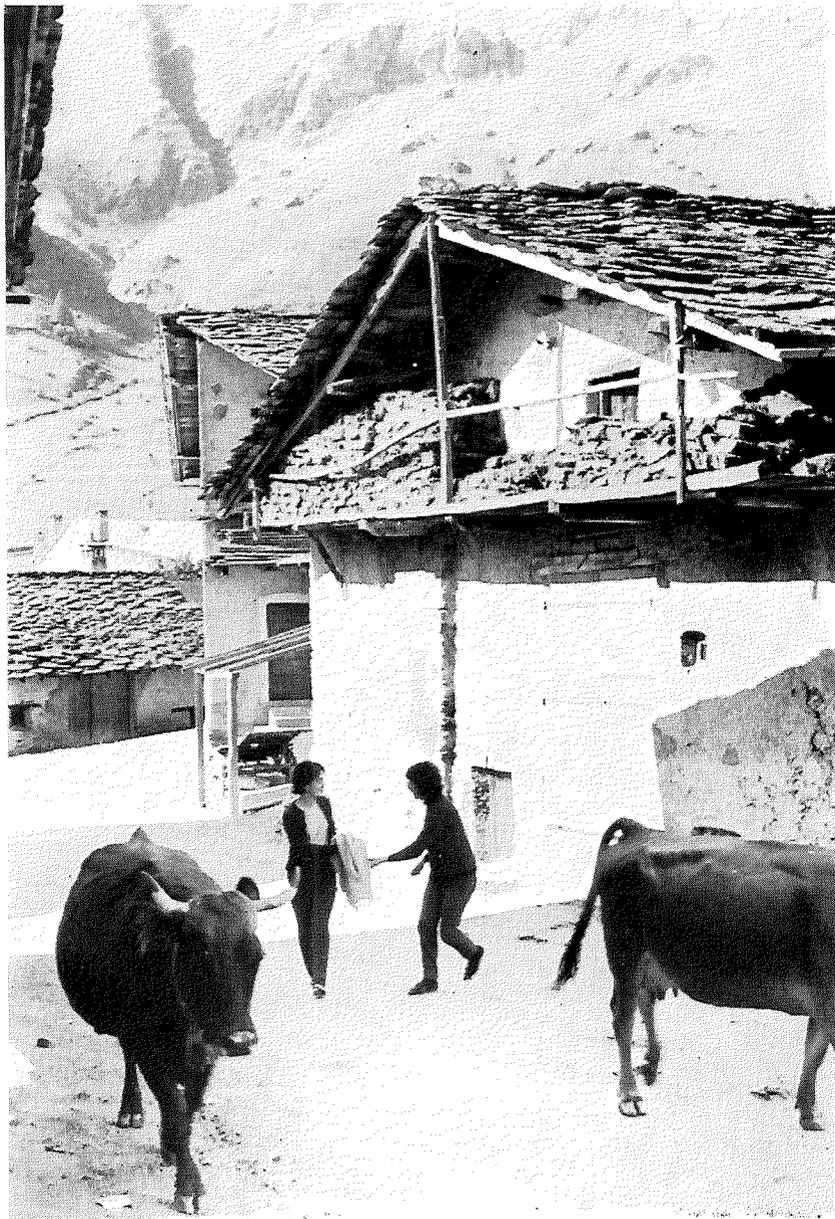
2. Schmiedeeisernes Hauszeichen am Pfarrhof von Fontanella im
Großen Walsertal, Vorarlberg (Aufn. Klaus Beitzl, 1955).

Zu Beitl-Niederer



Hölzerne Grabeinfriedungen und Grabkreuze (Verheiratete schwarz, Ledige und Kinder weiß) auf dem Friedhof von Bessans, Hoch-Maurienne, Dép. Savoie, Frankreich. Im Hintergrund Antoniuskapelle, 14. Jh. (Aufn. K. Beitl)

Zu Beitl-Niederer



Dorfgasse in Bessans, Hoch-Maurienne, Dép. Savoie, Frankreich. Wohnstallhaus, auf dem Trockengerüst unter dem Giebel Schafmistbriketts (Aufn. K. Beitl)